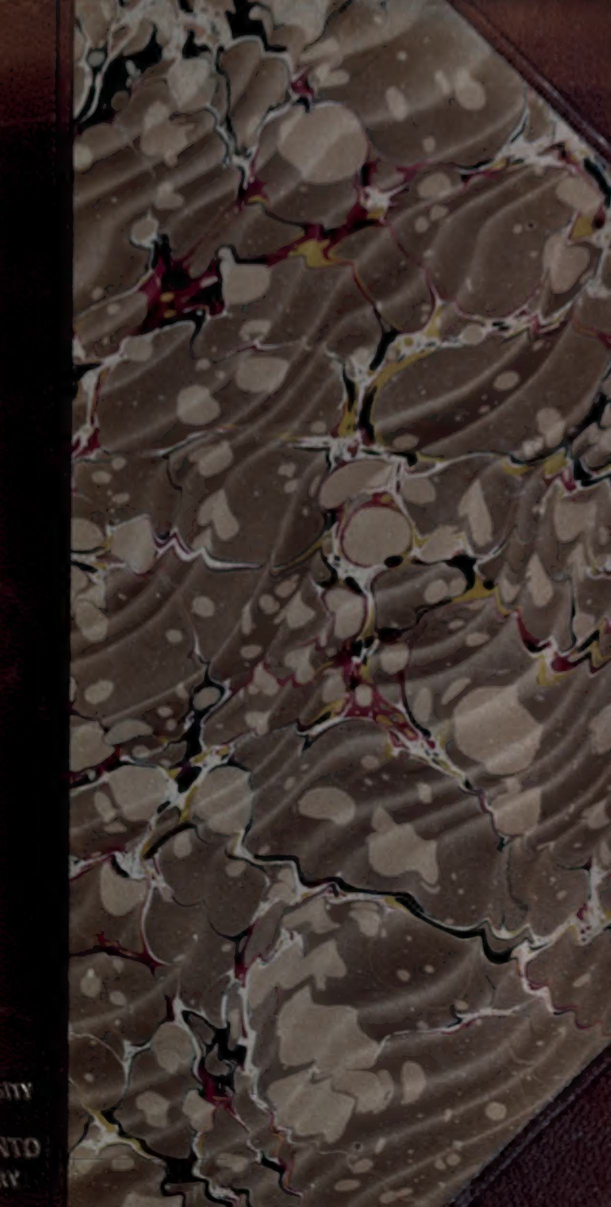
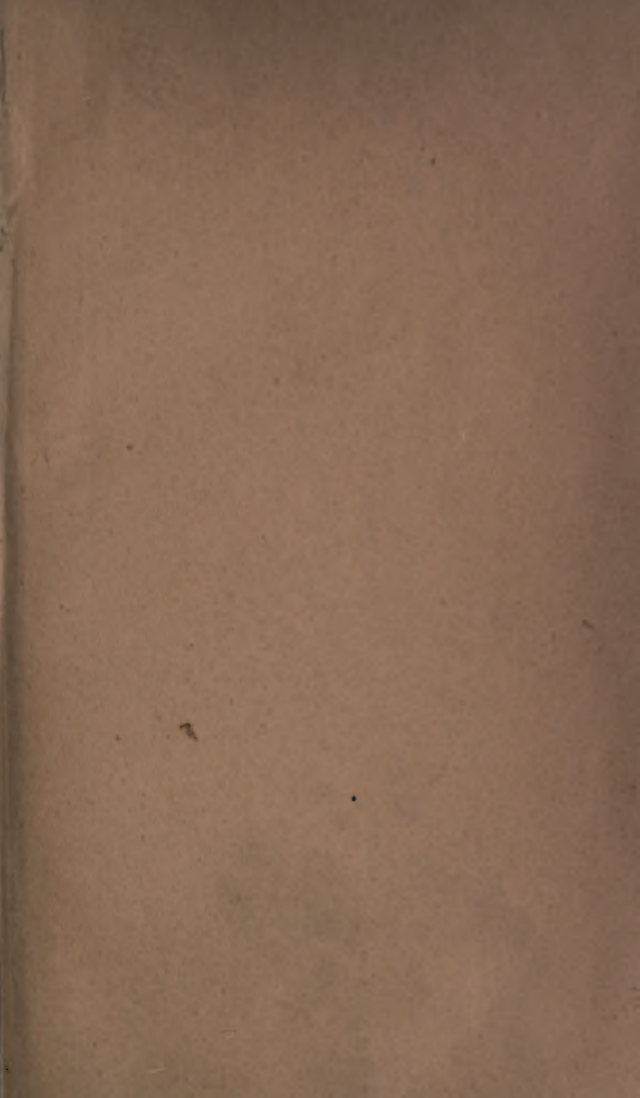








# Satyren der Deutschen.

Zweiter Theil.

## Liscov's Schriften.

Zweiter Theil.

Berlin,
in der Himburgischen Buchhandlung.
1806.

# Inhalt
## des zweiten Theils.

Seite.

# Christian Ludwig Liscov's
# Schriften.

## Zweiter Theil.

# Briontes der Jüngere,

oder

# Lobrede

auf den

Hochedelgebohrnen und Hochgelahrten

Herrn,

## Hrn. D. Johann Ernst Philippi,

öffentlichen Professor der deutschen Beredsamkeit auf der Universität Halle, wie auch Chursächsischen immatriculirten Advocaten ꝛc. ꝛc.

nach den Regeln

einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit,

gehalten

in der Gesellschaft der kleinen Geister,

in Deutschland,

von

einem unwürdigen Mitgliede dieser zahlreichen Gesellschaft.

---

1732.

BAUDIUS.

Hi se beatos atque sublimes putant
Vocabulorum quum tumore spumeo,
Strepituque anhelant futiles sententias,
Ut qui pusilli corporis statum juvant
Grandi cothurno, vestis aut farctu student,
Fortes videri, ac succulentis artubus.

# Vorbericht.

Die Gesellschaft der kleinen Geister hat einige Aehnlichkeit mit der unsichtbaren Kirche. Sie ist in der ganzen Welt ausgebreitet, und doch kann niemand sagen: Siehe, hie oder da ist sie. Ich sage dieses, um den Vorwitz meiner Leser vorzubeugen, die sich ohne Zweifel bemühen werden zu entdecken, wo gegenwärtige Lobrede eigentlich gehalten worden. Ich

gebe ihnen mein Wort, daß sie dieses so wenig errahten werden, als sie errahten werden, wer der ältere Herr Briontes sey. Sie dürfen aber darum nicht zweifeln, ob eine solche Gesellschaft auch wirklich vorhanden sey. Sie glauben eine unsichtbare Kirche: Sie glauben eine patriotische Assemblee, und eine stille Todtengesellschaft zu Friedensburg. Sie glauben also, ob sie gleich nicht sehen. Warum wollen sie denn die Wirklichkeit der Gesellschaft der kleinen Geister in Zweifel ziehen, weil sie unsichtbar ist? Ich versichere sie, daß sie in der Welt ist. Sie können mir trauen. Ich lüge nicht. Es sind darin viele große und berühmte Männer, die ich namhaft machen könnte, wenn ich nicht besorgte, sie möchten es übel nehmen. Die Mitglieder unserer Gesellschaft sind von großer Bescheidenheit, daß sie lieber

sterben, als sich kund geben: und der Leser kann glauben, daß ich mir lieber die Zunge abbeißen, als meinen Namen sagen würde.

Ich halte für unnöhtig, mich wider den Momus zu verwahren. Wer meine Rede tadeln will, der thue es immerhin. Ich werde mir desfalls weder einigen Kummer machen, noch meine Tadler hassen. Ich bin versichert, daß diejenigen, denen meine Rede am wenigsten gefallen wird, meine würdigsten Mitbrüder sind, ohne daß sie es selbst wissen. Man darf sich darüber nicht wundern. Unsere Gesellschaft hat allenthalben die Ihrigen, und viele, die es sich nicht einbilden, stehen mit mir in einer unsichtbaren Gemeinschaft. Es wird mir eine Freude seyn, bey dieser Gelegenheit einige dieser Herren kennen zu lernen, und ich bitte sie sammt und sonders, versichert zu seyn,

daß ich alsdann nicht ermangeln werde, meine Schuldigkeit gegen sie zu beobachten, und ihnen diejenigen Liebesdienste zu leisten, die ich ihnen, als meinen wehrten Brüdern, schuldig bin; aber bishero nicht habe erweisen können, weil ich nicht die Ehre gehabt, sie zu kennen.

Hochzuehrende Herren,

Hochwehrtgeschätzte Gönner

und Freunde!

Es lebe der Herr Professor Philippi! Hoch! Sie erschrecken nicht, meine Herren, daß ich meine Rede mit einem Geschrey *) anfange, so sich eher auf der Gassen, als in einem engen Zimmer, und besser in einer Schaar schwärmender Studenten, als in der Versammlung sittsamer Personen, schicket. Es ist die Freude, so ich über das Glück eines so außerordentlichen Geistes, als der vortreffliche Mann, dem ich in dieser Stunde

*) Ich brüllte hier greßlich, und halte es für eine der vornehmsten Pflichten eines Redners, seine Stimme, nach Erforderung der Sachen, zu erheben und fallen zu lassen. Ich bedaure, daß der geneigte Leser mich nicht gehöret hat. Ich kann Ihn versichern, daß ich es, ohne Ruhm zu melden, recht artig machte.

eine Lobrede halten soll, empfinde, so unbändig, daß ich, ohne mir die grössește Gewalt anzuthun, unmöglich in den Schranken des gemeinen Wohlstandes bleiben kann.

Jam furor humanos nostro de pectore sensus
Expulit, et totum spirant præcordia Phœbum. *)

Ich setze alle Betrachtungen der Ehrerbietung, die ich einer so ansehnlichen Versammlung schuldig bin, aus den Augen, und lasse meinem Triebe den freyen Lauf. Ich schreye mit Macht, und aus vollem Halse, daß die Pfosten beben, daß es weit und breit ertönet, die Nachbarschaft in Unruhe setzt, und die halbe Stadt rege macht: Es lebe der Herr Professor Philippi! Hoch!

Ich würde nicht ermangeln, meine Herren, diesen frohen Ausruf mit dem gewöhnlichen Anhange **) zu begleiten, wenn ich nicht versichert wäre, daß es eines solchen Trumpfs in einer Ver-

---

*) Claudianus de Rapt. Proserp. Lib. I.

**) Kluge Leser merken leicht, daß ich auf das bekannte: Ein H... moquirt sich! ziele. Ich habe hier also gewiesen, daß man auch von unflätigen Dingen reden könne, ohne ein unziemliches Wort zu sagen. Welches gewiß was schönes ist.

sammlung nicht bedürfte, welche aus Personen bestehet, die alle von der Vortrefflichkeit des Herrn Professors Philippi eben so stark überführet sind, als ich, und folglich, da ihre Freude über dessen Erhebung nicht geringer als die meinige ist, ohne Zweifel mit mir Vivat! rufen würden, wenn sie sich nicht ein Gewissen machten, die wohlhergebrachten Rechte eines öffentlichen Redners zu verletzen.

Es würde demnach eine unzeitige Höflichkeit seyn, wenn ich mein Schreyen gegen eine Versammlung entschuldigen wollte, die, wenn ich schweige, selbst, vielleicht noch aus einem höhern Tone, anstimmen würde. Ich rufe, meine Herren, in ihrer aller Namen: Es lebe der Herr Professor Philippi! Hoch!

Aber wie wird mir? *) Ich bin niemalen mit einer größern Freudigkeit aufgetreten, eine Rede zu halten, als jetzo; und doch, da es recht angehen soll, befinde ich mich in einer Verwirrung, die ich nicht wohl zu beschreiben vermag.

---

*) Hier trat ich ungefehr drey Schritte zurücke.

Ich lasse die Hände sinken, *) meine Lenden schüttern, und mir wird grün und gelbe vor den Augen. Es scheinet, als wenn Traurigkeit und Freude, zwo Gemüthsbewegungen, die einander gerade entgegen laufen, wenn sie einen gewissen Grad erreichet haben, fast von einerley Wirkung sind. Eine gar zu große Traurigkeit macht uns starr:

(uræ leves loquuntur, ingentes stupent. **)

Und mir lähmet eine übermäßige Freude die Zunge. Ich verstumme beym Anfange meiner Rede. ***) ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ Wundern Sie sich nicht, meine Herren, über einen so besondern Zufall. Bedenken Sie vielmehr die Grösse der Last, so Sie mir aufzulegen beliebet. Ich soll, zu Bezeugung der innigsten Freude, so unsere Gesellschaft, über die Erhebung des Herrn D. Philippi zu der Profession der deutschen Beredsamkeit in Halle, empfindet, einem Manne eine Lobrede halten, der bisher aus

---

*) Hier ließ ich wirklich die Hände sinken, und zitterte mit dem ganzen Leibe.

**) Seneca in Hippolito.

***) Hier schwieg ich einige Minuten still. Der geneigte Leser beliebe zu merken, wie meine Bestürzung stuffenweise zugenommen. Welches Kunststück um so viel größer, je genauer es mit der Natur überein kömmt.

sonderbarer Demuht seine Vortrefflichkeit so geschickt zu verbergen gewußt, daß man alle Mühe von der Welt hat, sich einen rechten Begriff von selbigem zu machen.

Ich gestehe, meine Herren, ich habe diese Mühe überstiegen. Ich habe die sechs deutschen Reden, so der Herr D. Philippi durch den Druck bekannt gemacht hat, ja, was noch mehr ist, ich habe sein Heldengedicht gelesen; und sehe also die Verdienste dieses grossen Mannes völlig ein. *) Aber, meine Herren, dadurch wird meine Verwirrung nicht gemindert; sie nimmt vielmehr zu, und die Menge und die Grösse der vortreflichen und ausnehmenden Eigenschaften, so ich an dem Herrn Professor Philippi erblicke, macht mir den Mangel der Beredsamkeit, den ich allemal bei mir spühre, empfindlicher, als jemals.

Wie fange ich es also an, daß ich mit Ehren wieder von diesem Platze komme? Ich wollte

---

*) Als ich diese Rede hielte, war die berühmte thüringische Historie des Hrn. Prof. Philippi noch nicht ans Licht getreten; ich behalte mir also vor, das Lob dieses vortrefflichen Buches bey einer andern Gelegenheit unserer Gesellschaft kund zu machen.

wohl den Apollo bitten, mir schöne Gedanken ein-zublasen, und das Band meiner Zunge zu lösen; allein der stumme Götze vermag es nicht. Ich wollte den Herrn Brockes wohl um seinen Mund ansprechen; *) aber ich bin zu blöde. Er braucht ihn selber, und überdem soll ich kein Gedichte machen. Könnte ich, wie dort Saul den Samuel, die alten graubärtigen und vermoderten Redner, Demosthenes und Cicero, beschwören, aus ihrer Gruft hervorzutreten: **) so wollte ich selbige um Hülfe in dieser Noht anrufen. Allein ich kann nicht hexen, und ich bin überdem zweifelhaft, ob alle Beredsamkeit dieser beyden Alten zureichen möchte, den Herrn Professor Philippi nach Würden zu erheben. Ich würde also untröstbar seyn, und mit Schanden abtreten müssen, wenn ich nicht selbst bey dem großen Geiste Trost fände, dessen Vortrefflichkeiten mich in diese Verwirrung gesetzet haben.

Es mag demnach Demosthenes, Cicero, Apollo, ja Brockes selbst, einen guten Tag haben. Ich bedarf ihrer Hülfe nicht: Ich halte mich an den

---

*) S. das Heldengedicht des Hrn. Philippi S. 5.

**) S. die sechs deutschen Reden des Hrn. Philippi. S. 12.

Herrn Professor Philippi. Dieser große Mann hat mir durch sein Beyspiel gewiesen, wie ich und meines gleichen kümmerliche Redner es machen müssen, wenn wir etwas sagen wollen, und nicht wissen, was es seyn soll. Er hat die Kunst erfunden, wie ein Redner das, was ihm mangelt, geschickt von seinen Zuhörern entlehnen kann. Er saugt Gluht aus den Augen der hochgeschätzten Anwesenden; und wenn seine matte Fähigkeit zum Denken, und eine schamhaftsvolle Furcht ihm allen Muht benimmt, und seinen Geist entkräftet: so nimmt er seine Zuflucht zu seinen Zuhörern, und spricht:

> Jedoch es ist noch Rath: Wann Dero Huld erlaubt,
> Daß mein Gedanke jetzt denselben etwas raubt;
> Will ich das Feuer nur aus Dero Augen fassen,
> So wird mein Mund beredt : : : *)

Ich wollte nicht um wie viel, daß von dem Herrn Professor Philippi dieser vortreffliche Handgriff nicht erfunden wäre. Hätte ich von ihm nicht gelernet, wie man Feuer aus den Augen der Zuhörer fassen müßte, was könnte ich wohl machen? Aber so bin ich aller meiner Sorge entle-

---

*) S. das Heldengedicht S. 6.

diget. Ich fasse das Feuer aus Dero Augen, und spreche:

> Säh also Ihre Huld mich jetzt aufs schärfste an,
> So könnt wohl Dero Gluht auch in mir Gluht erwecken.
> Wie oft wird das entzündt, das selbst nicht brennen kann:
> So kann ihr Feuer auch jetzt meinen Geist anstecken. *)

Ob also gleich Ehrfurcht und Ohnmacht mir billig ein Stillschweigen auflegen sollten: so lasse ich doch den Muht nicht sinken; sondern da Dero, aus unverdienter Gütigkeit, auf mich unverwandt gerichtete Augen, hochwehrteste Anwesende! mir befehlen, daß ich in meiner Rede noch nicht aufhören, sondern fortfahren solle; zumal in den Gesetzen unserer Versammlung versehen, daß wir bey dergleichen Begebenheiten lieber das Herz, als die Kunst, das Wort führen lassen wollen: so gehorche denn, und sehe zugleich im voraus, daß, wo ich reden soll, als es mir wahrhaftig ums Herze ist, ich eher einen Anfang, als Ende, meiner auszudrückenden Bewegungen, werde antreffen können. **) Wie vermögte ich auch mich weiter

*) S. das Heldengedicht S. 5.

**) S. die sechs deutschen Reden S. 21 und folg.

weiter des Redens zu enthalten, da die unwandelbare höchsterfreuliche Nachricht von der unvermutheten Erhebung des Herrn Professor Philippi durch das Herz aller Redlichgesinnten, mithin auch vornehmlich durch die Ihrigen, gleich einem gewaltsamen Strohm, den keine Dämme aufhalten, hindurch bricht, und die Freude durch alle Glieder des Leibes, um nicht bey weiterer Beklemmung in den Herzen, es gar zu zerbrechen, einen ungehinderten Ausgang zu nehmen trachtet? Sind demnach gleich meine Worte zu niedrig, als daß sie den hohen Grad unsers Vergnügens auszudrücken vermögten, und läßt sich gleich ein erhabner Cedernbaum nicht mit einem geringen Maaßstabe von Cypressenholz ausmessen: so soll doch dasmal mein Herz für mich reden, und Dero eigene gerechte Freude über die Beförderung des Herrn Professor Philippi soll mir zur Regel und zum Maaßstabe dienen, um darnach die Gerechtigkeit der Freude aller Verehrer dieses großen Mannes auszumessen.

Es breche also nunmehr ungehindert die verborgene Freude meines Herzens aus der Quelle der Ehrerbietigkeit hervor; und ohneracht et solche Dero allerseits hellen Gemüthsaugen bereits un

verborgen ist: so vermenge sich doch mein Freudenton mit dem In dulci Jubilo aller, so die Verdienste des Herrn Professor Philippi kennen, und erfülle die Luft mit einem hellen und deutlichen Vivat! mit einem freudigen Hoch! und mit einem frohlockenden Jubelgeschrey. *) Es lebe der Herr Professor Philippi. Hoch!

Mich deucht, meine Herren, ich nehme in Dero unverwandt auf mich gerichteten Augen, aus welchen ich dasjenige Feuer gefasset, so jetzo in die Flammen eines ausserordentlichen Freudengeschreyes ausbricht, einen heimlichen Widerwillen wahr. Sie befürchten, ich sehe es Ihnen an, ich dürfte meines Hauptzweckes vergessen, und die Zeit, so bestimmet ist, den Herrn Professor Philippi zu loben, mit blossen Wünschen für das Wohlseyn eines so vortreflichen Mannes zubringen. Und gewiß, meine Herren, bald sollte ich mich

*) Wann der geneigte Leser hier einen Unterscheid in der Schreibart wahrnimmt: so wisse er, daß ich hier dem Herrn Professor Philippi nachzuahmen gesuchet. Siehe dessen sechs deutschen Reden S. 24. 25. Ich erinnere dieses darum, damit man das Lob, welches Gedanken solcher Art und so besondere Ausdrückungen verdienen, nicht mir ertheile, sondern dem Herrn Philippi.

dieser List bedienen, um mich einer Last zu entledigen, die mir fast zu schwer fallen will. Was soll ich von einem Manne sagen, den ich nicht kenne? Ich kann mit gutem Gewissen einen Eid schwören, daß ich nicht eher gewußt habe, daß der Herr Professor Philippi in der Welt sey, als bis derselbe, aus Gottes gerechtem Verhängniß, erkohren worden, den Hochmuth einer Akademie zu dämpfen, die unserer Gesellschaft bishero ein Dorn im Auge gewesen ist, und Derselben zu einer Geissel hat dienen müssen. Es ist wahr, meine Herren, ich habe die vortrefflichen Reden des Herrn Professor Philippi gelesen. Ich kenne ihn also aus seinen Schriften. Aber diese Schriften sind, nach dem Urtheile der Kenner, mit solcher Kunst verfertiget, daß man Mühe hat, die Kunst darinn zu finden. Artis est celare artem. Dieses Kunststück hat der Herr Professor Philippi in seinen Reden meisterlich angebracht. Er hat mit solcher Sorgfalt seine Geschicklichkeit verborgen, daß zu deren Entdeckung die Einsicht eines grossen Staatsmannes erfordert wird, *) und die Weisheit der

*) S. in den sechs deutschen Reden die Vorerinnerung zu der dritten Rede. S. 48.

Schulgelehrten dazu nicht hinlänglich ist. *) Diese Nachteulen blendet ein so grosses Licht.

Es würde mir daher nicht zu verdenken seyn, wenn ich jetzo, da ich zu Bezeugung unserer Freude, Hoch! gerufen, ohne ferner ein Wort zu sagen, nach Hause ginge, und daselbst die seltenen Eigenschaften des Herrn Professor Philippi stillschweigend bewunderte. Aber, meine Herren, ich habe mich schon so weit herausgelassen, daß ich dieses mit Ehren nicht thun kann. Ich habe schon bekannt, daß ich die Verdienste des Herrn Professor Philippi völlig einsähe. Dieses Bekenntniß wiederrufe ich nicht. Ich bin völlig überzeuget, daß der Herr Professor Philippi ein Redner ist, der seines gleichen nicht hat. Doch verlange ich darum nicht, meine Herren, daß Sie mich den gemeinen Gelehrten vorziehen, und von meiner Scharfsichtigkeit gar zu grosse Begriffe haben sollen. Ich würde mit allen Gelehrten meiner Art selig gestorben seyn, ohne zu dieser Erkenntniß zu gelangen, wenn nicht der Herr Professor Philippi die Güte gehabt hätte, auf dem Titelblatte seiner

*) S. in den sechs deutschen Reden die der vierten Rede vorgesetzten Anmerkung S. 80.

sechs deutschen Reden zu melden, daß sie nach denen Regeln einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit ausgearbeitet sind.

Dieses Zeugniß, welches der Herr Professor Philippi sich selbst giebt, ist so glaubwürdig, daß derjenige sehr unverschämt seyn müßte, der sich gelüsten lassen wollte, an der Geschicklichkeit des Herrn Professor Philippi zu zweifeln. Es giebt uns diejenige gute Meynung von dem Herrn Professor, welche nöhtig ist, die verborgenen Schönheiten seiner Reden einzusehen, und nach dieser Einsicht von der Vortrefflichkeit des Verfassers zu urtheilen; und man muß bekennen, der Herr Professor Philippi hat durch dasselbe die Pflicht, mit welcher er sich und seinem Nächsten verwandt ist, vollenkommen erfüllet, indem er dadurch die vortheilhaften Gedanken, die er von seiner eigenen Arbeit hat, aufs bescheidenste an den Tag leget, und andern die Gelegenheit benimmt, sich, durch Entziehung des ihm gebührenden Lobes, an ihm zu versündigen.

Ich weiß wohl, es hat ein alter Wahn das menschliche Geschlecht so sehr bethöret, daß die meisten es als eine Unanständigkeit ansehen, wenn einer sich selbst lobet; und es giebt wirklich so ei-

gensinnige, neidische Gemühter, die sich an dem Titelblatte der sechs deutschen Reden des Herrn Philippi ärgern, und es diesem grossen Manne zur Sünde deuten, daß er seinen Lesern zum voraus einen guten Begriff von seiner Arbeit zu geben suchet. Aber gleichwie Leute von dieser Art gemeiniglich erhabenen und tugendhaften Gemühtern, als der Herr Professor Philippi ist, zu solchen Vorwürfen dienen, daran sie derselben ihre Schwachheiten deutlich erkennen, und ihre Edelmuht in großmühtiger Ertragung solcher unverschuldeten Urtheile rühmlichst erweisen lernen: *) so hoffe ich auch, meine Herren, Sie werden den Eigensinn dieser Tadler mit mir verabscheuen, und, nach der Ihnen beywohnenden Klugheit, wohl begreifen, daß der Herr Professor Philippi einestheils, wie ich schon erwiesen, wichtige Ursachen gehabt, sich selbst zu loben, und anderntheils auf dem Titelblatte nichts gesetzet hat, von dessen Wahrheit nicht ein jeder, der seine Reden lieset, beym ersten Anblicke überführet werden sollte.

Er spricht, seine Reden wären nach den Regeln einer natürlichen, männlichen und heroischen

---

*) S. den Vorbericht zu den sechs deutschen Reden.

Beredsamkeit ausgearbeitet. Er redet die Wahrheit. Wer will leugnen, daß seine Beredsamkeit natürlich sey? Ein jeder siehet leicht, daß es mit seinen sechs Reden ohne Hexereyen zugegangen ist. Sie ist männlich; denn der Herr Professor Philippi ist ein Mann, und kein Weib. Sie ist heroisch, weil der Herr Professor Philippi sich an die gemeinen Regeln der Redekunst ganz und gar nicht kehret. Mich deucht meine Herren, ein solcher Redner ist wehrt, daß ihn alle Welt lobet, und ich zweifle nicht, es werde Ihnen allerseits sehr angenehm seyn, wenn ich Ihnen die so sehr versteckten Schönheiten seiner Reden so deutlich, als es mir möglich ist, zur Bewundrung darstelle.

Ich bin versichert, meine Herren, daß keiner unter Ihnen ist, der nicht die sechs deutschen Reden des Herrn Professor Philippi ein- ja mehrmal durchgelesen habe. Ich frage Sie demnach auf ihr Gewissen, ob Sie jemalen etwas gelesen, so mit denselben zu vergleichen ist? An ihren Augen meine Herren, sehe ich es Ihnen an, daß Sie mir diese Frage mit Nein beantworten werden.

Aber ich möchte doch fast wetten, daß Sie die verborgene Absicht des Herrn Philippi nicht so tief einsehen, als erfordert wird, um recht zu er-

kennen, wie sehr unsere Gesellschaft diesem ausserordentlichen Redner verpflichtet ist.

Sie wissen, meine Herren, für wie schwer es die alten Griechen und Römer gehalten haben, eine geschickte Rede zu verfertigen. Cicero zweifelt ob jemals ein vollkommener Redner gewesen sey, oder seyn werde. Wir dürfen uns über dieses Verfahren der Griechen und Römer nicht wundern, wenn wir nur bedenken, daß sie die Redekunst der Vernunftlehre auf eine schändliche Art unterworfen, und sich eingebildet haben, man müsse erst denken lernen, ehe man sich zu reden unterstünde. Das Licht des Evangelii, welches die Finsterniß, in der die Heiden wandelten, vertrieb, hat auch diesen so bösen und schädlichen Wahn verjaget.

Die heiligen Kirchenväter, und ihre würdige Nachfolger, haben sich ein Gewissen gemacht, den Weg der Gottlosen zu wandeln; sondern eine solche Art der Beredsamkeit durch ihre Beyspiele eingeführet, daß es einem Menschen der nicht stumm ist, und nur Herz genug hat, das heraus zu sagen, was ihm zuerst ins Maul kömmt, nimmer fehlen kann, den Ruhm eines guten Redners davon zu tragen. Jedermann hat sich bestrebet diesem Exempel so ehrwürdiger Personen zu fol-

gen, und die Welt ist von einer entsetzlichen Menge grossen Redner überschwemmet worden. Es hat zwar immer einige ekelen und naseweisen Gemühter gegeben, die da mit der gemeinen Beredsamkeit nicht zufrieden gewesen sind, und es für besser gehalten haben, wenn man sich nach dem Geschmacke der Griechen und Römer richtete; aber es sind ihrer allzeit so wenige gewesen, daß sie gegen die grosse Menge ihrer Gegner nicht aufkommen können. Dieses schreckt diese Verwegnen nicht ab: und viele von ihnen, deren Namen ich nicht einmal nennen mag, haben sich unterstanden ihre Grillen in Regeln zu bringen, und aller Welt die Nachahmung der Alten, als den einzigen Weg zur wahren Beredsamkeit, anzurahten.

Ich irre sehr, oder der Herr Professor Philippi hat zu keinem andern Ende seine sechs deutschen Reden herausgegeben, als dem Unheile, das solche Schriften anrichten können, vorzubeugen.

Man hat Ursache zu hoffen, daß er seinen Zweck erreichen werde. Denn da diese naseweisen Herren durch ihre Regeln allen Lehrbegierigen eine Last auflegen, die auch unsere Väter nicht zu tragen vermogt, und von einem Redner so viel Vernunft, Scharfsinnigkeit und Wissenschaft erfordern,

daß viele gute Gemühter, denen es sonst weder an Worten, noch Dreistigkeit fehlet, nohtwendig in Verzweiflung gerahten müssen; auch überdem sich nicht schämen, bey so hellem Lichte des Evangelii, die blinden Heiden als rechte Muster vollkommener Redner vorzustellen: so hoffe ich, daß alle diejenigen die ihr eigen Bestes lieben, und ihr Gewissen betrachten, sich inniglich freuen werden, daß der Herr Professor Philippi auf eine so feine Art die Nichtigkeit solcher Einfälle zeigen, und durch sein eigen Beyspiel unwidersprechlich darthun wollen, wie leicht es sey, auch ohne sich an so beschwerliche Regeln zu binden, und, ohne Absicht auf die blinden Heiden, ein natürlicher, männlicher und heroischer Redner zu werden.

Sie, hochgeschätzte Anwesende, haben um so viel mehr Ursache, über dieses heldenmühtige Unternehmen des Herrn Professor Philippi zu frohlocken, je genauer dasselbe mit dem Endzwecke ihrer Gesellschaft übereinstimmet, und je gewisser Sie hoffen können, daß dadurch ihre Absichten ungemein werden befördert, und die Zahl ihrer Glieder, den Neidern zum Trotz vermehret werden.

Ich für meine Person weiß mich fast vor Freuden nicht zu lassen, und es fehlet wenig, ich hüpfte

auf einem Beine, *) wenn ich mir vorstelle, was ein so vortreflicher Mann unserer Gesellschaft vor Vortheil bringen wird. O! wie glücklich wären wir . . . Doch, meine Herren, ich mäßige mich, und behalte das, was ich jetzo sagen wollte, auch mit Gefahr meiner Gesundheit, auf dem Herzen, weil Dero huldreiche Augen, **) welche mit einer ehrerbietigen, und zugleich höchstverbindlichen

---

*) Bey diesen Worten hub ich wirklich das eine Bein empor, um den Affect, in welchem ich war, lebhaft auszudrücken; welches Verfahren der geneigte Leser nicht für ungereimt halten wird, wenn er sich nur erinnert, daß der Herr Professor Philippi dafür hält, es würde einen ungemeinen Eindruck geben, wenn der Redner im Stande wäre, durch die Kunst eine Ohnmacht, oder einen andern Herzbrechenden Affect anzunehmen. S. seine sechs deutschen Reden S. 25.

**) Siehe die sechs deutschen Reden S. 86. Ich traue meinen Lesern nicht zu, daß sie es mir übel nehmen, daß ich so oft mit den Augen meiner Zuhörer zu thun habe. Ein Redner, der zu leben weiß, bedient sich solcher Ausdrükkungen; und ich muß bekennen, daß meine Hochachtung gegen den Herrn Professor Philippi um ein grosses zugenommen, da ich gesehen, daß dieser höfliche Mann beständig mit seinen Zuhörern liebäugelt, nicht anders, als wenn er seine Dulcineam vor sich hätte.

Freymüthigkeit anjetzo anschauen zu dürfen, für einen grossen Theil meiner Glückseligkeit achte, und meinen sicheren Anführer und beständigen Wegweiser seyn lasse, mir einen Wink geben, daß ich Ihnen keinen grössern Gefallen erweisen könne, als wenn ich zu der Vorstellung, der in denen Reden des Herrn Philippi verborgenen Schönheiten, zu welcher ich mich anheischig gemacht, ohne fernere Umschweife schreite: So gehorche denn. Aber was unterwinde ich mich? Meine schwachen Schultern ersinken unter einer solchen Last, und meine unbeschnittenen Lippen verhindern mich, so unaussprechliche Seltenheiten nach dem Leben vorzustellen, und nach Würden zu erheben.

Ich wende mich also zu dir, großmächtigste Königinn Beredsamkeit! *) Du allgewalti-

---

*) Da der Herr Professor Philippi in seinen sechs deutschen Reden S. [illegible] die Tugend auf solche Art anredet: so wird sich der geneigte Leser über die Titel, so ich der Beredsamkeit gebe, um so viel weniger wundern. Mich dünckt, man gehe nicht sicherer, als wenn man einem so grossen Meister in der Beredsamkeit folget, und ich halte die Bemühung, dem Herrn Professor Philippi nachzuahmen, für die grösste Zierde meiner Rede.

ge Herzenszwingerinn, deren Gegenwart, wie sie der ganzen Welt, also auch mir armen Sünder, unentbehrlich ist, einen Mann nach Verdienst zu preisen, der dazu ersehen, daß Er das elende Häuflein deiner wahren Verehrer, wider die böse Rotte der Naseweisen, vertrete, welche die Oberhand sich mit List und Macht mehr und mehr herauszunehmen scheinen, und dich selbst durch Erhebung der garstigen Hure der Vernunft unterdrükken wollen. Ich flehe dich an, laß diejenigen Vollkommenheiten, damit der Geist deines im hohen Maaß gesalbten des grossen und ausserordentlichen Redners Philippi, reichlich geschmücket ist, mir in dieser Stunde zu Hülfe kommen. Erleuchte meine Augen, damit ich durch den Vorhang der Bescheidenheit dringen könne, hinter welchen die vornehmsten Schönheiten der Reden unsers grossen Philippi verborgen sind, und löse das Band meiner Zungen, damit ich geschickt sey, die Wunder, die ich erblicke, aller Welt kund zu machen.

Ich fühle, meine Herren, daß dieser Seufzer nicht ohne Wirkung ist. Machen Sie sich demnach gefaßt, solche Sachen zu hören, darüber Sie

erstaunen werden. Neigen Sie ihre Ohren *) zu meiner Rede, und bewundern mit mir die ausnehmenden Eigenschaften eines Redners, der seines gleichen nicht hat.

Dero huldreicher Anblick verspricht mir diejenige Aufmerksamkeit, welche Sachen von der Wichtigkeit mit Recht verdienen, sie mögen auch so schlecht vorgetragen werden, als sie wollen; und die grosse Begierde, Dero sehnliches Verlangen zu stillen, macht, daß ich nicht lange nachsinne, wie ich Ihnen die so grosse Anzahl der Schönheiten, welche ich in den Reden des Herrn Philippi wahrnehme, ohne Verwirrung vor Augen legen soll.

Ich nehme, mit Dero gütigen Erlaubniß, **)

---

*) Da der geneigte Leser mich nun nicht hören kann: so wird er so gütig seyn, und statt der Ohren seine Augen brauchen, und meine Rede, die er nunmehro gedruckt lesen mag, eines geneigten Anblicks würdigen.

**) Wie ich dieses mit einer wohlanständigen Beugung des Leibes gesaget hatte: so näherte ich mich auf eine ungezwungene, jedoch sittsame, Art dem Fenster, als in welchem ich die Reden des Herrn Philippi, aus Versehen, hatte liegen lassen. Doch nahm ich mich in Acht, daß ich nicht, als ich mich wieder nach meinem Platz verfüg-

die Reden des Herrn Professor Philippi selbst zur Hand. Ich werde sie nach der Reihe durchblättern, und, was ich schönes in denselben finde, aufrichtig vortragen.

Die erste Rede ist eine Antrittsrede, die der Herr Professor Philippi in der vertrauten Rednergesellschaft zu Leipzig gehalten hat. Sie handelt von dem Rechte der in den römischen Gesetzen verworfenen Löwengesellschaft. Ich weiß nicht, meine Herren, ob ich in derselben mehr des Herrn Professors tiefe Einsicht in die Rechtsgelahrtheit, oder die sinnreiche und feine Art zu spotten, bewundern soll? Doch da diejenigen Stellen, aus welchen man zur Noht schliessen kann, daß der Herr Professor Philippi ein grosser Jurist sey, nur solche Urtheile in sich fassen, die auch oft von Leuten gefället werden, welche die Pandecten, über deren Unordnung sie seufzen, mit keinem Auge angesehen haben, und die römischen Rechtsgelahrten, die sie aushöhnen,

te, meinen Zuhörern den Rücken zukehrete. Das würde wider die Höflichkeit gewesen seyn. Ich halte für unnöthig, zu sagen, wie ich diesen Umstand vermieden: Geübte Leser können dieses ohne mein Erinnern errahten.

weiter nicht, als dem Namen nach, kennen: so will ich mich dabey nicht aufhalten, sondern Sie, meine Herren, nur gehorsamst ersuchen, die artigen Spöttereyen des Herrn Professors zu betrachten.

Wie sinnreich spottet er nicht über die Weisheit des Kaisers Justinianus? Hätte er wohl die magere Wissenschaft dieses Prinzen lebhafter vorstellen, und dessen Verehrern ihre Thorheit auf eine empfindlichere Art vorrücken können, als wenn er sagt: Justinianus habe nicht nur das A B C verstanden, sondern er sey bis in den Donat, ja gar bis in die Fabeln des Esopus gekommen? *)

Wie artig steht dem Herrn Professor nicht der angenommene Eifer, mit welchem er den Anbetern des römischen Rechts es als ein grosses Versehen vorwirft, daß sie in dem blutigen Kriege, wegen der spanischen Nachfolge, nicht eine condictionem ex lege wider den König in Frankreich anzustellen gerahten haben? **) Dieser Eifer

*) S. die sechs deutschen Reden S. 6.

**) Ebend. S. 7.

ser kömmt so natürlich heraus, und die unter demselben verborgene Spötteren ist so fein, daß der Herr Professor Philippi es für nöhtig erachtet hat, seinen Lesern in einer eigenen Anmerkung zu sagen, daß er spotten wollen.

Sie ist aber zugleich eine recht heroische Spötteren. Der Herr Professor legt zum Grunde derselben, daß der König von Frankreich, in dem Kriege wegen der spanischen Nachfolge, eben dergleichen Theilungstractat vorgehabt habe, als dort der Löwe in der Fabel. Ein gemeiner Redner, der bloß seiner Vernunft gefolget, und die Freyheiten und Rechte eines heroischen Redners nicht gewußt hätte, würde Bedenken getragen haben, seine Spötteren auf einen Satz zu gründen, der so übel mit der Historie überein kömmt. Er würde sich erinnert haben, daß zwar der König in Frankreich, noch bey Lebzeiten des andern Carls, mit dem Könige William einen Theilungstractat wegen der spanischen Monarchie geschlossen; daß aber dieser Tractat niemals zur Wirklichkeit gekommen, sondern der König von Frankreich, so bald der Herzog von Anjou, durch ein förmliches Testament, zum Erben der ganzen spanischen Monarchie eingesetzet worden, sich deutlich erkläret

habe, daß er an den Theilungstractat nicht ferner gebunden seyn wollte. Er würde also in seiner Einfalt gedacht haben, es käme läppisch heraus, die Juristen damit zu scheren, daß sie sich des L. 29. ff. pro Socio, nicht wider den König in Frankreich bedienet hätten, in einem Streit, in welchem es nicht auf die Rechte einer Gesellschaft, sondern auf die Gültigkeit eines Testaments, ankam.

Aber der Herr Professor Philippi, als ein heroischer Redner, hat sich durch solche Betrachtungen nicht abhalten lassen, einen Spaß zu machen, der so scharfsinnig ist, daß der Herr Professor nimmer ein ruhiges Gewissen würde gehabt haben, wenn er denselben, um solcher Kleinigkeiten willen, hätte bey sich behalten wollen: zumal, da er bey der Gelegenheit einer sehr anmuhtigen, aber ziemlich alten Historie, von jenem Hofmann, der den König in Frankreich ex L. Aquilia belangen wollen, durch eine geschickte Anwendung einen neuen Glanz geben konnte.

Ich zweifele nicht, meine Herren, diese heroische Ausführung des Herrn Professor Philippi wird Ihnen sonderlich wohl gefallen; aber ich besorge, der gute Begriff, den Sie dadurch von dem Herrn

Professor bekommen, dürfte durch die Anmerkung, mit welcher er seinen feinen und heroischen Scherz erläutert, einen Stoß leiden, indem der Herr Professor in derselben sich für einen Thomasianer ausgiebt.

Ein Thomasianer? werden Sie denken. Bewahre Gott! Ach! ist es nicht ewig Schade, daß ein so geschickter Mann an den bösen Lehren dieses Unseligen einen Gefallen findet, der unserer Gesellschaft, und vornehmlich dem ehrwürdigsten Theile derselben, so vielen Dampf angethan hat? Wir gedachten an dem Herrn Professor Philippi noch viele Freude zu erleben, und sahen ihn bereits als die größte Zierde und vornehmste Stütze unserer Gesellschaft an: und siehe, nun ist er ein Thomasianer. Ach daß Gott erbarm! : : : Aber gemach, meine Herren, gebärden Sie sich nicht so übel. Der Herr Professor Philippi ist kein Thomasianer. Ich schwere es ihnen zu. Er sagt es zwar; aber er meynt es so böse nicht. Er ist nur in so weit ein Thomasianer, daß er mit dem Thomasius mißbilliget, wenn einfältige Rechtsgelahrte das römische Recht zur Unzeit anführen. Seine Worte geben es deutlich zu erkennen, daß dieses seine Meynung sey. Er spricht: Ich bin

NB. hierinn ein Thomasianer. Und wie wäre es auch möglich, daß der Herr Professor ein völliger Thomasianer sey, da er in der Leichenpredigt, so er der Königinn von Polen gehalten hat, und welche unter seinen sechs deutschen Reden die andere ist, so viele deutliche Proben einer ausnehmenden Andacht und Heiligkeit gegeben, daß man schweren sollte, er sey ein Schooßjünger des Knechts Gottes Jochen in Halle? *)

Sie erlauben mir, meine Herren, daß ich zum Beweise dieses Satzes Ihnen eine Stelle, ja wenns auch noch mehrere wären, **) aus der gemeldeten Gedächtnißrede vorlese. Sie werden daraus erkennen, daß der Herr Professor Philippi einer der gottsfürchtigsten Rechtsgelahrten ist, die jemals gelebet haben. Wahrlich, meine Herren, ich kann ohne innigliche Bewegung meiner Seele an die seltenen, hohen und zärtlichen Ausdrückungen nicht gedenken, deren er sich in der zierlichen Anrede an die Gottesfurcht, die ich Ihnen jetzo vorlesen werde, bedienet hat. Nachdem der Herr Professor vorher auf die beweglichste Art mit der

---

*) S. des Herrn Rambachs Denkmahl der Liebe S. 5.

**) S. die sechs deutschen Reden S. 39.

großmächtigsten Königinn Tugend complimentiret, und dieselbe inständigst gebeten hat, noch etwas hier auf Erden zu verweilen: so kömmt er auf die Gottesfurcht der Königinn, und bricht, nachdem er gesaget, daß die Königinn, als eine wahrhafte Christiana, sich der ungeheuchelten Frömmigkeit zu einem völligen Eigenthume Lebenslang gewidmet, und mit ihr, wie er sich gar nachdenklich ausdrücket, anders nicht, als leben und sterben zu wollen, verlanget, in diese güldene Worte aus: Aber, o du Flämmlein aus göttlicher Flamme, du ungeheuchelte Gottesfurcht! steigest du denn nicht, deiner Natur nach, lieber aufwerts in die Höhe, als herunter in die Tiefe? Ach freilich, dein mächtiger Strahl dringet, aus dem ewigen Lichte des Unsichtbaren und Allmächtigen, in die Herzen derer, die dich begierig auffassen, und schläget von da, nach beschehener Entzündung des von Natur eiskalten Herzens, in seinen ersten Ursprung wiederum zurück.

Dieß Steigen und Fallen des göttlichen Liebesfeuers, das bald aus dem Herzen zu Gott empor steiget, bald aus dem Altare des Heiligthums herunter fällt, und die göttlich-entzündeten Herzen immer noch mehr durchglühet, währet denn in

einer wunderbaren Abwechselung, und in einem beständigen Lauffeuer so lange, bis davon endlich das Sterbliche in das Unsterbliche, der Tod in das Leben verschlungen, und, gleich jenem Wasser um den Brandopferaltar, von dem himmlischen Feuer gänzlich verzehret, mithin die zerstöhrliche menschliche Leibeshütte in eine unzerstöhrliche und alleredelste Natur versetzet wird. *)

Was meynen Sie, hochgeehrte Herren, sind dieses Reden eines Thomasianers? Oder vielmehr, sind es Reden eines sich selbst gelassenen Menschen? Ich betriege mich sehr, oder Ausdrückungen dieser Art haben einen höhern Ursprung, als die ihr selbst gelassene Vernunft des Redners. Ich finde hier deutliche Spuren einer Entzückung, und bin nicht vermögend, weder in dem Vorhergehenden, noch Nachfolgenden, etwas zu entdecken, woraus ich schliessen könnte, wie diese köstliche Stelle, natürlicher Weise, in diese Rede gekommen ist.

Aber o! wie unglücklich bin ich, daß ich so tiefe Gedanken und so hohe Worte nicht, wie ich wünschte, völlig verstehen kann! Mein unerleuch-

---

*) S. die sechs deutschen Reden S. 33. 35.

terer Verstand findet hier nichts, als Dunkel und Finsterniß. Ich begreife nicht, was der Herr Professor Philippi von der Gottesfurcht haben will. Die Frage, so er an dieses Flämmlein aus göttlicher Flamme ergehen lässet, ist mir so dunkel, als die Antwort, die er sich selbst ertheilet. Mich überfällt ein heiliger Schauer, wann ich von dem Steigen und Fallen des göttlichen Liebesfeuers und von dem beständigen Lauffeuer höre, und ich empfinde jetzo, mit Verdruß, die Wahrheit eines Satzes, den ich ehedessen bey einem mystischen Scribenten gelesen habe, daß nämlich, wer die Sprache der Heiligen verstehen wolle, den Geist der Heiligen haben müsse.

Indessen, ob gleich meine natürliche Blindheit mir im Wege stehet, so hohe Geheimnisse zu ergründen: so zweifle ich doch im geringsten nicht, daß Sie, meine Herren, dieselbe tiefer einsehen werden, als ich. Sollten Sie aber, vielleicht, eben wie ich, nichts, als Verwirrung und Dunkelheit, in den beweglichen und zärtlichen Worten des Herrn Professor Philippi finden: so hoffe ich doch, Sie werden denn auch darinn mit mir einer Meynung seyn, daß man die Ursache dieser Dunkelheit grössentheils in dem Verstande des

Lesers suchen, oder, dafern auch ja der Herr Professor selbst nicht ganz unschuldig, doch desfals diesen grossen und gottseligen Redner nicht tadeln müsse.

Man kann aus den zärtlichsten Ausdrückungen, deren er sich gegen das Flämmlein aus göttlicher Flamme, die ungeheuchelte Gottesfurcht, in seiner Anrede bedienet, die brünstige Liebe, so er zu dieser Königinn aller Tugenden träget, so deutlich abnehmen, daß es eine Unbilligkeit seyn würde, wenn man von ihm verlangen wollte, daß er mit mehrerer Kaltsinnigkeit und Gelassenheit reden sollen. Verliebte, meine Herren, sind, wie Sie wissen, oftmals ganz ausser sich, wann sie mit der geliebten Person reden, und eine kleine Verwirrung, abgebrochene Worte, und dergleichen Merkmahle eines abwesenden Verstandes, stehen ihnen ungemein wohl an. Die Reden solcher Personen sind niemals überzeugender, als wenn kein Mensch, ja sie selbst nicht wissen, was sie sagen wollen. O wie wohl hat demnach der Herr Professor Philippi gethan, daß er seine Anrede an die ungeheuchelte Gottesfurcht so eingerichtet hat, als es der Zustand eines Herzens erfordert, das von einem

so reinen und heiligen Feuer entzündet, als das seinige!

Hochgeehrteste Herren! Ich bemerke mit vielem Vergnügen, daß Sie über diese Probe der Frömmigkeit des Herrn Professor Philippi eine Freude empfinden, die Ihnen zu bergen fast unmöglich fällt. Es fehlt nicht viel, so brechen ihre huldreiche Augen in Freudenthränen aus. Aber, meine Herren, sparen Sie diese edle Feuchtigkeit noch einen Augenblick. Ich rahte es Ihnen: denn, wenn Sie sich jetzo müde weinen, was wollen Sie denn thun, wenn ich Ihnen den Herrn Professor Philippi in der beweglichsten Stellung zeige, wie er, zum Beschlusse seiner Gedächtnißrede, auf der Erde liegend, mit gebogenen Knien, ausgebreiteten Armen, und kindlich zu Gott erhabenen Augen, so kräftig betet, daß seine Zuhörer alle für Freuden, wie die Kinder, weinen müssen? *) Ich verdenke es Ihnen nicht, meine Herren, wenn Ihnen bey einem so unvermuhteten Anblicke die Augen übergehen. Ein so ausserordentliches Bezeigen eines Redners, von dem man ganz was anders, als aus der Offenbarung

*) S. die sechs deutschen Reden S. 41. 45.

Johannis entlehnte Seufzer, vermuhtet hätte, verdienet die heissesten Zähren. Der Herr Professor Philippi ist der erste, der sich die Freyheit genommen, eine weltliche Rede auf eine so priesterliche und erbauliche Art zu schliessen. Er verdienet dahero, daß man seine Gottesfurcht lobet, und seinen Heldenmuht bewundert. Die Welt, meine Herren, liegt so gar im Argen, daß ihr alles, was den geringsten Schein der Gottseligkeit hat, lächerlich und thöricht vorkömmt Man kann also nicht anders, als über die heilige Herzhaftigkeit des Herrn Philippi erstaunen, der sich nicht gescheuet hat, durch seine andächtigen Gebärden der bösen Welt zu trotzen. Er hat wohl vorher gesehen, daß sein Verfahren ausser der gottseligen Versammlung, in welcher er seine Rede gehalten hat, wenig Beyfall finden würde. Wie gut auch der Begriff ist, den er von sich und seinen Reden hat, und wie fest er auch, in dem Vorbericht zu seinen Reden, versichert zu seyn scheinet, daß keiner seiner Leser ein Momus seyn werde, so vermuhtet er doch, daß viele über die heilige Tour lachen werden, die er seiner Rede gegeben, und welche seinen heiligen Zuhörern besser, als alle Kunstgriffe der Beredsamkeit, gefallen hat. Aber

er kehrt sich an das Lachen solcher Spötter nicht. Er setzt einen Trumpf darauf, und erklärt alle, die über seine andächtigen Seufzer, und über seinen von Gott gethanen Fußfall lachen, gerade weg Religionsspötter.

Er hat vielleicht gedacht, die Gottlosen dadurch zu schrecken: Aber, meine Herren, ich habe mit Bestürzung erfahren müssen, daß diese Halsstarrigen noch Recht übrig zu haben vermeynen, und durch die Anmerkung, in welcher der Herr Philippi sie Religionsspötter heisset, noch mehr erbittert worden sind.

„Was? sprach neulich einer zu mir, sollte man darum gleich ein Spötter der Religion werden, wenn man über einen Menschen lacht, der durch eine unzeitige Andacht eine Gesellschaft, die bloß die Uebung der Beredsamkeit zum Zwecke hat, in eine Quäkerversammlung verwandelt? Oder meynet der Herr Professor Philippi, daß dieses das Kennzeichen eines rechten Christen sey, wenn man, ohne Betrachtung des Wohlstandes, und ohne Zeit und Ort zu unterscheiden, zur Erde niederfällt, und, unter den greulichsten Verdrehungen, Gott mit einer Menge ungebräuchlicher Titel zu übertäuben sucht? Ich bete auch; aber in meinem

Kämmerlein. Ich rufe Gott an; aber ich gebärde mich nicht dabey als ein Besessener. Ich kann mit Gott reden, ohne daß ich nöhtig habe, den Psalter und die Offenbarung Johannis auszuplündern. Ein so wüstes Geplapper gefällt Gott nicht. Ich rede, wie ein Deutscher, deutsch mit ihm, und ich denke, er verstehe mich. Ich will diese Art zu beten dem Herrn Professor Philippi nicht aufdringen. Er kann mit seinem Gott so hoch und unverständlich reden, als es ihm beliebt. Er kann es thun, in welcher Leibesstellung er will. Nur thue er es nicht zur Unzeit. Auf der Canzel kann er beten, so lange es ihm gut deucht; auf dem Catheder aber muß er den Priestern nicht nachäffen. Thut er es, so lacht man ihn aus; und wirft er denn mit Religionsspöttern um sich: so hält man ihn für einen scheinheiligen Lästerer, und das von Rechts wegen."

So redete der Bösewicht. Allein, meine Herren, ich bin von ihrer bekannten Gottesfurcht so überführet, daß ich festiglich glaube, Sie werden darum von dem Verfahren des Herrn Professor Philippi nicht anders urtheilen, als der Herr Professor selbst, und, troß allen Religionsspöttern, ein so gottseliges Bezeigen für höchst erbaulich halten.

Ich bin auch versichert, daß keiner unter Ihnen ferner unsern Bet Ernst in Verdacht haben wird, daß er ein Thomasianer sey und wenn er es gleich selbst sagte. Seine Thaten rechtfertigen ihn, und ich brauche weiter kein Wort für ihn zu reden.

Ich gehe demnach, mit Dero Erlaubniß, wieder zurücke, um diejenigen Schönheiten, welche ich in dieser unvergleichlichen Gedächtnißrede übergangen habe, nachzuholen. Es ist deren, meine Herren, eine solche Menge, daß, wenn ich dieselben alle bemerken wollte, ich etliche Stunden damit zubringen würde.. Ich begnüge mich demnach, die vornehmsten kürzlich vorzustellen.

Indem ich darauf sinne, wo ich zuerst anfangen soll, fällt mir diejenige Stelle in die Augen, woselbst der Herr Professor Philippi der beyden französischen Prinzeßinnen erwehnet. *) Diese Stelle ist vollkommen heroisch, und die darinn enthaltenen Gedanken sind so beschaffen, daß niemand, als der Herr Professor Philippi, dieselbe haben können. Wenn es mir vergönnet ist, meine Herren, so will ich die ganze Stelle herlesen.

Der Herr Professor hatte vorher ausgegrübelt,

*) S. die sechs deutschen Reden S. 19. 20.

warum doch die rußische Catharina, der englische Georg, und die Königinn von Pohlen fast zu einer Zeit gestorben? Ob es darum geschehen, weil der Beherrscher des unterirdischen Reiches auch die gedritte Zahl liebe? Oder ob es eine Anzeige seyn solle, daß das Reich der Todten sowohl, als das Reich der Lebendigen, fruchtbarer an Heldinnen, als Helden? er setzt diese tiefsinnigen Gedanken nicht weiter fort, sondern verfällt auf die französischen Prinzeßinnen.

Lebten wir annoch, spricht er, in denen Zeiten des Heidenthums: so würden wir uns in dergleichen Begebenheit wohl kaum zu finden wissen, sondern uns bereden, die Göttinn des Schicksals könne mit gleichgültigen Augen den bald hinter einander erfolgten Verlust zwoer grossen Prinzessinnen ansehen, weil sie in Frankreich mit einmal zwo Prinzeßinnen dafür gebohren werden lassen, die, wo kein Kronprinz nachkommen sollte, wohl noch das französische Scepter erlangen, und also eine der grössesten und bisher nicht erhörten Veränderungen in Europa verursachen, ja, durch ihre einmal erfolgende Verheiratung wohl noch mehrere Kronen zusammen bekommen dürften.

Ich frage Sie, meine Herren, haben Sie je-

malen etwas gelesen, das diesen tiefen Betrachtungen gleich käme? In dieser Stelle hat der Herr Professor gewiesen, daß die Gottesfurcht einem Menschen nicht hinderlich sey, Staatslehre zu verstehen. Sein erleuchteter, und durch das Flämmlein aus göttlicher Flamme durchglüheter Verstand ist so durchdringend, daß er auch zukünftige Begebenheiten vorher siehet, und auf Muhtmaßungen verfällt, die vor ihm keinem Menschen in den Sinn gekommen sind. Ich zweifele sehr, ob außer dem Herrn Professor Philippi ein Mensch in der Welt zu finden ist, dem es auch nur im Traume eingefallen sey, daß, wenn kein Dauphin in Frankreich wäre, die Töchter des Königes das französische Scepter erlangen würden. Man hat bisher immer geglaubet, und in allen Büchern geschrieben, das die Französische Krone nicht auf Töchter fallen könne, que le Royaume de France ne tombe jamais en quenouille. Es ist zu vermuhten, daß dem Herrn Professor Philippi dieses nicht unbekannt; aber dem allen ungeachtet nimmt er sich die Freyheit, sich an diesen gemeinen Wahn nicht zu kehren. Er lacht über das Salische Gesetz, und hält es für ein Unding. und giebt uns also hier nicht nur eine Probe einer be-

roischen Schreibart, die an keine Regeln gebunden ist, sondern auch zugleich Gelegenheit an die Hand, seine grosse Erkenntniß in politischen Dingen zu bewundern.

Ich bitte Sie, meine Herren, entziehen Sie dem Herrn Professor das Lob nicht, das ihm wegen einer Anmerkung von Rechts wegen gebühret, die wir bloß seiner Güte zu danken haben, und die wir nach der Einrichtung seiner Rede vernünftiger Weise weder hoffen noch verlangen konnten. Ich für meine Person kann schweren, je mehr ich in den Reden des Herrn Philippi blättere, je mehr erstaune ich über die Grösse seiner Verdienste; und erbiete mich hiemit wohlbedächtlich, gegen jedermann zu behaupten, daß dieser vortreffliche Mann den Platz, den er bekleidet, vollkommen verdienet und, in recht eigentlichen Verstande, ein ausserordentlicher Redner ist. Hat jemand Lust mit mir darob zu kämpfen, der melde sich: Ich will ihm Kampfs nicht versagen, sondern Streits satt geben. Doch darauf werde ich warten müssen. Am allerwenigsten vermuhte ich, daß in dieser ansehnlichen Versammlung einer zu finden ist, der mit mir dieserwegen einen Speer zu brechen verlangen sollte. Ich sehe vielmehr aus Dero huldreichen

reichen Augen, daß Sie mit mir einer Meynung, und begierig sind, noch immer mehr und mehr darinn bestärket zu werden. Ich werde mein Bestes thun, dieser Ihrer Begierde ein Genügen zu leisten.

Betrachten Sie demnach mit mir, meine Herren die ungemein bewegliche Vorstellung des grossen Schmerzens, den der Herr Professor Philippi über den Tod der Königinn empfunden hat. Alles ist in dieser Beschreibung natürlich und so lebhaft vorgestellet, daß mich deucht, ich sehe vor meinen Augen, die mancherley heftigen Bewegungen *) des Schreckens, des Schmerzes, der Furcht, Bangigkeit und des Wehklagens, mit welchen der Herzensschrein des Herrn Professors angefüllet gewesen. Ich sehe, wie der geheime Schmerz sich gesträubet, und weder vor, noch hinter sich gewollt hat. **) Ich sehe, wie die Zunge, die beredte und nie genug zu preisende Zunge, gebebet. Nur eins ist mir zu hoch. Ich kann mir die Verschmachtung der Augen ***) nicht vorstellen: Doch darüber betrübe ich mich nicht. Die

*) Siehe die sechs deutschen Reden S. 21

**) Ebend. ***) Ebend.

se Blödigkeit meines Verstandes verhindert mich nicht, zu begreifen, wie viel Kunst in dieser Stelle verborgen ist.

Betrachte ich ferner, wie artig der Herr Professor Philippi sich von diesem grossen Schmerz erholet; gleich darauf aber vor Ehrfurcht und Ohnmacht stutzig wird, und eine Weile stille schweiget; wie er durch die aus unverdienter Gütigkeit auf ihn unverwandt gerichtete Augen der hochwehrtesten Anwesenden sich den Mund wieder öffnen lässet; wie er, nachdem er seine Zuhörer, die nichts mehr wünschen, als daß er fort reden möge, um ein günstiges Gehör angeflehet, und angefangen hat, seine Heldinn zu preisen, wieder von einem neuen Schrecken, und einer ausserordentlichen Bestürzung überfallen wird, wie er, dieses Schrecken, und dieser Bestürzung ungeachtet, mit grosser Sittsamkeit, und einer nicht geringern Beredsamkeit, seine Ungeschicklichkeit entschuldiget; wie er dennoch, da der Schmerz, den er empfindet, zu allen Gliedern heraus will, um allem Uebel vorzukommen, die verborgene Wehmuht seines Herzens aus der Quelle der Ehrerbietigkeit hervor brechen lässet und endlich, da er sich eben fertig macht, die Luft mit lauter gebrochnen Seufzern, mit ei-

nem bangen Ach! und mit einem wehmühtigsten Geschrey zu erfüllen, ist eine wahre, ungekünstelte, und herzbrechende Ohnmacht danieder sinket: *) so werde ich durch diesen so wunderbaren Zufall, und durch so seltens, und so wunderbar unter einander gemischte, und noch auf eine wunderbarere Art ausgedrückte Gedanken so sehr gerühret, daß, wenn mir Dero huldreicher Anblick nicht statt eines kräftigen Balsams diente, mir ganz gewiß eine Ohnmacht anwandeln würde. Es ist ein Glück für Sie, meine Herren, daß Sie aus meinem unvollkommenen Vortrage die erstaunenswürdige Beredsamkeit des Herrn Professor Philippi sich nicht so vollenkommen vorstellen konnen, als Sie es thun würden, wenn Sie dessen Worte mit gehörigem Bedachte läsen. Ich bin versichert, Sie würden mir hier alle unter den Händen todt bleiben, wenn Sie die in seinem Vortrage verborgenen Künste in der Geschwindigkeit tief genug einsehen könnten.

Aber da ich Ihnen nun, wehrtgeschätzte Anwesende, noch keine Todtenfarbe ansehe: **) so hof-

*) S. die sechs deutschen Reden S. 21 — 25.

**) Ebend. S. 27.

se ich, Sie werden noch so viel bey sich selbst seyn, daß sie mit mir das gütige Schicksal bewundern können, welches verursachet, daß der Herr Professor Philippi in eine Ohnmacht fallen müssen, die seiner Rede eine ungemeine Zierde, und ihm Gelegenheit gegeben hat, seine Geschicklichkeit und grosse Beredsamkeit auf eine ausnehmende Art an den Tag zu legen. Man muß, man will, oder will nicht, den Herrn Professor Philippi als einen ganz ausserordentlichen Menschen ansehen, wenn man erweget, das die ihm zugestossene Ohnmacht ein Zufall, der alle Kräfte der Seele und des Leibes in Unordnung, und denjenigen, dem er begegnet, in die äusserste Bestürzung sezet, ihn so wenig in seinen Gedanken gestöhret, daß er, so bald er nur wieder zurecht gebracht ist, nicht anders, als wenn er sich nur etwann die Nase geschneutzet hätte, in seiner Rede, ohne die geringste Verwirrung, fortfahren können. Ich glaube gewiß, meine Herren, es werden wenige seyn, die es ihm nachthun sollten. Zwar ich will eben nicht leugnen, daß man endlich zur Noht, wenn man völlig wieder zu sich selbst gekommen, eine angefangene Rede fortzusetzen im Stande seyn möchte; aber was der Herr Professor Philippi gethan hat, das

hat etwas mehr zu bedeuten, und übersteiget allen Glauben.

So bald hat ihn nicht der huldreiche Anblick seiner Zuhörer, und die geschäfftige Mitleidenheit der zu beyden Seiten sitzenden annehmlichsten Kinder, aus seinem ohnmächtigen Schlummer erwecket: so stattet er denen, so ihm diesen Dienst erwiesen, eine so verbindliche und künstliche Danksagung ab, daß man schweren sollte, er habe die ihm zugestossene Ohnmacht im Geiste vorher gesehen, und das wohlgesetzte Compliment an die annehmlichsten Kinder, bey guter Musse, und mit gutem Bedachte, zum voraus verfertiget. Dieses giebt uns von der Geschicklichkeit des Herrn Professor Philippi einen Begriff den wir gewiß nicht haben würden, wenn er nicht in Ohnmacht gefallen wäre.

Es verdienet also dieser Zufall eine sonderliche Betrachtung. Er hat sich gewiß nicht von ohngefehr zugetragen, wie der Herr Professor Philippi in der Anmerkung meynet. Erlaube mir, grosser Philippi, daß ich dir in diesem Stücke widerspreche, und sey versichert, daß der Himmel dir vor andern hold ist. Er sorget selbst für die Vermehrung deines Ruhms, weil du ausersehen bist,

eine neue und ganz wunderbare Beredsamkeit einzuführen. Er schickt dir eine Ohnmacht zu, damit du Gelegenheit haben mögest, aller Welt zu zeigen, daß du, wenn du halb todt bist, eine bessere Rede halten kannst, als alle andere Redner.

O nimium dilecte Deo, tibi militat aether!

Der Herr Professor Philippi, meine Herren, ist dieser Gnade nicht unwürdig. Er wendet die ihm zugestossene Ohnmacht zum Besten seines Nächsten an. Sie muß ihm dienen, allen Liebhabern der Beredsamkeit einen neuen Kunstgriff an die Hand zu geben, wofür sie ihm nimmer genug danken können. Es würde, schreibt er in der Anmerkung, bey einer dergleichen Trauerrede einen ungemeinen Eindruck geben, wenn der Redner im Stande wäre, durch die Kunst so eine dergleichen Ohnmacht, oder andern herzbrechenden Affect anzunehmen, als mich hier ehedem in der Rede von ohngefehr befiel. Doch müßte die Kunst es völlig natürlich machen, und sich gehörig wieder zu recht zu finden wissen.

O erwünschte Ohnmacht! die du zur Erfindung einer so unerhörten Regel Anlaß gegeben hast! Die Alten haben in ihrer Einfalt dafür gehalten, olche gar zu nachdrückliche Vorstellungen eines

Affects schickten sich wohl auf dem Schauplatz, aber nicht in einer Rede, und sie haben allemal einen Unterschied unter einem Redner und Comödianten gemacht. Cicero selbst, ob er gleich wohl erkannte, daß ein jeder Redner auf seine Art ein Roscius seyn müsse, *) ist doch so verblendet, daß er denen, die sich der Redekunst befleißigen, anräht, sich für einer gar zu grossen Aehnlichkeit mit den Comödianten zu hüten **) Lob sey dir demnach, o ausserordentlicher Philppi! daß du zur Aufnahme der wahren und herzbrechenden Beredsamkeit, einen Handgriff ans Tageslicht gebracht hast, von dem die Alten nichts gewußt

*) Cicero de Oratore Lib. I.

**) Quis neget, spricht er Lib. I, de Orat. opus esse oratori, in hoc oratorio motu statuque, Roscii gestum et venustatem? Tamen nemo suaserit studiosis dicendi adolescentibus in gestu discendo histrionum more elaborare. Und Lib. III heißt es: Omnes autem hos motus subsequi debet gestus, non hic verba exprimens, scenicus, sed universam rem et sententiam, non demonstratione, sed significatione declarans, laterum inflexione hac forti, ac virili, non ab scena et histrionibus, sed ab armis aut etiam a palaestra.

haben, und der wohl immer würde verborgen geblieben seyn, wann du nicht durch deine Ohnmacht darauf geleitet, und von deinem heroischen Geiste angefeuret worden wärest, denselben ohne alle Furcht der Urtheile, so darüber ergehen würden, kund zu machen. Diesem alle Schranken der gemeinen Redekunst durchbrechenden Heldenmuhte haben wir alles zu danken, was in den Reden des Herrn Professor Philippi seltenes, schönes und anmuhtiges ist.

Wir Christen stellen uns den Ort, wohin die seligen Seelen der Gläubigen, nach ihrem Abschiede aus dem Cörper, versetzet werden, als einen Platz vor, den wir über uns suchen müssen. Die Heiden hergegen haben in ihren Fabeln den Verstorbenen eine unterirdische Wohnung angewiesen. Darinn aber kommen Heiden und Christen überein, daß in jener Welt der Unterschied des Standes und der Würde aufhöre. Diese Begriffe legen die gemeinen Redner allemal zum Grunde, wenn sie von dem Zustande der Verstorbenen reden, und halten es nicht nur einem Christen unanständig, die Sprache der Heiden anzunehmen, sondern sie haben auch eine eigene Regel, die ihnen verbietet, die Fabeln der Heiden mit den Wahrheiten des

Christenthums zu vermengen. Es ist leicht zu begreifen, meine Herren, daß Sie sich durch eine solche Einschränkung viele unnöthige Mühe aufbürden, und ihre Reden unzähliger Annehmlichkeiten berauben. Wohl hat demnach der Herr Professor Philippi gethan, daß er alle diese abergläubige Regeln, auf eine heroische Weise, mit Füssen getreten, und sowohl durch Einmischung heidnischer Begriffe, als durch deren liebliche Vermengung mit denen christlichen, seiner Rede eine Zierde gegeben hat, die unaussprechlich ist und alle, die sie hören, oder lesen, ungemein vergnügen muß.

Ohne diese heldenmühtige Uebertretung der gemeinen Regeln würden wir nicht folgende anmuhtige Stelle lesen. Es werden, spricht der Herr Professor Philippi, *) aber dafür die unterirdischen Grotten mit dieser neu ankommenden preiswürdigsten Göttinn beglückseliget, und sie wird von allen deren Inwohnern auf das ehrerbietigste und zärtlichste empfangen, darüber sollten wir denn nun auch uns selbst höchlich erfreuen, weil wir ja uns, gleich nach unsrer Gebuhrt, als Un-

---

*) S. die sechs deutschen Reden S. 29. 30.

terthanen des Reichs der Todten haben einschreiben lassen, und dessen oberstem Beherrscher, der nicht etwan, wie diß blinden Heiden dichten, Pluto heißt, sondern Jehova Zebaoth ist, wir den Eid der Treue, und daß wir unser Leben bloß von ihm zu Lehen tragen, allbereit abgeleget haben.

Was dünkt Ihnen, meine Herren, hätte der Herr Professor Philippi wohl mit auserlesenen Worten von dem Einzuge seiner Heldinn in das Paradies reden, und sie eine preiswürdigste Göttinn nennen können, wenn er sich nach denen Regeln der gemeinen christlichen Redner hätte richten wollen? Hätte er wohl sagen können, die unterirdischen Grotten, oder, christlich zu reden, die Wohnungen der Seligen, würden durch die Ankunft der Königinn beglückseliget, wenn ihm seine heroische Beredsamkeit zugelassen hätte, zu bedenken, daß es vielmehr ein Glück für seine preiswürdigste Göttinn, daß sie in die Schaar der Heiligen aufgenommen, und diese vollkommen glückseligen Geister durch die Ankunft einer Königinn, wo anders unser Glaube nicht irrig ist, nicht glücklicher werden können? Aber solche Betrachtungen, womit sich nur blöde Gemühter quälen, kommen einem heroischen Redner nicht in den Sinn. Unser Herr

Professor Philippi ist weit über solche Kleinigkeiten erhaben; und wann ihn sein heroischer Rednergeist treibet: so vergißt er gar, daß er ein Christ ist. Es scheinet, er glaube, ein Redner müsse, wie ein Staatsmann, ohne Weib, ohne Schaam, und ohne Religion seyn. Eine vortheilhafte Einbildung, wodurch der Herr Professor Philippi zur Erkenntniß solcher Geheimnisse gekommen, die auch denen Heiligsten unbegreiflich geblieben. Wenn der Herr Professor Philippi den König von Polen nur von ferne siehet: so bekömmt er, durch dieses Anschauen seines allergnädigsten Landesvaters, ein Bild, wie die Auserwählten, durch das Anschauen Gottes, am höchsten werden beglückseliget werden. *) Er ist glücklich. Aber nimmer würden so vortreffliche Worte aus seinem beredten Munde gegangen seyn, wenn er sich erinnert hätte, daß, wie die gemeine Rede gehet, noch kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret, und in keines Menschen Herz kommen ist, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Paulus, meine Herren, ward, wie Sie wissen, bis in den dritten Himmel entzückt, und kam so klug wieder, als er hingegan-

*) S. die sechs deutschen Reden. S. 57.

gen war. Was, meynen Sie, würde uns der Herr Professor Philippi nicht vor schöne Sachen erzehlen, wenn ihm ein solches Glück begegnen sollte, da er schon durch das blosse Anschauen seines Landesvaters mehr gelernet hat, als Paulus im Paradiese? Sollte man nicht aus seinen Worten schliessen, daß Paulus nur immer zu Hause bleiben, und die weite Reise sparen können?

- - - Quod petis, hic est. *)

Da nun der Herr Professor Philippi die gemeinen Meynungen der Christen so wenig achtet, wenn sie seiner heroischen Einbilgungskraft entgegen laufen; was ist es denn Wunder, daß er die thörichten Regeln blinder Heiden verlachet? Weil ich weiß, meine Herren, daß Sie insgesamt, wie es rechtschaffenen Gliedern unserer Gesellschaft zustehet und gebühret, abgesagte Feinde dieser Regeln sowohl, als der Regeln der gesunden Vernunft, sind: so kann ich leicht vorher sehen, wie sehr ihre Hochachtung gegen den Herrn Professor Philippi wird vermehret werden, wenn ich ihnen eine Stelle aus seinen Reden vor Augen lege, in welcher er diese Ihnen und mir so verhaßten

---

*) Horatius L. I. Ep. 2.

Regeln so heroisch überschritten hat, daß man darüber erstaunen muß.

Belieben Sie demnach zu hören, wie er in der Lobrede auf den König in Polen von der Genesung dieses großen Prinzen redet. Doch da nunmehro, spricht er, dasjenige, was unserm großmächtigsten und unüberwindlichen Könige den höchst verdienten Ruhm der Unsterblichkeit einigermaßen noch streitig zu machen schien, durch den gewaltigen Arm des Königes aller Könige völlig aus dem Wege geräumet worden. Ueberdieß das veränderliche Schicksal, das wohl eher die größten Potentaten völlig zu Boden geworfen, und von dem höchsten Gipfel der Ehren herabgestürzet hat, sich nur ehedem an die Zehe, als einen entbehrlichen Rest von der geheiligten Person unsers Königs, wagen dürfen: so sehen wir nunmehro mit Freuden, daß unser theurestes Oberhaupt weit über allen Wechsel der Zeit und des Glücks erhaben worden; hingegen alle unsere Glieder, Kräfte und Blutstropfen an sich ein unzulängliches Losegeld gewesen seyn würden, das Leben, die Gesundheit, und glückseligste Regiment unsers allerruhmwürdigsten Beherrschers zu erhalten, wenn nicht, nach dem Rahte der heiligen

Wächter selbst, Ihro Majestät uns noch länger wären geschenket, und unser einmühtiges Flehen dadurch gnädigst von Gott erhöret worden *).

Sie sehen, meine Herren, daß der Herr Professor Philippi sich in dieser Stelle so heroisch gebehrdet, als er sonst noch nicht gethan hat. Er scheuet sich nicht, gleich zu Anfange dem ganzen menschlichen Geschlechte ins Angesicht zu widersprechen: indem er sich nicht undeutlich merken lässet, er glaube, daß ein Mensch ewig leben könne. Er spricht: es sey dasjenige, so dem Könige den höchstverdienten Ruhm der Unsterblichkeit noch einigermaßen streitig gemacht, nunmehro aus dem Wege geräumet. Der wahre Sinn dieser Worte kann auf gut deutsch kein anderer seyn, als daß der König, da er diesesmal wieder gesund worden, nunmehro gar nicht sterben, sondern ewig leben werde.

O was wollte ich nicht darum geben, daß dieses wahr wäre! Billig sollten solche Könige, als derjenige, den der Herr Professor Philippi lobt, nicht sterben. Und wir hätten Ursache uns zu freuen, wenn der Herr Professor Philippi ein

---

*) S. die sechs deutschen Reden. S. 53. 54.

so wahrhafter Prophet wäre, als er ein heroischer Redner ist, der, nach den Regeln seiner Kunst, Dinge sagen muß, die nicht geschehen können, und die kein Mensch glaubt. Aber so sehen wir wohl, daß der Herr Professor Philippi hier nicht hat weissagen, sondern nur durch seine wunderbare Ausdrückungen uns von der Natur der heroischen Beredsamkeit einen Begriff geben wollen.

Er hat seinen Zweck völlig erreichet. Was ist wohl heroischer, als sich der ganzen Welt entgegen setzen, und alle Einrede der gesunden Vernunft und Erfahrung großmühtig in den Wind schlagen?

Wie kannst du demnach verlangen, o! ekeler und eigensinniger Longin, daß der Herr Professor Philippi sich nach deinen critischen Grillen richten sollen? Verdenke es, so lange du willt, dem Theopompus, daß er eine prächtige Beschreibung der Ankunft eines Königes von Persien in Egypten durch die ohne Noht aufgethürmte Berge von gesalzenem Fleische verdorben hat *). Der Herr Professor Philippi muß freye Hände haben. Diesem grossen Manne stehet es frey, von grossen

*) Longinus de sublimi Cap. XXXIV.

und geringen Sachen durch einander, nach eigenem Belieben, bald hoch, bald niedrig, zu reden. Er ist befugt, von der Zehe seines Königes zu sprechen, wann es ihm gut dünkt. Er kann sagen: „Daß das veränderliche Schicksal, das wohl eher die größten Potentaten völlig zu Boden geworfen, und von dem höchsten Gipfel der Ehren herab gestürzet hat, sich nur ehedem an die Zehe, als einen entbehrlichen Rest von der geheiligten Person des Königes, wagen dürfen.“ Niemand wundere sich, daß der Herr Professor hier zu einer Zeit, da er recht prächtig schreiben will, von der kranken Zehe eines Königes spricht. Ich bin versichert, daß der Herr Professor Philippi kein Bedenken tragen würde, nach Beschaffenheit der Umstände, auf die prächtigste Art von Verstopfungen und Clystiren zu reden. Dieses erfordern die Regeln einer natürlichen Beredsamkeit: Und mich deucht, daß dieses Steigen und Fallen einer Rede eine große Anmuht giebt, und füglich mit denen Dissonanzen in der Music verglichen werden könne. Laß demnach, o theurer Philippi, die ekele Welt die Nase rümpfen. Laß den längst vermoderten Grillenfänger Longin schwatzen, was er will, Behaupte du deine Rechte: Rede, wie es

einem

einem natürlichen, männlichen und heroischen Redner zustehet, und scheue den Teufel nicht.

Mich deucht, meine Herren, ich sehe aus Dero huldreichen Augen die stille Zufriedenheit hervorleuchten, mit welcher Sie die Seltenheiten betrachten, die ich Ihnen vorzutragen die Ehre habe. Verzeihen Sie mir demnach, daß ich sie darinnen störe, und durch einen etwas verdrießlichen Vortrag unruhigere Bewegungen in ihren huldreichen Herzen errege.

Es giebt Leute, meine Herren, die, weil sie nicht ergründen können, warum der Herr Professor Philippi diese Zehe, von welcher er redet, einen entbehrlichen Rest genennet hat, die Ausdrückung entsetzlich aushöhnen. „Ein Rest," sprechen sie, „ist dasjenige, das von einer verlohrnen oder vernichteten Sache übrig bleibet. Wenn also der Herr Professor Philippi nicht im höchsten Grade lauderwelsch reden will: so muß er behaupten, daß von seinem Könige nichts mehr, als die eine Zehe übrig sey. Glaubt er das nun: so steht es ihm sehr übel, daß er diesen Rest eines grossen Königes einen entbehrlichen oder unnützen Rest nennet. Er müßte auf diesem Fall die noch

übrige Zehe seines Landesvaters in Spiritus legen, und als eine köstliche Reliquie bewahren."

Die höhnischen Gebehrden, meine Herren, welche ich jezo an Ihnen wahrnehme, lassen mich hoffen, Sie werden sich über solche läppische Spöttereyen nicht so sehr ärgern, als sich über die Urheber derselben erbarmen. Leute, meine Herren, die ihrer verderbten Vernunft zu viel Gehör geben, sind wahrlich zu beklagen, und die Vermessenheit, mit welcher sie auch von Sachen urtheilen, die sie nicht verstehen, und alles, was ihnen etwan zu hoch ist, als ungereimt verwerfen, ist dadurch schon genug bestrafet, daß sie desjenigen Vergnügens entbehren müssen, welches eine stille und demühtige Bewunderung erhabener und unbegreiflicher Ausdrückungen mit sich führet.

Wenn wir, meine Herren, das Unglück hätten, diesen Leuten gleich zu seyn, würden wir denn wohl in den Reden des Herrn Professor Philippi so viele Süßigkeiten finden? Was würden uns nicht vor verdrießliche und schwermühtige Gedanken aufsteigen, wenn wir lesen: und wahrlich, da ein jeder treu-gesinneter sächsischer Unterthan sein Herz gleichsam auf den Weg leget, den Ihro Majestät zu nehmen allerhöchst gesonnen, damit

Selbe, als führen sie auf lauter Herzen ihrer getreuen Unterthanen dahin, und als würden Sie von selbigen unterwegs getragen, in höchst erwünschtem Wohl zurückkehren, und so oft Sie, unter währender Reise, Ruhestatt halten, auf eben solchen getreuen Herzen ihrer Unterthanen, als einem gar sanften Küssen, Sich zu lagern geruhen mögen: so läßt die schnelle Durchfahrt Ihro Majestät in allen unsern Herzen weit kenntbarlichere Fußstapfen Ihro allerhöchst gewürdigten Durchreise durch hiesige Lande, als der größte Steuermann auf der See zu erhalten nicht vermag, wenn er gleich, auf Schiffen vom ersten Range, die Wasser mit dem Ruder durchschnitten, und einige bald verschwindende Spuhren seiner Durchfahrt hinterlassen *). Wir würden über den so kostbar gepflasterten Weg erstaunen, und ich weiß nicht was dawider einzuwenden haben. Wir würden nicht begreifen können, wie der Herr Professor Philippi Ihro Majestät zumuhten mögen, allemal, wenn Sie Ruhestatt hielten, aus der Kutsche zu steigen, und sich auf die auf den Weg gelegte Herzen zu lagern. Noch weniger

*) S. die sechs deutschen Reden. S. 63. 64.

würden wir begreifen können, was er verlanget, wenn er spricht, der König solle sich auf den Herzen seiner Unterthanen lagern, als führe er auf lauter Herzen derselben dahin, und würde von selbigen unterwegs getragen. Es würde uns schwer fallen, mit diesem Lagern die schnelle Durchfahrt zu reimen. Es würde uns vorkommen, als gäbe der Herr Professor Philippi uns von der Tiefe der Fußstapfen so der König in den Herzen seiner Unterthanen hinterlassen, einen gar geringen Begriff, indem er nichts mehr sagt, als sie würden nur kennbarer seyn, als die Spuren eines Schiffes im Wasser, welche Salomon für so unsichtbar gehalten, daß er daher des Schiffs Weg auf dem Meere unter die Dinge gerechnet hat, die er nicht wisse. Wir würden uns wundern, warum der Herr Professor des Steuermanns, und noch dazu des grössesten Steuermanns, Meldung gethan: da doch gewiß, daß der Steuermann, er sey so geschickt, als er wolle, nichts zu denen Spuren beytrage, die ein Schiff im Wasser hinterlässet. Wir würden nicht ergründen können, was der Herr Professor mit den Schiffen vom ersten Range haben wolle. Wir würden nicht begreifen können, warum er diese Schiffe mit Ru-

dern versehen, und was doch immer der arme Steuermann ihm müsse zuwider gethan haben, daß er ihn ohne alle Barmherzigkeit zur Ruderbank verdammet, und auf seine neue Galleere geschmiedet. Mit einem Worte, meine Herren, wir würden in dieser, an sich so schönen, Stelle nichts, als Verwirrung, und einen verdrießlichen und unerträglichen Galimathias finden.

Aber, meine Herren, so sind wir ganz anders gesinnet. Wir entschlagen uns so böser Gedanken. Wir glauben einfältiglich, daß unter so widersinnigen Gedanken und so unbegreiflichen Worten die grössieste Weisheit verborgen liege. Wir verlachen nicht, was unsere Begriffe übersteiget: und wir befinden uns wohl dabey.

Ich ersuche Sie, meine Herren, betrachten Sie mit so gläubiger Ehrfurcht die folgenden Reden des Herrn Philippi. O was werden Sie nicht vor herrliche Dinge in selbigen finden! Sie werden mit Vergnügen gewahr werden, wie der Herr Philippi in seiner Antrittsrede, die er als ausserordentlicher Professor der deutschen Beredsamkeit gehalten, alle Schätze seiner philosophischen und politischen Weisheit aufgethan, und verschwenderisch ausgestreuet hat. Sie werden sich

wenig bekümmern, ob diese Weisheit an dem rechten Ort angebracht sey, oder nicht, und zufrieden seyn, wenn Sie allenthalben nützliche Wahrheiten finden, welche Ihnen um so viel angenehmer seyn müssen, je unvermuhteter der Herr Philippi Sie damit überfällt.

Wie werden Sie sich nicht freuen, wenn Sie so unverhofft in dieser vortrefflichen Antrittsrede einen vollkommenen Abriß eines wohleingerichteten Staats antreffen? *) Wie wird sie nicht die so gelehrte, tiefsinnige und nach den Regeln der Vernunft, Bescheidenheit und Gelindigkeit angestellte Betrachtung über den Ursprung und die Bedeutung des Vivatrufens, und des damit verknüpften Wörtleins Hoch! samt der so glücklich entdeckten Etymologie des Worts: Mucker, erquicken **) Sie werden sich freuen, daß der Herr Professor Philippi die jenaischen Studenten, ihrer unanständigen Aufführung wegen, auf eine so scharfsinnige und feine Art durchgehechelt

*) S. die sechs deutschen Reden. S. 120. und folg.

**) Ebend. S. 106 — 117. zumal da dieses, wie der Herr Professor Philippi S. 117. gar wohl anmerket, eine Materie ist, die sonst wenig, oder gar nicht vorkommt.

hat *): Und sie werden in eine angenehme Bestürzung gerahten, wenn Sie sehen, wie beweglich der Herr Professor Philippi, zum Beschluße, seinen alten drey und sechszigjährigen Vater anredet **). Ja, was soll ich von dem artigen Neujahrswunsche sagen, den der Herr Professor Philippi an seine hochwehrteste Eltern, als deroselben gehorsamster andrer Sohn, schriftlich abgestattet hat? Lesen Sie ihn, meine Herren, mit gehöriger Andacht und Demuht: so werden Sie befinden, daß er den Reden des Herrn Professor Philippi an Schönheit und Vortrefflichkeit nicht allein nichts nachgiebt, sondern sie auf gewisse Maasse übertrift. Er ist voll hoher Gedanken. Ich will Ihnen, meine Herren, mit Dero Erlaubniß, einen kleinen Vorschmack davon geben.

Fällt mir eben, spricht der Herr Professor ***), der Gedanke ein, wo wir wohl heute über tau-

---

*) S. die sechs deutschen Reden. S. 110. und folg.

**) Ebend. S. 136. und folg. Ich habe nachher erfahren, daß viele, welche von der heroischen Beredsamkeit keinen Begriff haben, dieses dem Herrn Professor als eine Schwachheit auslegen wollen.

***) Ebend. S. 150.

send Jahr seyn dürften: so leget eine unsträfliche Unwissenheit mir zwar ein ehrerbietiges Stillschweigen auf, daß ich dieses nicht sagen könne; gleichwohl, wenn heute vor tausend Jahren etwan einige unsrer Vorfahren auch so gedacht hätten: so würden wir ihnen nunmehro die Antwort leicht geben können, wo sie wären, und wie wir selbigen in der Reihe nachgefolget. Herrliche Gedanken! Aber noch weit mehr ist die Demuht und Bescheidenheit des Herren Professors zu bewundern, der sich nicht unterstehet, auf eine so hohe Frage zu antworten.

Glaube mir, unvergleichlicher Philippi, eine solche Sittsamkeit stehet einem Manne von deinen Verdiensten nicht wohl an. Verstelle dich, so viel du willt. Wir wissen doch wohl, wer du bist, und was du vermagst. Du wirst uns nimmer weiß machen, daß du auf die Frage, so du aufwirfst, nicht antworten könnest. Indem du gestehest, es würde dir leicht seyn, einem unsrer Vorfahren auf diese Frage Bescheid zu geben: so hast du deine wichtige Frage schon entschieden. Quäle demnach deine Verehrer nicht ferner, durch eine Bescheidenheit, die sich nur für Leute von mittelmäßigen Verdiensten schicket, und

nimm dasjenige Wesen an, so grosse Leute noch ehrwürdiger macht.

. . . sume superbiam
Quaesitam meritis . . . . *)

Ich würde Sie gröblich beleidigen, meine Herren, wenn ich nicht von ihnen allerseits glaubte, daß Sie den Raht, welchen ich hier dem Herrn Professor Philippi gebe, billigen. Sie erkennen alle die wunderbaren Eigenschaften dieses grossen Mannes, der in unsern Tagen aufgestanden ist, die deutsche Beredsamkeit auf einen ganz andern Fuß zu setzen. Sie erkennen, sage ich, seine Verdienste; aber Sie erkennen sie nur halb, dafern Sie nur das wenige an ihm bewundern, das ich von ihm gesagt habe. Ich übergehe eine gute Anzahl derer Schönheiten, die in seinen Reden zu finden, mit Stillschweigen; und wenn ich sie gleich alle, ohne eine einzige auszulassen, nach der Reihe hergezählet, und durch alle Kunstgriffe der Redekunst in das helleste Licht gesetzet hätte: so würde doch noch die Hälfte seiner Vortreflichkeiten verborgen bleiben.

Ich habe den Herren Professor Philippi nur

*) Horatius Lib. III. Od. 30.

als einen grossen und ganz besondern Redner vorgestellet. Aber, meine Herren, er ist noch mehr als das. Er ist auch ein Poet. Ich berufe mich desfalls auf das vortreffliche Heldengedicht, das er verfertiget hat, und bedaure nichts mehr, als daß mir die Zeit nicht vergönnet, mich in demselben gebührend umzusehen. O! was wollte ich Ihnen für Herrlichkeiten zeigen! Aber, meine Herren, ich mache mir ein Gewissen, ihrer Gedult zu mißbrauchen. Wie aufmerksam Sie mir auch bisher zugehöret haben, und wie fest ich auch versichert bin, daß alles, was man Ihnen von einem Manne, den Sie so hoch schätzen, vorsaget, Ihnen ein unaussprechliches Vergnügen giebt: so muß ich doch besorgen, durch die Weitläuftigkeit, wozu mich die entsetzliche Menge, der in dem Heldengedichte des Herrn Professor Philippi enthaltener poetischen Seltsamkeiten *), verleiten würde, Ihnen verdrießlich zu fallen, ja

---

*) Ich ziele hier auf eine Sammlung unterschiedlicher sinnreicher Gedichte, so unter diesem Titel heraus gekommen. Derjenige, so diese Sammlung besorget, würde seinem Werke keine geringe Zierde geben, wenn er auch dem Heldengedichte des Herrn Professor Philippi einen Platz in selbigem gönnen wollte.

selbst meiner Gesundheit Schaden zu thun. Denn, meine Herren, ich würde mit der blossen Erzehlung derselben heute nicht zu Ende kommen. Das, was der Herr Professor Philippi in seinem Heldengedichte von einem Naturaliencabinet schreibet, schickt sich, mit einer kleinen Veränderung, gar wohl hieher, und ich kann mit Fug sagen:

Nenne in der Poesie nur irgend eine Art
Von Raritäten, die nicht da gefunden ward.
Sollt ich's von Stück zu Stück mit Namen nur beschreiben,
Ich müßte wenigstens ein ganz Jahr drüber bleiben *).

Ich begnüge mich demnach, nur überhaupt zu sagen, daß die Poesie des Herrn Professor Philippi so heroisch ist, als seine Beredsamkeit. Es ist eine Lust anzusehen, wie wenig er die unnützen Regeln beobachtet, wodurch man heutiges Tages die Dichtkunst so schwer machet. Er giebt sich alle Freyheiten, die einem Manne von seiner Art zukommen können. Abschnitt, Sylbenmaaß und Füsse sind bey ihm gar verächtliche Sachen, und seine einzige Sorge gehet auf das einige Nohtwendige in der Poesie, ich meyne den Reim. Dieses muß ihm nohtwendig die Hochachtung aller Kenner erwerben, die den Sinn des Spruch-

---

*) S. das Heldengedicht. S. 16.

worts: in fine videbitur cujus toni, gebührend einsehen, und, nach Art der Ochsenkäufer, aus dem Hintertheile eines Verses von dessen Güte zu urtheilen wissen.

Was ich bisher gesagt, betrifft nur die äusserliche Gestalt dieses wunderbaren Heldengedichts. Sieht man nun dasselbe nach seiner innerlichen Beschaffenheit an: so muß man nohtwendig in die äusserste Verwunderung gerahten.

Es ist eine gemeine Sage, meine Herren, daß die Poeten nicht gemacht, sondern gebohren werden. Ich kann nicht leugnen, die Gedichte unterschiedener Poeten haben mir diese so gemeine Einbildung verdächtig gemacht; aber durch das Heldengedicht des Herrn Professor Philippi bin ich von dem Ungrunde derselben völlig überführet worden. Man kann mit Händen greifen, meine Herren, daß der Herr Professor kein gebohrner Poete sey. Ein jeder Vers seines Heldengedichts zeiget von der grossen Gewalt, die er seiner Natur anthun müssen, um diese Probe seiner Geschicklichkeit, und diesen Vorwurf unserer Bewunderung, hervor zu bringen. Diese Erkenntniß, meine Herren, erhöhet die Begriffe unendlich, die wir schon von dem Herrn Philippi, und seinem

ausserordentlichen Geiste haben. Wer muß nicht über den Fleiß, die Mühe, und das Nachsinnen erstaunen, die es den Herrn Professor Philippi gekostet hat, sich eine Geschicklichkeit zu erwerben, welche die Natur, die sonst gegen ihn so verschwenderisch gewesen, aus einem Eigensinne, den ich nicht begreifen kann, ihm versaget hatte?

Auf diese Art ein Poete werden, ist weit rühmlicher, als wenn man diese Eigenschaft einem natürlichen Geschicke zu danken hat. Ich muß immer lachen, meine Herren, wenn ich den Ovidius und Canitz, ihrer Poesie wegen, rühmen höre, die doch beyde aufrichtig gestanden, daß sie von Jugend auf einen unüberwindlichen Trieb zum Dichten bey sich gespühret haben. Es ist groß Wunder, daß man auch nicht an ihnen lobet, daß sie gegessen haben, wenn der Hunger sie geplaget. Dieser Trieb zum Essen war ihnen nicht mehr natürlich, als die Neigung und Geschicklichkeit zur Poesie.

Die beste Eigenschaft, meine Herren, zu welcher wir nichts beytragen, kann uns nicht zum Ruhme gereichen. Es haben schon andre angemerket, daß derjenige, der, um den Cato recht groß zu machen, sagte: Cato habe nicht anders

gekonnt, als Gutes thun *), sich schlecht um denselben verdient gemacht hat; und Socrates würde nicht die Hälfte der Hochachtung verdienen, die man jetzo für ihn heget, wenn nicht sein eigen Geständniß, daß sein Naturell grund-böse, und seine Tugend gekünstelt sey, seine Weisheit so bebewunderungwürdig gemachet hätte.

Was vor Lob verdienet demnach nicht die so sehr gekünstelte und unnatürliche Poesie des Herrn Professor Philippi? und was vor Ehrerbietung ein so grosser Poet? Ich weiß, meine Herren, diejenige, die Sie gegen ihn hegen, ist so groß, als es seine Verdienste erfordern.

Ja, grosser Dichter, wir verehren dich, als einen Mann, der in seiner Art der einzige ist. Fahre nur fort, deine matte Fähigkeit zum Denken und zum Dichten, über welche du klagest **), mit Nachdruck zu bestreiten; zeige der Welt, daß Horaz ein Geck gewesen, da er geschrieben:

Tu nihil invita dicas faciasve Minerva ***).

Dein Heldengedicht lehret uns, daß man, auch

*) Vellejus Paterculus Lib. II. Cap. 35. nunquam recte fecit, ut facere videretur, sed quia aliter non poterat.

**) S. das Heldengedicht S. 5.

***) Horatius de Arte poëtica.

ohne der Minerven Wissen und Willen, in der Dichtkunst groß seyn könne: und dir, christlicher Philippi, stehet es vor andern wohl an, dieser heidnischen Göttinn zum Possen, ein Handwerk zu treiben, dazu du nicht gebohren bist. Schreib demnach, unvergleichlicher Dichter, und schone kein Papier. Die Schaar der Musen giebt dir von den zehn tausend Ballen, die sie geschenkt bekommen hat *), gern einige Ballen wieder zurücke. Kehre dich nicht daran, wenn deine verderbte Vernunft dir zuruft: Schreibe nicht! oder wenn andere über deine Verse spotten. Jenes ist eine Anfechtung, die Leute deiner Art leicht überwinden; und dieses ein Unfall, den du mit vielen vortreflichen Dichtern gemein hast. Die Gesellschaft der kleinen Geister wird darum eben so wenig von der Hochachtung gegen dich etwas fallen lassen, als du selbst, und dich alle Zeit, du magst wollen oder nicht, als ein Mitglied ansehen, das ihr die meiste Ehre bringet.

Ich scheue mich nicht, meine Herren, dieses in Ihrer aller Namen zu versprechen. Sie werden mich nicht zum Lügner werden lassen. Dero huldreicher Anblick versichert mich, daß ich nichts

*) S. das Heldengedicht. S. 16.

gesagt habe, das Sie nicht genehm halten, und, wo es mir erlaubt ist, von unserer ganzen Gesellschaft nach denenjenigen Regungen zu urtheilen, die ich selbst empfinde: so weiß ich gewiß, daß dieselbe über die Erhebung des Herrn Philippi zur Profeßion der deutschen Beredsamkeit eine Freude empfindet, die allen Verdruß weit überwieget, den die fruchtbare Schaar ihrer Widersacher derselben verursachet. Sie vergisset darüber all ihres Leides; und wo etwas ist, das ihr Vergnügen mangelhaft machet: so ist es der schwache Gesundheitszustand des Herrn Professor Philippi.

Ich sehe mit Bestürzung, meine Herren, daß der Herr Professor Philippi den Ohnmachten so sehr unterworfen ist. Die eine verursachte ihm der blosse Anblick eines königlichen Bildnisses, und die andere wandelte ihm in der Gedächtnißrede auf die Königinn in Polen an. Es ist gewiß, meine Herren, daß, wenn ihm nicht das erstemal seine damals gegenwärtige leibliche Frau Mutter, nebst dem redlichen Herrn Commißionsraht und Kraisamtmann Fleuter aufgerichtet *), und das anderemal die geschäfti-

*) S. die sechs deutschen Reden S. 40.

schäfftige Mitleidenheit einiger annehmlichsten Lieder, durch einen kräftigen Balsam wieder zu recht gebracht hätte *): so würden die unterirdischen Grotten durch die Ankunft eines grossen Redners und Poeten beglückseliget seyn, mit welchem jetzo das Reich der Lebendigen noch pranget. Aber, meine Herren, da es nicht zu glauben, daß ein Mann, der zu grossen Dingen gebohren ist: so bald den Weg alles Fleisches gehen werde, so hoffe ich, daß die Vorstellung seiner Sterblichkeit nicht fähig seyn wird, unsere gegenwärtige Zufriedenheit zu stöhren, und uns zu verhindern, einander auf die Gesundheit des Herrn Professor Philippi in gebührender Maasse und ehrerbietigster Bescheidenheit eines zu zubringen **). Sie kann uns vielmehr antreiben, unsere Wünsche für das lange Leben eines unentbehrlichen Mannes zu verdoppeln.

Lebe demnach, theurer Philippi, und vollende das grosse Werk, das du angefangen hast. Zerstöhre das Reich der falschen Beredsamkeit; und erweitere, nach der Gelegenheit, die dir dein Amt giebt, die Gränzen unserer Gesellschaft, die dich

*) S. die sechs deutschen Reden. S. 25. **) Ebend. S. 25.

als ihren Augapfel hoch hält. Laß die Spötter immerhin schwatzen: Man habe dich zu einem ausserordentlichen Bekenner der deutschen Beredsamkeit erkohren, um durch dein lehrreiches Beyspiel die Jugend auf eben die Art beredt zu machen, als die alten Lacedämonier ihre Kinder durch das Exempel trunkener Knechte zu Mäßigkeit anführten. Diejenigen welche wissen, wie unentbehrlich du der Welt bist, werden nicht aufhören, für dein Wohlseyn zu seufzen, und die Gesellschaft der kleinen Geister, die dich als ihre vornehmste Stütze und ihren einzigen Trost in diesen betrübten Zeiten ansiehet, wird nicht müde werden, deinen Ruhm bey aller Gelegenheit auszubreiten.

Was ich sage, meine Herren, das denken Sie; und weil ich nun dessen versichert bin: so vermag ich dieser meiner geringfügigen Rede, deren hochgeneigte Aufnahme, und Bedeckung der untergelaufenen Fehler, mir nochmalen gehorsamst und ergebenst ausbitte, keinen bessern Schluß zu machen, als damit ich angefangen habe *). Es lebe der Herr Professor Philippi! Hoch!

D I X I.

---

*) S. die sechs deutschen Reden S. 147.

Unpartheyische

# Untersuchung der Frage:

Ob

die bekannte Satyre,

## Briontes der Jüngere,

oder

## Lobrede

auf den

## Herrn D. Johann Ernst Philippi,

Professor der deutschen Wohlredenhei. auf der Universität Halle,

mit

entsetzlichen Religionsspötterenen

angefüllet,

und eine strafbare Schrift sey?

Bey welcher Gelegenheit zugleich augenscheinlich gezeiget wird, daß der Herr Professor Philippi die Schrift:

Gleiche Brüder, gleiche Kappen ꝛc.

unmöglich gemacht haben könne.

---

Leipzig, 1733.

BOILEAU.

Qui méprise Cotin n'estime point son Roi,
Et n'a, selon Cotin, ni Dieu, ni foi, ni loi.

## Eingang.

Sich in fremde Händel mischen, und um Sachen bekümmern, die einen nicht angehen, das wird von allen klugen Leuten für ein so vorwitziges Unternehmen gehalten, dem die Reue auf dem Fuße zu folgen pfleget. Diese Betrachtung sollte mich bewegen, meine Gedanken über die Frage, welche ich zu untersuchen willens bin, bey mir zu behalten: Allein die Unschuld vertreten, und die Irrenden auf den rechten Weg bringen, das ist eine Pflicht, der ein Vernünftiger sich nicht entschlagen kann. Und daher deucht mich, ich werde nicht übel thun, noch von Leuten, die Vernunft und Billigkeit lieben, eines Vorwitzes, oder einer Verwegenheit beschuldiget werden, wenn ich von denen Urtheilen, die über die im vorigen Jahre unter dem Titel: Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf den Herrn Professor

Philippi, herausgekommene Satyre gefället worden, auf eine unpartenische und bescheidene Art, meine Meynung sage.

### Endzweck dieser Schrift.

Ich setze voraus, daß alle diejenigen, welche sich die Mühe nehmen werden, gegenwärtige Schrift durchzublättern, auch die Satyre, so mir Gelegenheit gegeben hat, dieselbe zu verfertigen, gelesen haben. Sie werden also wissen, daß in Halle ein Professor der deutschen Wohlredenheit ist, der Philippi heißt; daß dieser, um seine Geschicklichkeit zu zeigen, sechs deutsche Reden durch den Druck bekannt gemacht; und daß ein Ungenannter, dem diese Reden nicht gefallen, eine ziemlich scharfe Satyre, unter dem Namen einer Lobrede, wider den Herrn Professor Philippi heraus gegeben hat.

Ich glaube daher, es werde nicht nöhtig seyn, daß ich meinen Lesern von dem Endzwecke und der Beschaffenheit dieser Satyre eine weitläuftige Nachricht gebe, der sie leicht entbehren können. Mein Zweck ist nur, zu untersuchen, ob die widrigen Urtheile, welche von derselben gefället worden, gegründet sind oder nicht.

### Ein Einwurf und dessen Beantwortung.

Ich sehe vorher, daß viele meiner Leser denken werden, dieses sey eine unnöhtige Arbeit: Sie werden sich einbilden, eine Schrift die so wohl aufgenommen worden, könne solchen Urtheilen unmöglich unterworfen seyn, und können mich also leicht für einen Menschen halten, der mit seinem eigenen Schatten kämpft. Allein alle diejenigen, die diese Gedanken haben, müssen mir erlauben, ihnen zu sagen, daß sie sich in ihrer Meynung betriegen, und daß eine Satyre, sie mag so wohl gerahten seyn, und mit so vieler Begierde gelesen werden, als sie immer will, dennoch einer weit schärfern Censur unterworfen ist, als irgend eine andere Schrift.

### Satyren mißfallen den meisten.

Ich gestehe, wenn man bedenket, daß die Menschen ungemein geneigt sind, sich über den Unfall ihres Nächsten zu erfreuen: so sollte man glauben, eine, auch nur mittelmäßige Satyre müsse allemal mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen werden. Aber dieser Schluß ist trieglich, und die Erfahrung giebt es, daß eine Satyre, sie mag auch noch so wohl geschrieben seyn, den meisten

mißfalle, und daß der Verfasser derselben, auch so gar von denen, welche seine Schrift mit Lust lesen, und dieselbe loben, dennoch getadelt werde.

Denn obgleich die lustigen Einfälle, welche eine Satyre beliebt machen, alle Leser kützeln, und zum Lachen gleichsam zwingen: so gehet doch dieses Lachen den meisten eben so wenig von Herzen, als dasjenige, so durch eine leibliche Kützelung verursachet wird. Die Empfindung, welche in unserm Cörper entstehet, wenn er gekützelt wird, ist einer sehr zweydeutigen Natur, und, wie angenehm sie auch scheint, mit einer Art des Schmerzes untermischet. Mit der geistlichen Kützelung hat es eben die Bewandniß, und das Vergnügen, daß eine Satyre ihren Lesern giebt, ist fast allemal mit einem heimlichen Verdrusse vergesellschaftet.

Die Ursachen davon: 1) der Wahn, daß sich ein Spötter gar zu viel einbilde.

Die Ursachen dieses Verdrusses sind nicht schwer zu errahten. Die erste ist der gemeine Wahn, daß einer, der sich klug genug dünket, andere zu tadeln, eine grosse Einbildung von sich selbst haben, und sich allein für weise halten müsse.

Ich untersuche hier nicht, ob dieser Wahn gegründet sey: Ich merke nur an, daß ein solcher Wahn ungemein geschickt ist, solche Bewegungen in den Herzen derer, die eine Sache lesen, zu erregen, wodurch sie verhindert werden, dieselbe unpartheyisch zu beurtheilen.

Der Hochmuht ist zwar allemal eine verhaßte Eigenschaft; nimmer aber unerträglicher, als wenn er von derjenigen Einbildung herrühret, die ein Mensch von seinem eigenen Verstande hat. Denn in Ansehung des Verstandes gönnt keiner dem andern den Vorzug. Niemand ist mit dem Seinen übel zufrieden, und kann also denjenigen nicht anders, als mit scheelen Augen, ansehen, von dem er glaubt, daß er thöricht genug, sich allein für klug zu halten. Die Satyrenschreiber haben das Unglück, daß der größte Hause dieses von ihnen argwohnet, und folglich muß nohtwendig die Zahl derer sehr groß seyn, die einen heimlichen Widerwillen gegen sie hegen. Ein jeder siehet leicht, was dieser Widerwille, natürlicher Weise, vor Wirkungen haben müsse, und daß es gar kein Wunder, wenn sich die meisten dadurch verleiten lassen, von den Absichten und von dem Verfahren der Spötter aufs schlimmste zu urtheilen.

2) Das Mitleiden mit den Thoren.

Es wäre ein Glück für diejenigen, die Satyren schreiben, wenn die Urtheile über ihre Schriften nur allein aus dieser Quelle flössen, und es nicht Leute gebe, deren Mißfallen über eine Satyre noch aus einer andern Ursache herrührete. Allein so zeigt es die Erfahrung, daß ein unvernünftiges Mitleiden mit denen Thoren, die in einer Satyre lächerlich gemacht werden, den meisten auch die glücklichsten Einfälle und unschuldigsten Reden verhaßt und verdächtig mache.

Ursachen dieses Mitleidens: 1) die Menge der Thoren.

Man darf nicht lange nachsinnen, woher doch immer dieses Mitleiden entstehe. Eine Satyre greift allemal eine gewisse Art der Thorheit an, und macht diejenigen lächerlich, welche damit behaftet sind. Dieses muß nohtwendig vielen nicht anstehen, weil die Menge der Thoren unzählig ist. Es ist demnach etwas gar natürliches, daß derjenige, der in einer Satyre angegriffen wird, einen grössern Anhang findet, als derjenige, der sie geschrieben hat. Dieser ist ein gemeiner Feind, und jener ein bedrängtes Brüderchen, dessen

Wohlstand ein jeder zu Herzen nimmt. Wie muß es also dem frechen Spotter, der in der Person desjenigen, wider welchen er seinen Gift ausgelassen, so viele ehrliche Leute beleidiget hat, nicht ergehen, und wie kann man mit Vernunft hoffen, daß man, einiger lustigen Einfälle halber, seine Schmähschrift nicht aufs schärfste richten werde.

Quum sibi quisque timet, quanquam est intactus, et odit *).

a) das böse Gewissen der Leser.

Das Gewissen ist ein wunderlich Ding. Man denkt: heute mir, morgen dir, und lieset also eine Satyre mit Furcht und Zittern.

Ense velut stricto quoties Lucilius ardens
Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens est
Criminibus, tacitaque sudant praecordia culpa **).

Erinnerung an die Spötter.

Ich nehme mir demnach die Freyheit, bey dieser Gelegenheit allen denen, die zum Spotten Lust haben, wohlmeynentlich zu rahten, daß sie diese böse Neigung mit aller Macht bestreiten.

---

*) Hor. Lib. II. Sat. I.

**) Iuven. Sat. I.

- - quid opus teneras mordaci radere vero
Auriculas? - - - *)

Sie bilden sich ein, durch ihre artigen Einfälle der Welt eine Lust zu machen, und ihren Lesern zu gefallen. Ich gebe ihnen zu, daß sie, was das erste anlanget, ihren Zweck einigermaßen erreichen. Aber was wird ihnen dafür? Wenn sie nur belieben wollen zu erwegen, daß, wie ich schon gesagt, das Bischen Lust, so man bey Lesung einer Satyre empfindet, sehr genau mit einem empfindlichen Verdruß verbunden ist: so werden sie begreifen, daß sie durch ihre Schriften bey ihren Lesern eben so wenig Dank verdienen können, als wenn sie im gemeinen Leben alle, die ihnen begegnen, und mit denen sie umgehen, anfallen und kützeln wollten. Eine so wunderliche Aufführung würde ihnen unstreitig viele Feinde machen, und wo sie ihrer Tadelsucht kein Gränzen setzen, wird es ihnen gleichfalls nicht daran mangeln.

Sie dürfen nicht denken, es habe dieses nichts zu bedeuten, wenn sie sich der Bestrafung allgemeiner Thorheiten enthielten, und sich nur an so elende Tröpfe machten, die auch von ihres glei-

*) Persius Sat. I.

chen für ausgemachte Gecken gehalten werden. Die Erfahrung wird sie lehren, daß sie sich in ihrer Hoffnung betriegen, und daß es zu allen Zeiten wahr ist, was Horaz sagt:

. . . sunt intactis quoque cura
Conditione super communi . . *)

Einigkeit der Thoren, wenn sie von einem auswärtigen Feinde angegriffen werden.

Wer nur einen Phantasten angreift, der hat sogleich die ganze Schaar der Thoren auf dem Halse. Ich bekenne, das Reich dieser Herren scheint sonst so gar einig nicht zu seyn. Sie leben in beständigem Kriege, und lachen einander um die Wette aus. Aber ein Fremder muß sich diese Freyheit nicht nehmen. Sobald werden sie nicht von einem auswärtigen Feinde angegriffen: so vergleichen sie sich, und stehen für einen Mann. Dieses ist nicht sowohl eine Wirkung ihrer Klugheit, als eine Folge desjenigen Mitleidens, das sie, aller innerlichen Uneinigkeit ungeachtet, mit ihren geängstigten Brüdern hegen. Es ist dieser Affect unter Geschöpfen einer Art so natürlich, daß man auch bey unvernünftigen Thieren einige Spuren davon findet. Wenn nur das kleineste

*) Hor. Lib. II. Epist. I.

Ferkel seine Noht durch ein klägliches Geschrey bekannt machet: so grunzet die ganze Heerde, und eilet ihrem nohtleidenden Gliede zu Hülfe. Thun dieses nun unvernünftige Thiere; was werden Menschen nicht thun? Und sollten also wohl die Thoren einen von ihrem Orden hülflos lassen, wenn er belachet wird? Die Erfahrung giebt es, daß sie es nicht thun, und bekräftiget den Ausspruch des Poeten:

> Man greife nur einmal dem Narren an die Schellen:
> So fangen Laff, und Mops, und Melac an zu bellen *).

Die Satyre Brionres ist nicht glücklicher, als andere.

Ich bitte alle Spötter, dieses wohl zu beherzigen, und frage nunmehro meine Leser, denen zu gefallen ich diese Ausschweifung gemacht habe: Ob es wohl zu bewundern sey, daß es Leute gegeben, denen die Lobrede auf den Herrn Professor Philippi nicht gefallen wollen? Ich bilde mir ein, deutlich gezeiget zu haben, daß dieses das gemeine Schicksal aller Satyren, und mich deucht nicht, daß diejenige, von welcher wir handeln, so beschaffen sey, daß sie ein besseres Glück verdiene.

*) Schlot. S. 8.

Wird gelobet, aber der Verfasser doch einer Religionsspötterey beschuldiget.

Zwar muß ich bekennen, der Briontes ist von vielen mit grossem Vergnügen gelesen worden. Man hat die darinn enthaltenen Einfälle und Spöttereyen scharfsinnig gefunden, und ich kann zum Ruhme unsers Vaterlandes sagen, daß noch niemand des Herrn Professor Philipp Partey öffentlich genommen, oder diesen häßlichen Redner beklaget hat. Alle Welt, die Klugen sowohl, als die Thoren, stimmen darinn überein, daß dem Herrn Professor Recht geschehen ist, und seine Reden eine so scharfe Lauge völlig verdienet haben. Es ist also gar kein Streit darüber, ob der Briontes gut, und die Reden, und das Heldengedicht des Herrn Professor Philippi schlecht geschrieben sind. Dieses sind Wahrheiten, daran kein Mensch zweifelt. Allein ob nun gleich die natürliche und lebhafte Vorstellung der in den philippischen Reden vorkommenden abentheuerlichen Schnitzer jedermann wohl gefallen, und niemand an der Schreibart und ganzen Einrichtung des Briontes noch zur Zeit etwas auszusetzen gefunden hat: so hat doch diese Satyre dem Unglücke, welches al-

len Schriften dieser Art eigen ist, so wenig ent- geben können, daß man vielmehr sagen kann, sie sey noch auf eine unbarmherzigere Weise, als sonst gebräuchlich, mitgenommen worden. Denn da man sonst nichts dagegen vorzubringen gewußt: so hat man sich begnüget, Religionsspötteren darinn zu entdecken, und den Verfasser einer Ver- achtung der heiligen Schrift zu beschuldigen. Mich deucht, ein solches Urtheil ist weit ärger, als wenn man bloß die Schreibart und Einfälle als albern und kaltsinnig tadelt; denn diese Cen- sur hätte, wenn sie Grund gehabt, den Verfasser nur lächerlich gemacht: Da hergegen ein so har- ter Ausspruch, er mag gegründet seyn oder nicht, weit schlimmere Wirkungen haben kann.

Die Sorge, die der Verfasser der niedersächsischen Nachrich- ten deßfals gehabt, ist nicht unnöthig.

Ich verdenke es meinen Lesern nicht, wenn es ihnen unwahrscheinlich vorkömmt, daß es Leute gebe, die von dem Verfasser des Briontes ein so liebloses Urtheil zu fällen fähig sind. Ich hätte mir selbst nicht eingebildet, daß es möglich sey; und ob ich gleich sahe, daß in den niedersäch- sischen Nachrichten dem Verfasser des Brion-

tes gerahten wurde, sich künftig solcher Ausdrükkungen zu enthalten, aus welchen man eine schlechte Ehrerbietung gegen die heilige Schrift schliessen könnte: so hielte ich doch, nach der Liebe, dafür, der Herr Verfasser dieser Nachrichten habe durch diesen guten Raht nicht so sehr seine eigene Meynung, als seine wohlgemeynte Sorge, daß andere so urtheilen möchten, an den Tag legen wollen. Und ich gestehe, diese Sorge kam mir unnöhtig vor. Allein ich erkenne nunmehro, daß der Herr Verfasser der niedersächsischen Nachrichten weiter gesehen hat, als ich, und schäme mich meiner Einfalt.

Der Verfasser des Briontes ist nicht der erste Satyrenschreiber, den man zum Religionsspötter gemacht hat.

Ich hätte wissen sollen, daß der Verfasser des Briontes nicht der erste ist, dem dieses Unglück begegnet. Ist es dem D. Swift wohl besser gegangen? Hat nicht Wotton die Dreistigkeit gehabt, in seinen *Reflections upon Learning* zu schreiben: „That the Tale of a Tub is a design'd Banter upon all that is esteem'd Sacred among Men; and that God and Religion, Truth and moral Honesty, Learning and In-

dantry, are made a May-Game *)." Und haben sich auch nicht in Deutschland Leute von so schlechtem Nachsinnen gefunden, die dieses unvernünftige Urtheil des Wottons nachgebetet? Hätte ich dieses bedacht: so würde ich wohl begriffen haben, daß nichts in der Welt so wunderlich sey, das man nicht von einem bösen Scribenten, der durch eine Satyre in Wut gebracht ist, vermuhten müsse.

Böse Scribenten fassen die Hörner des Altars, und handeln kläglich daran.

Leute dieser Art wissen in solcher Angst nicht, was sie thun. Sie sehen, daß jedermann ihre Thorheit erkennet, und niemand ist, der sich ihrer annimmt. Wenn sie dann nicht wissen, wo sie sich hinwenden sollen; so fassen sie aus Verzweifelung die Hörner des Altars. Ich kann nicht anders, als einen so klugen Entschluß loben. Es findet sich selten ein Benaja, der das Herz hätte, auch in dem Heiligthume einem solchen Stümper den Kopf abzureissen, und dieser findet gemeiniglich Schutz.

. . . Superi vetuere necari **).

---

*) S. The complete Key to the Tale of a Tub. Pag. 28.

**) Ovid. Metam. L. VIII.

Warum dieses klüglich gehandelt sey.

Man darf sich also nicht wundern, warum die nohtleidenden Scribenten ihre Verfolger mit denen sie nicht auskommen können, allemal einer Gottlosigkeit beschuldigen. Dieses ist unstreitig das gemächlichste, sicherste und kräftigste Mittel, seinen Feind zu unterdrücken, und man kömmt weiter damit, als wenn man sich in einen ordentlichen Kampf einlassen wollte. Es gleicht, wie ein gewisser Scribent sagt, einer Mine, durch welche der Feind, ehe er sichs versiehet, in die Luft gesprenget wird, und es ist selten ohne Wirkung.

Die Religion hat so was ehrwürdiges an sich, daß auch der blosse Name derselben selbst Leuten, welche am wenigsten Lust haben, die Pflichten, wozu die Religion uns verbindet, zu erfüllen, eine sonderbare Ehrerbietung einpräget. Es muß folglich ein Satyrenschreiber, der das Unglück hat, für einen Verächter der Religion gehalten zu werden, ein Greuel in jedermanns Augen seyn. Es ist niemand, der sich nicht verbunden achten sollte, wider einen solchen Menschen zu eifern. Ein solcher Eifer stehet allen rechtschaffenen Christen sonderlich wohl an, und

kann bey vielen aufrichtig seyn. Allein er ist es nicht bey allen. Viele wenden ihn nur vor, damit man sie für Leute halten möge, denen die Schrift und Religion vor andern lieb ist; und bey den meisten muß er demjenigen Mitleiden, das sie mit den Thoren hegen, zum Deckmantel dienen.

Herr Professor Philippi hat wohl gethan, daß er es auch so macht.

Ich will hier nicht untersuchen, ob der Eifer, den man wider einige in dem Briontes vorkommende Ausdrückungen hie und da bezeuget, aus so bösen Quellen herfliesse, oder ob er aufrichtig sey. Er mag meinetwegen beschaffen seyn, wie er will. Ich sage nur, daß es kein übler Fund von dem Herrn Professor Philippi sey, daß er, anstatt sich durch eine unmögliche Vertheidigung seiner begangenen Fehler noch lächerlicher zu machen, über Religionsspöttereyen zu seufzen angefangen. Er hat dadurch wenigstens so viel zu wege gebracht, daß Leute, denen es entweder an Zeit gefehlet, den Briontes selbst zu lesen, oder auch die Fähigkeit gemangelt, dessen Sinn einzusehen, den Verfasser dieser sonst so beliebten Satyre für einen Verächter der Schrift und gottlosen Menschen halten.

Warum es aber der Verfasser nicht leiden könne, und den Urheber des Briontes vertheidige.

Mir könnte dieses freylich gleich viel gelten. Ich kenne diesen ungenannten Scribenten so wenig, als den Herrn Professor Philippi. Allein die Liebe, die ich meinem unbekannten Nächsten sowohl, als denen, die ich kenne, schuldig bin, bewegt mich, den Verfasser des Briontes von einem so unbilligen Verdachte zu befreyen, und denen, welche ihn einer Gottlosigkeit beschuldiget, ihre Uebereilung aufs glimpflichste vorzustellen. Ich halte dieses um so viel nöhtiger, weil so gewaltige Verdrehungen unschuldiger Worte, als diejenige, wodurch man aus einigen Stellen des Briontes Religionsspötterenen erpresset, vielen Unfug anrichten, und ehrlichen Leuten Verdruß machen können, und hoffe demnach, es werde mein Unternehmen, welches auf die Rettung der Unschuld zielet, von keinem, der die Billigkeit liebet, getadelt werden.

Entschuldigung an den Leser.

Nur will ich meine Leser ersuchen, daß sie es mir nicht übel oder zur Einfalt deuten, wenn ich Dinge widerlege, die es kaum zu verdienen schei-

nen. Die Schuld ist nicht meine, sondern derer, die für gut befunden haben, so schwache Beweisthümer ihrer Beschuldigung vorzubringen. „Quod si forte inepta videbor et oppido frivola velle defendere, illis debet ea revitio verti quibus turpe est - - - haec objectasse; non mihi culpae dari, cui honestum erit - - - haec diluisse *).“

Beweis, daß der Verfasser des Briontes ein Religionsspötter, ist sehr schwach.

Meine Untersuchung der Gründe, wodurch man darthun will, daß in dem Briontes Religionsspöttereyen enthalten sind, braucht dieser Entschuldigung unumgänglich. Denn es sind diese Gründe von Herzen schwach, und zeugen von einer grossen Verzweifelung; daher ich auch niemand, als den Herrn Professor Philippi, für den Urheber derselben halten kann. Unpartheyische Leser des Briontes sehen leicht, daß die Stellen, die man als verdächtig angegeben hat, nichts in sich fassen, das auch dem Eigensinnigsten und Heiligsten ärgerlich scheinen könne.

*) Apulej. in Apol.

Worin die Religionsspöttereyen bestehen sollen.

Es sind drei Stellen. Der Verfasser des Briontes soll ein Religionsspötter seyn, 1) weil er in dem Vorberichte gleich zu Anfange sagt: die Gesellschaft der kleinen Geister habe einige Aehnlichkeit mit der unsichtbaren Kirche; 2) weil er meynt, man könne erbäulich beten, oder mit Gott reden, ohne daß man nöhtig habe, den Psalter und die Offenbarung Johannis auszuplündern; und endlich 3) weil er von Paulus Entzükkung ärgerlich und verächtlich redet.

Es wird mir ein leichtes seyn, augenscheinlich darzuthun, daß in diesen angeführten Stellen nichts böses enthalten ist. Ich will sie zu dem Ende nach der Reihe untersuchen.

Vorläufige Erinnerung, wie die Leser dieser Schrift beschaffen seyn sollen.

Ehe ich aber weiter gehe, finde ich nöhtig, nachfolgende Erklärung zu thun. Der Briontes ist eine Satyre, in welcher von Anfang bis zu Ende eine immerwährende Ironie herrschet. Ich setze also solche Leser voraus, die nicht allein in der Schule gelernet haben, was eine Ironie sey, sondern auch die Fähigkeit, und die Lust besitzen,

diese Figur, wann sie hoch getrieben, und lange fortgesetzet wird, gebührend einzusehen. Wer nun entweder so blödes Verstandes ist, daß er den verborgenen Sinn einer Ironie nicht zu erreichen vermag, oder auch so schwermühtig, daß er allen Scherz für sündlich hält, und in den unschuldigsten Schriften, wenn sie nicht nach der Salbung schmecken, nichts als Greuel entdecket, der wisse, daß ich für ihn nicht schreibe. Mit solchen Leuten habe ich nichts zu thun, und ich sehe gern, wenn sie meine Schrift nicht lesen.

Odi profanum vulgus, et arceo *).

Ich bin nicht gedungen, sie klug zu machen. Doch will ich ihnen aus gutem Herzen einen Raht geben, dabey sie sich wohl befinden werden. Sie würden meiner Meynung nach klüglich handeln, wenn sie gar keine Satyren läsen, oder doch wenigstens durch ein unbesonnenes Urtheil ihre Schwäche nicht verriehten. Die Schwachen, Einfältigen und Blöden müssen sich an ihren Kubach halten, und die Schwermühtigen werden in Mudrians Kreuzschule, und in der Betrachtung der vier letzten Dinge mehr Trost und Erquickung

*) Horat. Lib. III. Od. 1.

finden. Wollen aber diese letzten doch manchmal eine Satyre lesen: so müssen sie vorhero den Geist der Traurigkeit, der sie unruhig macht, beschwören, und den Gratien ein Opfer bringen.

Lascivientem si quis indigne ferat
Musam iocari, tacta cum protervitas,
Insonsque ludus leve tormentum admovet
Calamo calenti, Gratiis licet prius
Somnumque ponat, quam poeticas fores
Irrumpat invenustus agrestisque homo *).

Ablehnung der ersten Beschuldigung, daß der Verfasser des Briontes der unsichtbaren Kirche gespottet habe.

Man siehet aus dieser vorläufigen Erinnerung, was ich vor Leser verlange. Sind nun dieselben so beschaffen, als ich es wünsche: so werden sie ohne Mühe sehen, daß zum wenigsten die Lästerworte, die der Verfasser des Briontes wider die unsichtbare Kirche geredet haben soll, so gar groß nicht sind. Er sagt: „Die Gesellschaft der kleinen Geister habe einige Aehnlichkeit mit der unsichtbaren Kirche, weil sie in der ganzen Welt ausgebreitet sey, und doch niemand sagen könne: Siehe! hie oder da ist sie.“ Diese Vergleichung

*) Baudius Iambic. Lib. I.

kömmt gewissen Leuten anstößig vor, und man spricht, der Verfasser des Briontes treibe sein Gespötte mit der unsichtbaren Kirche. Ich gestehe, dieses wäre eine That, die nicht zu billigen. Aber ich begreife nicht, warum man dem Verfasser des Briontes so böse Absichten beymisset. Mich deucht, es ist offenbar, daß es ihm niemalen in den Sinn gekommen sey, der unsichtbaren Kirche zu spotten.

1) Die Vergleichung der Gesellschaft der kleinen Geister mit der unsichtbaren Kirche ist dem Character des Verfassers des Briontes gemäß.

Er giebt sich für ein Mitglied der Gesellschaft der kleinen Geister aus, und dieser angenommene Character verbindet ihn, von seiner Gesellschaft die höchsten Begriffe zu haben. Wie kann man ihm denn verdenken, daß er dieselbe, um sie recht groß zu machen, mit einer so ehrwürdigen Sache, als die unsichtbare Schaar der wahren Gläubigen ist, verglichen hat? Es stehet ihm dieses so wohl an, daß ich für meine Person diese lächerliche Vergleichung und die ganze Vorrede für das beste in dem Briontes halte. Ja es würde ihm wohl anstehen, wenn auch die Vergleichung noch wunderlicher und verwegener wäre, als sie in der

That ist. Denn, da er, seinem Vorgeben nach, zu der Gesellschaft der kleinen Geister gehöret; diese Gesellschaft aber die Unterdrückung der gesunden Vernunft, und die Einführung der wahnsinnigsten Schwärmerey zum Endzweck hat: so würde er seiner Pflicht gemäß gehandelt haben, wenn er gleich aufs ärgste geschwärmet hätte.

a) Hat ihren guten Grund.

Allein so bedarf er dieser Entschuldigung gar nicht. Seine Vergleichung, wie ungewöhnlich sie auch ist, hat doch ihren guten Grund. Sie gründet sich auf zweene Sätze, an deren Wahrheit niemand zweifelt. Denn daß Gott allenthalben die Seinen habe, ist so gewiß, als daß die ganze Welt voller Narren ist. Stultorum plena sunt omnia. Ich frage die Herren, welche sich an der von dem Verfasser des Briontes angestellten Vergleichung ärgern, ob sie diese beiden Sätze nicht eben so wohl für wahr halten, als der Verfasser des Briontes? Sie werden mir unstreitig mit Ja antworten; und ich glaube, es ist kein Glied der unsichtbaren Kirche, das nicht eben der Meynung seyn sollte. Die unsichtbare Kirche selbst wird also nimmer leugnen können, daß zwischen

ihr und der Gesellschaft der kleinen Geister in Ansehung der weitläuftigen Ausbreitung eine Aehnlichkeit sey; und folglich kann sie sich unmöglich für beleidiget achten, wenn von ihr etwas gesaget wird, welches so wahr ist, daß sie es selbst gestehen muß.

Warum sie den Einfältigen verdächtig vorkomme und das Mitleiden des Verfassers mit diesen guten Leuten.

Wie ist es dann möglich, daß es Leute geben können, die sich eingebildet haben, die unsichtbare Kirche sey von dem heillosen Verfasser des Briontes so ehrenrührig angegriffen, daß sie es nimmer auf sich sitzen lassen könne? Doch ich merke wohl, wo dieser Irrthum herrühret. Die guten Leute stehen in dem Wahn, es sey allemal ein unehrerbietiges, und oft sündliches und ärgerliches Verfahren, wenn man etwas grosses, ehrwürdiges und heiliges, und eine geringe, nichtswürdige und verächtliche Sache auf gewisse Maasse mit einander vergleichet. Ich gestehe, diese Einbildung ist ziemlich einfältig, und hat bey vielen vielleicht eine kleine Bosheit zum Grunde. Es scheinet also, diejenigen, welche das Unglück haben, von so bösen Gedanken geplaget zu werden, verdienten

kaum, daß man sich bemühe, sie auf den rechten Weg zu bringen: Allein, da es gar wohl möglich ist, daß Leute, die bey einem ausserordentlich zärtlichen Gewissen ein sehr geringes Maaß von Verstandskräften besitzen, aus guter Meynung auf solche Grillen verfallen: so kann ich es nicht über mein Herz bringen, diesen blöden Seelen denjenigen Unterricht zu versagen, dessen sie so sehr bedürfen, und ohne welchen sie allezeit Gefahr laufen, ihr Gewissen zu verletzen, ihren Nächsten zu beleidigen, und sich selbst lächerlich zu machen. Meine verständigen Leser werden es mir nicht ungütig deuten, daß ich sie eine Weile mit Kleinigkeiten aufhalte. Stehet es doch bey ihnen, dieselbe überzuschlagen.

Daß die verdächtige Vergleichung erlaubet sey, wird bewiesen
1) durch Gründe.

Es merken demnach, alle diejenigen, die es nicht wissen, daß, gleich wie in der ganzen Welt nicht zwey vollkommen ähnliche Dinge, anzutreffen, also auch nicht zwey Dinge zu finden sind, die nicht einige Aehnlichkeit mit einander haben sollten. Es mag demnach eine Sache so geringe, so klein, so nichtswürdig, so verächtlich seyn, als

sie will: so wird sie doch etwas an sich haben, worinnen sie mit einer höhern, grössern und ehrwürdigern übereinkömmt; und es ist nichts so groß, so hoch, so vornehm, so ehrwürdig und so heilig, das nicht in einem Stücke mit geringen und niedrigen Dingen einige Aehnlichkeit hätte.

Diese Aehnlichkeit hebt den wesentlichen Unterschied zwischen dem grossen und kleinen, hohen und niedrigen, ehrwürdigen und verächtlichen gar nicht auf. Und folglich ist es falsch, daß derjenige, der etwas grosses und ehrwürdiges mit einer geringen und nichtswürdigen Sache auf gewisse Maasse vergleichet, allemal den Vorsatz habe, das grosse zu verkleinern, und das ehrwürdige lächerlich zu machen. So lange eine solche Vergleichung den wesentlichen Unterscheid dieser Dinge nicht angreifet, so lange ist dieses nicht zu vermuhten. Legt man aber einer grossen und ehrwürdigen Sache, die man mit einer geringen und verächtlichen vergleichet, diejenige Eigenschaft bey, welche eben die geringe und verächtliche Sache gering und verächtlich macht: so wird die Vergleichung der grossen und ehrwürdigen nachtheilig.

a) Durch Exempel.

Ich erläutere das, was ich jetzo gesaget habe, mit Exempeln. Die Apostel Petrus und Paulus sagen, des Menschen Sohn werde kommen als ein Dieb in der Nacht. Diese Vergleichung lesen wir ohne Aergerniß. Warum? Weil die Aehnlichkeit, so die heiligen Urheber derselben zwischen des Menschen Sohn und einem Diebe wahrnehmen, nur die unvermuhtete Ankunft, und nicht eine Eigenschaft eines Diebes betrifft, die ihn just zum Diebe macht. Ein Dieb ist darum kein Dieb, weil er unangemeldet kömmt. Wer ärgert sich wohl, wann ein Hofprediger auf der Canzel sagt: Ein König ist vor Gott nichts mehr als der geringste Bettler? Die Ursache ist diese: Weil man wohl siehet, daß der König darum doch König, und der Bettler ein Bettler bleibt; ob sie gleich darinn einander ähnlich sind, daß sie beyde Gott für ihren Herrn erkennen müssen. Wollte ich aber sagen, der König gleiche dem geringsten seiner Unterthanen darinn, daß er, wenn er wider die Gesetze handelt, eben so wohl strafbar sey, als ein anderer: so würde ich seine Majestät beleidigen, weil diese Vergleichung den we-

sentlichen Unterschied zwischen einem Könige und seinen Unterthanen aufhebet.

Der Verfasser des Briontes vergleicht nicht die unsichtbare Kirche mit der Gesellschaft, sondern diese mit jener.

Wenn demnach der Verfasser des Briontes gesagt hätte: die unsichtbare Kirche sey der Gesellschaft der kleinen Geister sehr ähnlich, weil sie, eben wie diese, aus lauter elenden und wahnsinnigen Gliedern bestünde; so hätte er unverantwortlich geredet, und ich wollte den ersten Stein wider ihn aufheben. Allein so hat er nicht einmal die unsichtbare Kirche mit der Gesellschaft der kleinen Geister, sondern diese mit jener, verglichen. Die Schwachen merken diesen Unterscheid. Sie können von mir lernen, daß es nicht einerley, ob ich im Scherz eine ehrwürdige und erhabene Sache mit einer verächtlichen und niedrigen, oder diese mit jener vergleiche. Denn obgleich jenes, nachdem die Sache beschaffen, nicht allemal unzuläßig seyn würde: so giebt es doch gewiße Dinge, mit welchen man keinen Scherz treiben muß. Die unsichtbare Kirche verdient, daß man sie in diese Classe setze. Aber hat denn der Verfasser des Briontes mit derselben seinen Scherz getrie-

getrieben? Ist es sein Endzweck, sich auf Unkosten der unsichtbaren Kirche lustig zu machen? Legt er ihr die Eigenschaften der Gesellschaft der kleinen Geister bey, um sie zum Scherze kleiner und geringer zu machen? Der Augenschein giebt, daß er dieses nicht gethan hat.

Diese Vergleichung ist der unsichtbaren Kirche nicht schimpflich.

Eine verstellte Verkleinerung grosser und ehrwürdiger Sachen ist nicht so angenehm, als die Erhebung geringschätziger und verächtlicher Dinge. Das Bildniß eines Riesen mit einer kleinen Perücke und mit einem kleinen Degen vergnügt das Gesicht bey weiten nicht so sehr, als die poßirlichen Figuren des Zwergencabinets; und ich würde nicht gelachet haben, wenn der Verfasser des Brontes seinen Witz durch eine lächerliche Erniedrigung der unsichtbaren Kirche hätte zeigen wollen. Allein dieses ist seine Absicht im geringsten nicht. Er will nicht die unsichtbare Kirche klein, sondern die Gesellschaft der kleinen Geister durch eine Vergleichung mit der unsichtbaren Kirche groß machen. Und dieses thut er auf eine so bescheidene Art, daß die unsichtbare Kirche in ihren

Würden bleibt. Denn diejenigen Eigenschaften, in Ansehung welcher der Verfasser des Briontes die Gesellschaft der kleinen Geister mit der unsichtbaren Kirche vergleichet, ich meyne, die Unsichtbarkeit und weitläuftige Ausbreitung, sind der unsichtbaren Kirche so wenig eigen, daß sie dieselbe vielmehr, ihrer Ehre unbeschadet, nicht nur mit der Gesellschaft der kleinen Geister, sondern so gar mit den Spitzbuben und Beutelschneidern gemein hat.

Daß der Verfasser des Briontes keine böse Absicht gehabt, bewiesen 1) durch ein Gleichniß.

Wie kann man demnach sagen, die unsichtbare Kirche sey geschimpfet? Was thut es ihr, daß, ausser ihr, noch andere uusichtbare, und in der ganzen Welt ausgebreitete Gesellschaften sind? Sollte es eine Sünde seyn, etwas zu sagen, das so unstreitig ist, als dieses? Oder spottet man der unsichtbaren Kirche, wenn man durch eine, ihrem Ansehen gar nicht nachtheilige, Vergleichung mit derselben die grosse und verborgene Menge der Thoren dem Scheine nach, ich weiß nicht wie hoch, erhebet, in der That aber lächerlich macht? Ich sollte es nicht meynen. Wenn

mir die Lust ankäme, zum Lobe der Schweinschneider eine Rede zu schreiben, und in dieser Rede meine Helden mit den Königen zu vergleichen, weil dieselbe eben so wohl, als der grösseste Monarch, Nase und Ohren haben, sollte dann wohl ein so wahnwitziger Tyrann unter den Grossen dieser Welt zu finden seyn, der sich durch diese Vergleichung beleidiget achten sollte? So weit ist es noch nicht gekommen, und ein unschuldiger Scherz ist allemal erlaubet gewesen.

2) Durch Exempel.

Man hat Reden, die zum Lobe des Esels, der Laus, des Flohes, der Blindheit, des viertägigen Fiebers u. s. w. verfertiget sind, und was diese Reden beliebt machet, ist hauptsächlich dieses, daß die Urheber derselben denen Kleinigkeiten, von welchen sie geschrieben, Eigenschaften grösserer Sachen, auf eine so posirliche Art, beyzulegen gewußt haben, daß man nohtwendig über ihre Einfälle lachen muß. Wer hat aber jemalen sich daran geärgert, oder diese aufgeweckte Köpfe in dem Verdachte gehabt, als suchten sie diejenigen Dinge, mit welchen sie ihre Kleinigkeiten verglichen, lächerlich und verächtlich zu machen?

Fortsetzung dieses Beweises.

Ich habe in den Arlequinianis ein Gedicht gelesen, welches zum Lobe der Krätze gemacht, und voller poßirlichen Vergleichungen ist. Der Verfasser dieses Gedichts vergleicht eine krätzige Hand mit den Thuilleries, und spricht:

Quel plaisir, quelle joye egale
Celle de visiter sa galle
Lorsque l'on a quelque loisir?
Deux mains diversement fleuries
Par cent objets divers viennent plaire à nos yeux.
Et ces objets delicieux
Valent aux moins les Thuilleries.

Er ist noch nicht zufrieden, daß er die Krätze mit den Thuilleries in Vergleichung gezogen hat. Er wagt sich auch an die Grossen, und niemand ist so vornehm, dem derjenige, der die Krätze hat, nicht gleich zu schätzen sey.

Un galeux (schreibt er) est par pout distingué respecté
Comme un homme de qualité
Par exemple veut-il manger ou boire,
Il a toujours son fait à part,
Toujours son verre est à l'écart,
Aucun ne le prophane, et n'y porte la bouche
On n'ose toucher ce qu'il touche.

Ja endlich sagt er gar, die Kräge sey zu allen Zeiten ein Bild der Weisheit gewesen, sie mache die Leute klug, und habe eine grosse Aehnlichkeit mit der Philosophie.

De plus la galle de tout tems
Fut un Simbole de Sagesse.
Un proverbe de vieilles gens
Deja tout usé de vieillesse,
En prouve fort bien la Noblesse;
Tout ainsi que trop galler cuit,
Tout de même trop parler nuit.
Tu connois bien par ce langage,
Que la galle rend l'homme sage
Qu'elle instruit de bonne façon,
Et qu'avec la Philosophie,
Elle a tres grande Simpathie *).

Schluß daraus.

Man siehet, daß die Thuilleries, die Grossen, ja die Weisheit selbst, alles, was sie schönes und ehrwürdiges an sich haben, hergeben müssen, um eine so garstige und scheußliche Sache, als die Kräge ist, groß und annehmlich zu machen. Niemand hat aber darum dem Verfasser dieses Gedichtes Schuld gegeben, er verachte die Thuille-

*) S. die Arlequiniana. S. 96. 98. 99.

ries, lästere alle Leute von hohem Stande, und treibe sein Gespötte mit der Weltweisheit. Und ich möchte demnach wohl wissen, womit es der Verfasser des Briontes verdienet hat, daß man mit ihm so unbillig verfähret. Mich deucht, wo es unvernünftig ist, einen Menschen, der im Scherz saget: Die Krätze habe viel Aehnlichkeit mit der Philosophie, in dem Verdacht zu haben, er treibe sein Gespötte mit der Weltweisheit: so ist es gleichfalls thöricht gehandelt, einem andern, der im Lachen sagt: die Gesellschaft der kleinen Geister habe einige Aehnlichkeit mit der unsichtbaren Kirche; eine Verspottung der Gemeine der Heiligen beyzumessen.

Ein Einwurf wird beantwortet, und bewiesen, wie unglaublich es sey, daß der Verfasser des Briontes der unsichtbaren Kirche spotten wollen.

Es thut hierwider nichts, daß die Weltweisheit bey weiten nicht so heilig und ehrwürdig ist, als die unsichtbare Kirche. Denn wenn ich dieses gleich zugebe: so wird doch überhaupt wahr bleiben, daß es eine Unbilligkeit sey, einem Menschen, der etwas kleines mit dem, was groß ist, aus Possen, vergleichet, Schuld zu geben, seine

Absicht gehe dahin, das grosse zu verkleinern. Hat aber der Verfasser des Brontes in Ansehung der unsichtbaren Kirche diese böse Absicht gehabt: so will ich gerne gestehen, daß ein närrisches Vorhaben nimmer närrischer ausgeführet sey, als dieses. Er sagt nicht das geringste, woraus man merken könne, daß er der unsichtbaren Kirche habe einen Stich geben wollen. Ich weiß aber nicht, ob dieses von einem Spötter zu vermuhten, der eine so beissende Schreibart hat. Er würde es gewiß merklicher gemacht haben; und da dieses nicht geschehen: so fällt die Thorheit, die man ihm beymisset, auf seine Ankläger zurück.

Ursachen, warum einige dieses geglaubt, samt deren Unzulänglichkeit, und dem Character solcher Leute.

Was mag aber nun diese Leute wohl bewogen haben, in Ansehung des Verfassers des Brontes die Regeln der Billigkeit und der Vernunft so sehr zu überschreiten? Meynen sie etwan, es sey doch gleichwohl eine Schande, daß er der unsichtbaren Kirche in seiner scherzhaften Schrift erwehnet? Ich glaube fast, daß sie solche Gedanken haben. Allein womit wollen sie beweisen, daß die unsichtbare Kirche so heilig und ehrwür-

dig sey, daß man mit Furcht und Zittern von ihr reden, und sogar ihren Namen nicht anders, als auf dem Catheder, der Canzel, oder höchstens nur in einer Erweckungsrede, nennen müsse? Die unsichtbare Kirche ist von Herzen demühtig, und verlanget nicht daß man unnöhtige Complimente mit ihr mache, und eine abgeschmackte Behutsamkeit gegen sie gebrauche. Ich glaube also nicht, daß sie das, was der Verfasser des Briontes von ihr gesagt, übel genommen hat. Sie ist so empfindlich nicht. Sie bestehet aus Gliedern, die alle gerne leiden, wenn sie jemand schilt, wenn sie jemand schläget, ja wenn man sie gar schindet, und ihnen ins Angesicht streicht: sie würde also, wenn sie gleich wirklich beleidiget wäre, die ihr angethane Schmach in der Stille verschmerzen, und desfalls keine Weitläuftigkeit machen; und die Herren, mit denen ich hier zu thun habe, werden mir demnach nicht verdenken, wenn ich einigen Zweifel hege, ob die unsichtbare Kirche ihnen Vollmacht ertheilet habe, ihre Ehre zu retten. Ich kann nicht leugnen, ihr Eifer kömmt mir verdächtig vor, weil ihm die Klugheit fehlet; und sie selbst scheinen mir etwas hitziger vor der Stirne zu seyn, als wahre Glieder der unsichtbaren

Kirche es zu seyn pflegen. Ich bitte sie demnach um Vergebung, daß ich sie noch zur Zeit nicht für Glieder der unsichtbaren Kirche halten kann. Ich thäte es gern; aber ihre Sprache verräht sie, und das wunderbare Urtheil, das sie von den Absichten des Verfassers des Briontes fällen, giebt zu erkennen, daß sie würdige Glieder derjenigen Gesellschaft sind, welche dieser Scribent in der Person des Herrn Professor Philippi so empfindlich betrübet hat. Sie verdienen also kein Gehör, weil sie partenisch sind; und keine Antwort, wenn sie für die Ehre der unsichtbaren Kirche eifern, mit der sie keine Verwandschaft haben. Was bekümmern sie sich um Dinge, die sie nicht angehen? Culpa est immiscere se rei ad se non pertinenti *). Sie können es als eine Höflichkeit ansehen, daß ich mir ihrentwegen so viel Mühe gegeben habe, und es soll mich diese Mühe nicht verdriessen, wenn sie nur nicht vergeblich angewendet ist.

### Antwort auf die andere Beschuldigung von Ausplünderung der Schrift.

Ich will das Beste hoffen, und mich wieder

---

*) Pomponius L. 36. ff. de divers. reg. jur.

zu derjenigen Art meiner Leser wenden, denen mein weitläuftiges Geschwätz nohtwendig Verdruß erwecken muß, weil sie meines Unterrichts nicht bedürfen, und die für sich klug genug sind, zu begreifen, daß der Verfasser des Briontes der unsichtbaren Kirche nicht in ihre Ehre geredet habe. Von diesen vernünftigen Leuten habe ich nun auch die Hoffnung, daß sie sich an die in dem Briontes vorkommende Ausdrückung von Ausplünderung des Psalters und der Offenbarung Johannis um so viel weniger stossen werden.

### Wahre Vorstellung der Sache.

Der Herr Professor Philippi hat seine Gedächtnißrede auf die Königinn von Polen mit einem Gebete beschlossen, und in einer Anmerkung erwehnet, daß er dabey auf die Knie niedergefallen wäre. Er hatte auch allen und jeden diese wider den Wohlstand laufende pharisäische Gaukeley, als ein sonderbar heiliges Verfahren, zur Nachahmung angepriesen. Wie aber nun der Herr Philippi wohl vorher gesehen, daß viele über eine so ungewöhnliche und unzeitige Andacht lachen würden: so hatte er zum voraus alle diejenigen, die das Herz haben würden, seine Schein-

heiligkeit zu tadeln, ohne Umschweif für Religionsspötter erkläret, und also seine begangene Thorheit durch eine Grobheit rechtfertigen wollen, und Fehler mit Fehlern gehäufet.

Es ist nicht zu verwundern, daß der Verfasser des Briontes ihn dafür zu gebührender Strafe gezogen, und ihm durch den Spötter, den er S. 43. 2. Th. redend einführet, die Wahrheit fein derbe hat sagen lassen. Alles, was dieser Spötter sagt, ist vernünftig; nur kömmt es einigen bedenklich vor, daß er unter andern sagt: Er könne mit Gott reden, ohne daß er nöhtig habe, den Psalter und die Offenbahrung Johannis auszuplündern.

Der Ausdruck von Ausplünderung der Schrift ist nicht wider die Schrift, sondern wider die gezwungene Art, schriftmäßig zu beten, gerichtet.

Ich begreife nicht, was sie in diesem Ausdrucke anstößig finden. Es ist wahr, der Verfasser des Briontes hätte nicht nöhtig gehabt, sich desselben in seiner Sermocination, zu bedienen. Sein Zweck war nicht, die innerliche Beschaffenheit der philippischen Seufzer zu untersuchen; sondern nur zu zeigen, daß der Herr Professor Philippi keine Ursache gehabt, diejenigen, so über

seine ungewöhnliche und unzeitige Andacht lachen würden, für Religionsspötter zu schelten. Da aber der Herr Professor Philippi so viel ich mich erinnere, auch biblische Redensarten in seinem Gebete angebracht hat: so glaube ich, daß der Verfasser des Briontes, dem es vielleicht geschienen, als habe der Herr Professer Philippi die aus der Schrift entlehnten Stellen übel und unförmlich zusammen gehänget, dadurch bewogen worden, darüber zu spotten. Ich bekümmere mich wenig, ob der Herr Professor Philippi wirklich die biblischen Sprüche ungeschickt zusammen gesetzet hat. Es mag der Verfasser des Briontes sich dieses ohne Ursache eingebildet haben. Ich gebe sie daräber zusammen, und sage nur so viel, daß es unbillig sey, den Verfasser des Briontes darum einer schlechten Ehrerbietung gegen die heilige Schrift zu beschuldigen, weil er das Verfahren solcher Leute, die sich einbilden, sie müßten ihre Gebeter aus allerhand zusammen gestoppelten biblischen Sprüchen auf eine wunderliche Art zusammen flicken, eine Ausplünderung der Schrift nennet. Denn da dieser Ausdruck nur die That solcher Personen als thöricht vorstellen soll: so tritt der Verfasser des Briontes dadurch der Schrift, wel-

che sich nur leidend dabey verhält, im geringsten nicht zu nahe.

Eine solche Betart ist abergläubisch, und fliesset nicht aus den Lehren unserer Kirche.

Sollte es nun aber eine so grosse Sünde seyn, daß der Verfasser des Briontes von Leuten etwas höhnisch redet, die so übel in ihrem Christenthume unterrichtet sind, daß sie glauben, sie müsten nohtwendig die Sprache Canaans mit Gott reden, und ihr Gebet werde nicht erhöret, wo sie nicht ihres Herzens Anliegen mit solchen Worten vortrügen, deren sich ehedessen der König David auch bedienet? Ich glaube es nicht: Denn eine solche Einbildung setzt einen nicht geringen Aberglauben voraus, und aller Aberglaube ist lächerlich. Ich weiß wohl, unsere Gottesgelehrten rahten, man solle, so viel möglich, mit Worten der Schrift reden, wenn man betet. Allein dieser Raht, wie gut und vernünftig er auch an sich seyn mag, ist doch kein Gesetze. Er verbindet niemand, so lange unsere Gottesgelehrten den Worten der Schrift noch keine magische Kraft beylegen; und ich wüßte nicht eine Lehre unserer Kirche, aus welcher die Nohtwendigkeit einer so gezwungenen Art zu beten fliessen sollte.

Unschuld und wahre Absicht des Verfassers des Briontes.

Der Verfasser des Briontes ist demnach weder ein Lügner, noch ein Ketzer, wenn er spricht: Daß er mit Gott reden könne, ohne daß er nöhtig habe, den Psalter und die Offenbahrung Johannis auszuplündern. Er redet auch nicht überhaupt von denen verächtlich, die mit Worten der Schrift beten. Ich sehe nicht, warum man ihn in dem Verdacht haben will, als wenn er allen Gebrauch biblischer Redensarten für unerlaubt und thöricht ausgeben wolle. Eben der Ausdruck von Ausplünderung des Psalters und der Offenbahrung Johannis zeiget, daß er nur wider eine gezwungene und abergläubige Zusammenraspelung biblischer Sprüche, und deren unförmliche und abgeschmackte Verbindung in einem Gebete rede. Wer kann ihn verdenken, daß er eine so lächerliche Bemühung, schriftmäßig zu beten, für den nächsten Weg zu demjenigen Geplapper ansiehet, vor welchem Christus seine Jünger warnet? Mich deucht, man kann von einem auf solche Art eingerichteten Gebete eben das sagen, was *Ausonius* in der Vorrede zu seinem *Centone nuptiali* von solchen Centonibus überhaupt sagt: „Peri-

torum concinnatio miraculum: imperitorum junctura ridiculum.“

**Antwort auf die dritte Beschuldigung, daß der Verfasser des Briontes von Pauli Entzückung verächtlich geredet.**

Ich wende mich zu der dritten Beschuldigung. Diese bestehet darinn, daß der Verfasser des Brion- tes von der Entzückung Pauli verächtlich geredet hat. Laßt uns sehen, ob diese Anklage bessern Grund habe, als die beyden vorigen.

Es scheinet, man habe den Verfasser des Bri- ontes hier auf frischer That ertappet. Er spricht ausdrücklich: Paulus sey so klug wieder gekom- men, als er hingegangen. Dieses klingt verächt- lich, und ist allemal ein Vorwurf, den ungeschick- te Boten hören müssen. Allein es hat nichts zu bedeuten, und dient diese Beschuldigung weiter zu nichts, als die Billigkeit meiner Forderung zu be- weisen, da ich gleich anfangs solche Leser ver- langte, die fähig wären, den verborgenen Sinn einer Ironie zu erreichen. Hätten diejenigen, welche in dem, das der Verfasser des Briontes von Paulo sagt, ich weiß nicht was vor Greuel finden wollen, diese Fähigkeit besessen: so würden sie nimmer ein so unbilliges Urtheil gefället ha- ben. Ich muß ihnen also das Verständniß öffnen.

Wahre Vorstellung der Sache.

Sie werden sich zu erinnern belieben, daß der Verfasser des Briontes, ehe er sich an dem Apostel Paulus so unverantwortlich vergreift, von derjenigen Stelle der sechs philippischen Reden handelt, woselbst der Herr Professor Philippi sagt: „Die unterirdischen Grotten wären durch die Ankunft einer preiswürdigsten Göttinn (ein Titel, welchen er der Königinn von Polen giebt) beglückseliget worden“ Um diese wunderlichen Ausdrückungen lächerlich zu machen, spricht er: „Es scheine, der Herr Philippi glaube, daß ein Redner, wie ein Staatsmann, ohne Weib, Schaam und Religion seyn müsse.“ Weil es nur sein Endzweck ist, alle Thorheiten des Herrn Professor Philippi zu loben, so fährt er fort, und sagt: „Dieses sey eine vortheilhafte Einbildung; denn der Herr Professor Philippi komme dadurch zur Erkenntniß solcher Geheimnisse, die auch denen Heiligsten verborgen geblieben.“ Er beweiset dieses mit einer Stelle aus der Lobrede, die der Herr Professor Philippi auf den König von Polen gehalten hat, und in welcher er sagt: „Er habe durch das Anschauen dieses grossen Prinzen ein

Bild

Bild bekommen, wie die Auserwehlten im ewigen Leben durch das Anschauen Gottes am höchsten werden beglückseliget werden." Man kann nicht leugnen, daß dieses eine abgeschmackte Schmeicheley sey. Der Verfasser des Briontes durfte aber nicht geradezu sagen, daß der Herr Professor Philippi geschwärmet habe. Dieses wäre seinem Character nicht gemäß gewesen. Er lobt also den Herrn Professor Philippi auch in diesem Stücke. Er preiset ihn glückselig; aber auf eine so hämische Art, daß die schönen Sachen, die er dem Herrn Philippi sagt, diesem unglückseligen Redner hoch genug zu stehen kommen. Seine wahre Absicht ist, durch ein verstelltes Lob die Thorheit, die er dem Herrn Philippi beymisset, so hoch zu treiben, daß sie handgreiflich, und dem Herrn Philippi selbst scheußlich werden möge. Zu dem Ende nennet er es eine gemeine Rede, wenn Paulus sagt: Es habe kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret, und sey in keines Menschen Herz kommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Er geht noch weiter, und verachtet diesen grossen Apostel gegen den Herrn Philippi. „Paulus," spricht er, „sey bis in den dritten Himmel entzückt worden, aber er sey so klug wieder

gekommen, als er hingegangen. Wenn dem Herrn Philippi dieses Glück begegnen sollte, würde er uns weit schönere Sachen erzehlen; weil er aus dem blossen Anschauen seines Landesvaters mehr gelernet, als Paulus im Paradiese.“ Er fährt fort, und sagt: „Man sollte aus den Worten des Herrn Philippi fast schliessen, daß Paulus nur immer zu Hause bleiben, und seine weite Reise sparen können.“

Die Absicht des Verfassers des Briontes ist unschuldig.

In dieser Stelle soll nun das Verbrechen stekken, dessen man ihn beschuldiget. Ich müßte aber einen übeln Begriff von dem Verstande meiner Leser haben, wenn ich nicht glaubte, sie würden, ohne mein Erinnern, sehen, daß alles, was der Verfasser des Briontes von Paulus sagt, nichts, als eine ungereimte Folge sey, die er aus den Worten des Herrn Professor Philippi ziehet. Diese Verkleinerung der Entzückung Pauli, und der Vorzug, den der Verfasser des Briontes seinem Helden für diesen Apostel giebt, gereicht eben den Herrn Professor Philippi zur größten Schande, und soll ihn als einen Menschen vorstellen, der Zeug schwatzet, aus welchem man schliessen sollte, er halte sich höher, als den Apostel Paulus. Denn

der Verfasser des Briontes schliesset so: Ist es wahr, daß der Herr Professor Philippi, wie er sagt, durch das Anschauen des Königes ein Bild bekommen, wie die Auserwehlten im ewigen Leben durch das Anschauen Gottes am höchsten werden beglückseliget werden: so folgt, daß es falsch, was Paulus von der Unmöglichkeit einer solchen Erkenntniß in diesem Leben sagt. Es folget, daß der Herr Professor Philippi durch das Anschauen seines Königes klüger geworden, als Paulus durch seine Entzückung. Denn Paulus, nachdem er wieder zu sich selbst gekommen, konnte sich so grosser Einsichten nicht rühmen, als der Herr Professor Philippi durch das Anschauen seines Königes bekommen zu haben vorgiebt. Er gestehet aufrichtig, er habe nicht gewußt, wie ihm geschehen, und unaussprechliche Worte gehöret. Es folget also weiter, daß, wo es möglich, hier auf dieser Welt zu einem Begriffe der Freude jenes Lebens zu gelangen, die Entzückung Pauli unnütz und vergeblich gewesen ist.

Sein Ausdruck in Ansehung der Entzückung Pauli ist seinem Character gemäß, und ironisch.

Dieses ist die Meynung des Verfassers des Briontes, die einem jeden nohtwendig in die Au-

gen fallen muß, der seine Schrift mit Bedacht lieset. Ich für meine Person finde darinn nichts ärgerliches, und traue meinen Lesern nicht zu, daß sie durch die einzige Ausdrückung: Paulus sey so klug wiedergekommen, als er hingegangen; sich bewegen lassen werden, anders zu urtheilen. Ich bekenne, es ist dieses eine verächtliche Umschreibung der unaussprechlichen Worte, wovon Paulus redet: Allein mich deucht auch, daß ein so verächtlicher Ausdruck in dem Munde des Verfassers des Briontes ungemein wohl stehet, weil die Absicht desselben war, den Apostel Paulus und dessen Erkenntniß von dem Zustande jener Welt gegen den Herrn Professor Philippi, und seine Erleuchtung, gering zu machen. Wenn er noch verächtlicher geredet hätte, wäre es nicht unrecht gewesen, und niemand, der weiß, was eine Ironie ist, würde sich daran geärgert haben. Man siehet leicht, daß der Verfasser des Briontes nicht über die Entzückung Pauli spottet. Es ist sein Vorsatz nicht, diesen grossen Apostel recht im Ernst zu verkleinern. Was er verächtliches von ihm sagt, ist, seiner Meynung nach, eine Folge des wunderbaren Einfalls, den der Herr Professor Philippi über das Anschauen seines Königes ge-

habt hat; und man muß demnach, wo man billig verfahren will, alles, was man in seinen Anmerkungen ärgerliches, greuliches und gottloses findet, auf des Herrn Philippi Rechnung setzen. Dieser ausserordentliche Redner muß, wo er nicht eine Thorheit begangen haben will, behaupten, er habe durch das Anschauen seines Königes mehr gelernet, als Paulus im Paradiese: Paulus sey so klug wieder gekommen, als er hingegangen, und er habe also nur immer zu Hause bleiben können. Dieses, meynt der Verfasser des Brionteo, folge aus derjenigen Stelle der philippischen Lobrede auf den König in Polen, welche er lächerlich machen will. Weil er aber nicht gerade heraus sagt, daß dieses seine Meynung ist: so hat er das Unglück, daß die Einfältigen ihn des Verbrechens beschuldigen, welches er dem Herrn Philippi aufbürden will.

Der Verfasser des Brionteo thut dem Herrn Professor Philippi unrecht.

Es wird ihm diese Beschuldigung bey klugen Leuten wenig schaden, und dahero gönne ich es ihm recht gern, daß er so angelaufen ist. Er hat es an dem Herrn Professor Philippi wohl verdie-

net; denn er thut ihm unrecht. Es hat, so viel mir wissend, dieses noch niemand angemerket; weil der Einfall des Verfassers des Briontes was Blendendes an sich, und der Herr Professor Philippi das Unglück hat, daß man gerne das ärgste von ihm glaubt. Aber ich bin unparteyisch, und lasse einem jeden Recht wiederfahren. Ich habe den Verfasser des Briontes vertheidiget, und muß also auch ein Wort für den Herrn Professor Philippi reden. Der Herr Verfasser des Briontes wird mir dieses nicht übel nehmen. Da er sich berechtiget hält, andern Leuten ihre Fehler auf die empfindlichste Art zu zeigen: so muß mir dieses in Ansehung seiner auch erlaubt seyn.

Herr Professor Philippi wird vertheidiget.

Ich habe demnach die Ehre, ihm mit aller Bescheidenheit zu sagen, daß er die Worte des Herrn Professor Philippi, über welche er hier spottet, nicht recht angesehen, und folglich seine Einfälle, die er darüber hat, wie sinnreich sie ihm und andern auch scheinen mögen, keinen Grund haben. Er bildet sich ein, der Herr Professor Philippi rühme sich, daß er durch das Anschauen des Königes von Polen einen deutlichen

Begriff von der Freude der Seligen in jener Welt bekommen habe: und diese Einbildung hat ihn verführet, den Herrn Professor Philippi als einen Menschen abzubilden, der sich höher und klüger halte, als den Apostel Paulus. Allein der Herr Professor Philippi ist wahrlich in diesem Fall unschuldig. Er sagt nicht, daß er durch das Anschauen des Königes von Polen einen deutlichen und vollständigen Begriff von der Freude jenes Lebens bekommen; sondern er spricht nur, daß er dadurch ein Bild bekommen, wie die Auserwehlten im ewigen Leben durch das Anschauen Gottes am höchsten werden beglückseliget werden. Was findet der Herr Verfasser des Briontes daran zu tadeln? Ist es nicht offenbar, daß der Herr Professor Philippi nichts mehr thut, als daß er von dem kleinern aufs grössere schliesset? Da mir, will er gleichsam sagen, der blosse Anblick eines Königes, der nur ein sterblicher Mensch ist, ein so grosses Vergnügen gegeben; wie groß und unaussprechlich muß denn nicht die Freude der Auserwehlten im ewigen Leben seyn, die das Glück haben, Gott selbst von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Was ist an diesem Schlusse auszusetzen? Er ist so gründlich als erbaulich. Mich deucht daher, der Herr Verfasser des Briontes habe sich zur Unzeit darüber lustig gemacht, und er hätte füglich alles, was er davon gesagt, bey sich behalten können. Die Entzückung Pauli schickte sich hieher nicht. Ich wundere mich, daß der Herr Verfasser des Briontes dieses nicht eingesehen hat. Leute seiner Art sollten billig behutsamer seyn, und sich nicht durch eine gar zu grosse Begierde zu spotten verleiten lassen, Dinge vorzubringen, die den Stich nicht halten. Ich wollte es ihm nicht verdenken, wenn ihn die Noht gezwungen hätte, auf so ungegründete Spötterenen zu verfallen: Allein so konnte es ihm nimmer an Materie zum spotten gebrechen; weil er es mit einem Manne zu thun hatte, über welchen auch seine ärgsten Feinde nicht klagen können, daß er ihnen nicht genugsame Blösse gebe. Er kann also den Fehler, welchen er hier begangen, mit nichts entschuldigen; und ich befürchte nicht, daß er meine desfalls gethane Erinnerung übel deuten werde. Ich habe vielmehr das Vertrauen,

er werde, nach seiner Scharfsinnigkeit, das Urtheil, welches ich über seine Spötterey fälle, so gegründet und billig finden, als dasjenige, das andere von seinen Absichten gefället haben, ungegründet und unbillig ist.

Ich bilde mir ein, dieses letzte auf eine unwidertreibliche Art dargethan zu haben, und hoffe demnach, daß diejenigen, so aus Einfalt oder Bosheit den Verfasser des Briontes für einen Religionsspötter ausschreyen, sich schämen, und andere, die den Klagen der Einfältigen, und dem unvernünftigen Geschrey der Thoren ohne Untersuchung Gehör geben, hinfort behutsamer seyn werden.

Ob der Briontes aus andern Ursachen strafbar?

Nachdem ich nun deutlich erwiesen, das die Satyre Briontes der Jüngere nicht mit entsetzlichen Religionsspöttereyen angefüllet ist: so gehe ich weiter, und untersuche: Ob denn diese Schrift aus einem andern Grunde strafbar sey?

Was eine Schrift strafbar mache? und daß der Briontes nicht ehrenrührig.

Wenn eine Schrift nichts in sich fasset, so wider die Religion läuft: so kann sie nicht anders

strafbar und unzuläßig seyn, als wenn sie entweder aufrührisch oder auch den guten Sitten, und dem guten Leumund und ehrlichen Namen eines Menschen nachtheilig ist. Daß der Briontes nicht mit Religionsspötterenen angefüllet sey, habe ich, deucht mich, klärlich dargethan: daß er der Ruhe des Staats, und den guten Sitten zuwider sey, wird vermuhtlich niemand, ja der Herr Professor Philippi selbst, nicht sagen. Es ist also nichts mehr übrig, warum diese Satyre strafbar seyn könne, als weil der Herr Professor Philippi darinn auf eine ehrenrührige und paßquillantische Art angegriffen ist. Nach den Titeln der sieben neuen Versuche zu urtheilen, mit welchen der Herr Professor der gelehrten Welt drohet: so stehet der Herr Professor wirklich in dem Wahn, und es giebt überdem so einfältige Leute, die sich einbilden, eine jede Spötterey, ein jeder lustiger Einfall, sey eine strafbare Missethat, und die dahero ganz wunderlich von dem Briontes urtheilen. Ich werde also nicht übel thun, wenn ich sowohl dem Herrn Professor Philippi seinen Wahn benehme, als auch die andern Unwissenden, Einfältigen, Blöden und Schwachen unterrichte, und auf den rechten Weg bringe.

Böse Scribenten haben unrichtige Begriffe von der Ehre.

Es wird zu dem Ende nöhtig seyn, daß ich ihnen einen rechten Begriff von der Ehre gebe, und untersuche, wie weit die Obrigkeit für die Ehre ihrer Unterthanen zu sorgen, und dieselbe zu beschützen verbunden ist. Die bösen Scribenten haben von diesen Dingen ganz eigene Gedanken, und ihre Menge giebt ihnen Gelegenheit, dieselbe weit auszubreiten, und viele, die nicht wohl auf ihrer Hut sind, damit anzustecken.

Was eigentlich böse Scribenten sind.

Ich verstehe durch die b ö s e n Scribenten nicht alle Leute, in deren Schriften Irrthümer und Thorheiten enthalten sind. Wenn ich es so genau nehmen wollte, so würde man gar keine gute Scribenten haben. Alle Menschen können irren, und irren auch wirklich. Viele an sich kluge und verständige Männer werden durch die Erziehung, und andere Umstände, die nicht in ihrer Gewalt sind, verleitet und gleichsam genöhtiget, allgemeine Thorheiten, die den Schein der Weisheit haben, in ihren Schriften zu vertheidigen. Sie können dieses aus guter Meynung, und

aufrichtig thun; aber man kann sie nicht unter die bösen Scribenten rechnen, so lange sie nur bloß ihren besten Fleiß anwenden, allgemeine Thorheiten als heilsame Lehren vorzustellen. Denn sie können, dem ungeachtet, Proben von ihrem guten Verstande geben; und wenn sie dieses thun, so ist es nicht ihre Schuld, daß sie nichts klügers vorbringen, sondern ein Fehler der Materie, von welcher sie schreiben.

Ich verstehe auch durch die bösen Scribenten nicht alle diejenigen, denen es an Ordnung, Deutlichkeit und einer zierlichen Schreibart mangelt. Denn solche Leute können die Mängel, so man in ihrem Vortrage und an ihrer Schreibart wahrnimmt, durch die herrlichen und vortrefflichen Sachen, die sie vorbringen, oft doppelt ersetzen. Sondern böse Scribenten sind, nach meinem Begriffe, diejenigen, welche allerhand abgeschmackte Grillen und läppische Einfälle, die ihnen eigen sind, und deren Thorheit alle Leute, die nur ihre fünf Sinne haben, begreifen können, in einer albernen und scheußlichen Schreibart so verworren und undeutlich vortragen, daß man mit Händen greifen kann, daß sie nicht wohl unter

dem Hut verwahret sind, und daß sie selbst nicht wissen, was sie haben wollen.

Daß Scribenten von lächerlichem Ehrgeize werden im gemeinen Leben nichts geachtet, und warum sie Bücher schreiben.

Diese Unglückseligen werden allemal bey ihrer tiefen Unwissenheit, oder doch nur sehr magern und unordentlichen Wissenschaft, von einer lächerlichen Ehrbegierde geplaget: und diese Verbindung so köstlicher Eigenschaften setzt allezeit eine so elende Mischung der Affecten voraus, welche alle diejenigen, die das Unglück haben, so gebohren zu werden, gemeiniglich auslachenswürdig und verächtlich macht. Solche Leute sind, ordentlicher Weise, zu allen Geschäfften im bürgerlichen Leben untüchtig, weil es ihnen an Witz und Muht gebricht; und da ihre Aufführung lächerlich ist, so sind sie ein Spott aller, mit denen sie umgehen. Dieses dämpft ihren Hochmuht nicht, und ist lange nicht hinlänglich, die Einbildung im geringsten zu mindern, die sie von ihrem Verstande und von ihrer Weisheit haben. Sie seufzen über die blinde Welt, und rächen die Schmach, die sie von derselben leiden, an dem unschuldigen Papier.

Sie sperren sich ein, und schreiben Bücher, in der Hoffnung, durch diesen Weg zu demjenigen Grade der Ehren und des Ansehens zu gelangen, welchen sie durch Verrichtungen, die dem gemeinen Wesen nützlich, und durch eine kluge Aufführung, die sie im gemeinen Umgange beliebt und angenehm machen könnte, sich nicht zu erreichen getrauen. Sie thun wohl daran. Denn gedruckte Thorheiten haben ein besseres Ansehen, als diejenigen, welche mündlich vorgetragen werden, und die Fehler einer Schrift fallen nicht so sehr in die Augen, als die Lächerlichkeit einer That, über welche auch die Ungelehrten urtheilen. Die bösen Scribenten nehmen das Wesen grosser Schreiber an sich, und blenden dadurch die Einfältigen. Der grössieste Haufe stehet in dem Wahn, wer ein Buch geschrieben hat, der müsse gelehrt und folglich klug seyn, und richtet seine Urtheile darnach ein.

Un sot trouve toujours un plus sot qui l'admire *).

Und es mangelt also den bösen Scribenten niemals an Bewunderern. Diese Bewunderung

*) Boileau Art. poët.

der Thoren überschüttet sie mit unaussprechlicher Freude, weil sie sich einbilden, sie würden dadurch auf den höchsten Gipfel der Ehren gesetzet.

Böse Scribenten sind empfindlich und rufen die Obrigkeit um Hülfe an, wenn sie gestriegelt werden.

Wie muß es sie demnach nicht schmerzen, wenn ein unbescheidener und unbarmherziger Spötter die Dreistigkeit hat, ihnen die Larve abzuziehen, und einen Spiegel vorzuhalten, welcher ihnen ihre scheußliche Gestalt aufrichtig vorstellet? Sie sind in solchem Unfall untröstbar, und gerahten in die grösseste Wut. Der Spiegel wird zur Erde geschmissen, mit Füssen getreten, und muß es entgelten, daß sie nicht besser gebildet sind. Sie indessen dünken sich doch schön, und heissen denjenigen, der ihnen durch einen Liebesdienst, den sie nimmer genug erkennen können, zu der Erkenntniß ihrer selbst Anleitung geben wollen, einen Pasquillanten und einen Ehrendieb. Sie thun kläglich, und stimmen ein jämmerliches: Porro Quirites! an. Denn Ehre verlohren, alles verlohren. Sie suchen Himmel und Erde gegen ihren Feind zu bewegen, und geberden sich nicht viel klüger, als jener Gecke in der Fabel, der von

einem Floh gebissen wurde *). Denn wie dieser es dem Hercules verwies, daß er die Welt auch nicht von dem ihn plagenden Ungeheuer befreyet hätte, und vom Jupiter verlangte, seinen Peiniger mit Donner und Blitz zu vertilgen: so rufen sie die Obrigkeit um Schutz an, und nehmen es übel, wenn diese ihrem Jammer ohne Erbarmung zusiehet, und dem Frevel ihrer Verfolger nicht steuret.

Thun thöricht daran.

Allein sie müssen wissen, daß ihr Geschrey unvernünftig, und ihre Forderung unbillig ist. Die Obrigkeit ist schuldig, in allen Stücken für das wahre Beste ihrer Unterthanen zu sorgen; aber sie kömmt, wo sie klug ist, den thörichten Begierden derselben nicht zu Hülfe. Sie sorget wohl für die Gesundheit ihrer Unterthanen; aber sie ist nicht schuldig, ihnen gute Schminke zu verschaffen. Sie bessert die Wege aus, zum Besten der Reisenden; aber nimmer erstreckt sich ihre Fürsorge

*) S. Les Fables de Mr. de la Fontaine Liv. II. Fab. 6.

sorge so weit, daß sie sich bemühen sollte, die Luftschiffe zur Vollkommenheit zu bringen, um gewissen Gecken den Weg nach dem Monde zu bahnen.

Die bösen Scribenten sind demnach gar nicht berechtiget, von der Obrigkeit zu verlangen, daß sie sich in ihre Händel mischen, und sie bey derjenigen Ehre schützen solle, welche sie durch ihre lächerlichen Schriften sich erlanget zu haben einbilden.

Es ist wahr, die Obrigkeit muß nicht zugeben, daß auch der geringste ihrer Unterthanen an seinem ehrlichen Namen und guten Leumund angegriffen werde; aber sie ist nicht verpflichtet, den thörichten Hochmuht ihrer Bürger zu nähren.

### Was die Ehre sey? und ihre Grade.

Die Ehre bestehet überhaupt in der guten Meynung, die andre von uns, und unserm Thun und Lassen, haben. Ihr wird entgegen gesetzet die Schande, welche also nichts anders ist, als die böse Meynung, die man von uns und unsern Thaten heget. Unsere guten und bösen Thaten sind nicht alle gleich gut und gleich böse: Folglich hat auch die Ehre, die uns daraus erwächset, ihre gewisse Grade. Wer auf der untersten Stuffe

der Weisheit stehen bleibet, und sich begnüget, die Regeln der Gerechtigkeit zu beobachten, von dem sagt man, daß er nicht grundböse ist. Dieses Urtheil wirket nur den untersten Grad der Ehre, der in nichts, als einem Mangel der Schande, bestehet, und eigentlich der ehrliche Name genennet werden kann. Wer aber weiter gehet, und nicht nur die Regeln der Gerechtigkeit beobachtet, und sich vor Thaten hütet, die äusserst böse sind, sondern noch darüber auch die Regeln des Wohlstandes und der innerlichen Tugend nicht überschreitet, und durch tugendhafte und löbliche Verrichtungen andern einen vortheilhaften Begriff von sich beybringet, der erlanget dasjenige Lob, welches die eigentliche Ehre ausmachet.

Wodurch sie verscherzet werde.

Den ehrlichen Namen verliehrt man durch äusserst böse und wider die Gerechtigkeit laufende Thaten, mit einem Worte, durch strafbare Verbrechen. Dasjenige Lob hergeben, worinn die eigentliche Ehre bestehet, wird durch Laster, die nicht bestrafet werden, und durch allerhand menschliche Fehler und Schwachheiten, verscherzet. Wer demnach einen andern strafbarer Verbrechen be-

schuldiget, oder ihm solche Titel beyleget, die überhaupt einen grundbösen und unehrlichen Menschen ausdrücken, der greift dessen ehrlichen Namen an.

Ob man einen an seinem ehrlichen Namen angreifen dürfe, und was ein Pasquillant sey.

Die Frage ist: Ob dieses erlaubt sey? Man muß darauf mit Unterscheid antworten. Da dem gemeinen Wesen daran gelegen, daß das Böse nicht ungestraft bleibe: so ist es nicht verboten, einen, der ein Verbrechen begangen hat, als einen Missethäter anzuklagen. Wer den ehrlichen Namen seines Nächsten auf diese Art angreifet, der thut nichts Böses, weil der Angeklagte sich verantworten kann, und also nicht durch die Anklage, sondern durch seine begangene Missethat, und das darüber gefällte Urtheil des Richters, seinen ehrlichen Namen verliehret, und der Ankläger, wo er seine Beschuldigung nicht hinlänglich beweiset, Gefahr läuft, als ein Calumniant gestraft zu werden. Wenn aber einer sich gelüsten lässet, seinen Mitbürgern ausser Gericht, es sey mündlich oder schriftlich, solcher Verbrechen

zu beschuldigen, auf welche die Strafe der Obrigkeit, und der Verlust des ehrlichen Namens nohtwendig folgen muß, der begeht eine strafbare That. Denn unser ehrlicher Name fliesset aus der Beobachtung der Regeln der Gerechtigkeit, und aus derjenigen Enthaltung von äusserst bösen Thaten, wozu uns die Gesetze der Obrigkeit verbinden. Ob wir diese Gesetze gehalten haben, oder nicht, das ist eine Frage, welche niemand, als die Obrigkeit entscheiden kann. Folglich kömmt unser ehrlicher Name hauptsächlich auf diejenige gute Meynung, welche die Obrigkeit von uns hat und auf das Urtheil an, das sie von unsern Thaten, so ferne dieselbe den Gesetzen unterworfen sind, fället. Wenn nun einer dieses Urtheil der Obrigkeit nicht erwartet, sondern uns eigenmächtig, auf eine tückische Weise, für Uebertreter der Gesetze erkläret, und unehrlich machen will: so greift er der Obrigkeit ins Amt. Denn da es allein der Obrigkeit zustehet, die Verbrechen zu bestrafen, und diejenigen, welche sie begangen, mit Schande zu belegen: so kömmt ihr auch einseitig die Macht zu, zu urtheilen, ob dieser oder jener die auf die Missethaten gesetzten Strafe und Schande verdiene. Derjenige, der sich dieser Macht un-

gebührlich anmaßet, beleidiget demnach seine Obrigkeit sowohl, als seinen Nächsten. Jene, weil er ihr Eingriff thut: diesen, weil er demselben an Ehre, Gut, ja oft an Leib und Leben zu schaden suchet. Dieses ist nun eine Bosheit, die in den Gesetzen verboten ist, und wer sie in Schriften begehet, der ist ein Pasquillant, und der schärfsten Strafe würdig.

Die Obrigkeit sorget für den ehrlichen Namen ihrer Unterthanen; nicht aber für einen höhern Grade der Ehre.

Aus dem, was ich gesagt habe, ersieht man nun, was ein Pasquillant sey, und daß die Obrigkeit für den ehrlichen Namen ihrer Unterthanen sorge. Weiter bekümmert sie sich um die Ehre derselben nicht. Dasjenige, was man eigentlich Lob, Ehre und Ruhm nennet, entspringet, wie ich oben erwehnet, aus der Beobachtung der Regeln des Wohlstandes, und der innerlichen Tugend, und also aus Thaten, dazu uns die Obrigkeit durch die Gesetze nicht verbindet. Denn die Obrigkeit wünschet zwar, daß alle ihre Unterthanen so tugendhaft seyn mögten, als es immer möglich ist: Allein da sie durch ihre Macht diesen Wünschen keinen Nachdruck geben kann, weil die Tu-

gend keinen Zwang leidet: so begnügt sie sich, durch die ihr verliehene Gewalt den Ausbruch der gröbsten Bosheit zu verhindern, und ist zufrieden, wenn ihre Unterthanen die unterste Staffel der Weisheit betreten, und nichts begehen, das mit dem Endzwecke der bürgerlichen Gesellschaft streitet. Das übrige stellet sie eines jeden Gutbefinden anheim.

Da nun die Ehre aus solchen Thaten entstehet, welche die Obrigkeit in unsere Willkühr stellet, deren Verrichtung sie nicht unumgänglich von uns fodert, und um deren Unterlassung sie uns nicht strafet: so kann man dieselbe als eine Sache ansehen, um welche sich die Obrigkeit wenig bekümmert, und worüber sie sich keine Erkenntniß anmaßet. Denn da die Obrigkeit, als Obrigkeit, nicht von der Güte und Beschaffenheit derer Thaten urtheilet, durch welche wir Ehre erlangen: so kann sie auch von der Ehre selbst nicht urtheilen. Sie kann dieselbe niemand geben oder nehmen, sondern wir haben sie von unsern Mitbürgern zu gewarten. Auf deren Urtheil von unserer Aufführung beruhet sie. Ein jeder hat demnach die Freyheit von den Thaten anderer Leute, so ferne dieselbe den Gesetzen und der Erkenntniß des

Richters nicht unterworfen sind, seine Gedanken zu sagen. Er kann loben, was ihm gefällt, und tadeln, was ihm nicht anstehet, ohne Gefahr, dem Richter in die Hände zu fallen.

Ueber Fehler, die nicht strafbar, kann man spotten.

So strafbar es demnach ist, seinen Nächsten eines Todschlages, Raubes, Diebstahls, Ehebruchs und anderer Verbrechen zu beschuldigen: so erlaubt ist es, ihm solche Fehler beyzumessen, die nicht bestrafet werden, und seinen ehrlichen Namen nicht beschmitzen. Ich kann also von einem Menschen sagen, daß er hochmühtig, geizig, argwöhnisch, eigensinnig, lecker im Essen und Trinken, furchtsam, verwegen, ein Verschwender, ein Müßiggänger und Säufer sey, ohne daß er mich darum verklagen könnte. Ich habe dieses gleichfals nicht zu besorgen, wenn ich über seine Aufführung in Gesellschaften spotte. Wer will mir z. B. wehren, über einen geschossenen Seladon zu lachen, der mit seiner Clarimene *à l'Hombre* spielet, und allemal, wann er die Charten giebt, seine Schöne mit verschmachtenden Augen ansiehet, und die Charten, die sie haben soll,

aufs zärtlichste küsset? Eine wunderliche Tracht, ein närrischer Gang, eine ungereimte und verdrießliche Art zu complimentiren, und dergleichen Fehler, geben mir ein gleiches Recht, und überhaupt alle Schwachheiten, die ich jetzo genennet habe, samt noch vielen andern, die mir nicht beyfallen, können ohne Verletzung des ehrlichen Namens derer, die zu ihrem Unglücke damit behaftet sind, lächerlich gemacht werden. Diese Fehler und Gebrechen sind es eben, an welchen ein Spötter seine Kunst beweisen kann; daher sie dann auch Cicero *materiem ridiculorum* nennet. Er thut es an demjenigen Orte, da er untersuchet, wie weit es einem Redner erlaubt sey zu spotten, quatenus sint ridicula tractanda oratori. Er spricht: Nec insignis improbitas et scelere juncta, nec rursus miseria insignis agitata ridetur. Facinorosos majore quadam vi, quam ridiculi vulnerari volunt; miseros illudi nolunt, nisi se forte jactant - - - itaque ea facillime luduntur, quae *neque odio magno, neque misericordia maxima digna sunt.* Quamobrem materies omnis ridiculorum est in istis vitiis, quae sunt in vita hominum neque carorum, neque calamitosorum, neque eorum, qui ob fa-

cinus ad supplicium, rapiendi videntur: eaque bello agitata ridentur *). Diese Regel, welche Cicero giebt, gründet sich in dem, was ich gesaget habe, und wer dieselbe nur nicht überschreitet, und in seinem Spotten nicht weiter gehet, als ich es haben will, der ist kein Pasquillant: er begeht nichts strafbares, weil das, was er thut, zu allen Zeiten erlaubt gewesen ist. Noch habe ich nicht gehöret, daß um solcher den ehrlichen Namen eines Menschen nicht angreifenden Spöttereyen willen viele Injurienprocesse entstanden sind. Denn wo ist wohl ein so einfältiger Tropf zu finden, der nicht sehen sollte, daß er sich durch seine abgeschmackte Klage noch lächerlicher machen würde?

Man kann einem Mängel vorwerfen, die nicht willkührlich.

Ist es nun erlaubt, seinem Nächsten gewisse Laster und Gebrechen vorzuwerfen, und darüber zu spotten: so wird es noch vielmehr vergönnet seyn, sich über noch geringere Fehler lustig zu machen. Unsere wahre Ehre kömmt auf die Beschaffenheit unsers Willens an. Kann ich nun, ohne ein Pasquillant und Lästerer zu werden, mei-

*) Cicero de Oratore Lib. II.

nen Mitbürger eines verdorbenen Willens beschuldigen, und ihm auf eine beissende Art gewisse Fehler vorrücken, die zwar nicht strafbar sind, aber doch die Hochachtung, die man sonst für ihn gehabt hat, verringern: so kann ich um so viel weniger so böse Titel verdienen, wenn ich nur über solche Mängel spotte, die eben darum, weil sie nicht willkührlich sind, demjenigen, der damit behaftet ist, nicht schimpflich seyn können.

Was dieses vor Mängel sind.

Ich rechne zu solchen Mängeln die Leibesgebrechen, den Mangel zeitlicher Güter, die Schwachheit des Verstandes und den Mangel der Wissenschaft. Ich weiß wohl, die Vollkommenheit des Cörpers, der Reichthum, ein scharfer und durchdringender Verstand, und eine grosse Gelehrsamkeit, sind Eigenschaften, die demjenigen, der damit begabet ist, oft mehr Ansehen zu wege bringen, als die tugendhafteste Aufführung; aber es ist doch gewiß, daß die wahre Ehre eines Menschen auf diesen Eigenschaften nicht beruhet. Es ist so ausgemacht, daß einer ohne dieselbe ein ehrlicher Mann seyn kann, als es offenbahr ist, daß oft die ärgsten Bösewichter dieselbe besitzen. Es

giebt auch schöne, reiche, verschmitzte und gelehrte Buben, die dem ungeachtet doch nicht wehrt sind, daß sie unter ehrlichen Leuten geduldet werden.

Von dem Vorwurfe der Leibesgebrechen.

Man kann demnach, ohne was strafbares zu begehen, diese Eigenschaften einem Menschen absprechen. Ich kann sagen: Der Mensch sieht nicht gut aus, er hinket, er schielet, er hat einen Puckel, einen ungeschickten Fuß, und ich weiß nicht was, ohne daß er sich desfals beleidiget halten, und mich als einen Ehrenschänder verklagen kann. Ja wenn ich es gleich nicht bei dem blossen Sagen bewenden lasse, sondern gar über sein Gebrechen spotte: so muß ers haben; und er würde ungereimt handeln, wenn er mit mir zum Richter wandeln, und ihn durch seine Gegenwart überführen wollte, daß ich die Wahrheit geredet hätte. Der Herr Professor Philippi hat in seiner thüringischen Historie S. 166. in einer Anmerkung, über das stockfinstere Gesicht und das Augenblitzen eines Menschen, dem er vielleicht nicht gewogen ist, gespottet. Wer wollte ihm aber desfalls Schuld geben, daß er diesen

Menschen an seiner Ehre angegriffen habe? Alles, was man dawider sagen kann, ist dieses, daß es ein Zeichen eines niederträchtigen Gemühts, und einer thörichten Rachgierde ist, einem Menschen ein Gebrechen vorzuwerfen, das er vielleicht nicht heben kann. Und derjenige, auf welchen der Herr Professor Philippi zielet, und welchen er besser kennet, als ich, würde ihn, ob ihn gleich der Herr Philippi als einen tückischen Menschen, vor dem man ein Kreuz machen müsse, vorgestellet hat, nicht verklagen können, wenn der Herr Professor ihn gleich mit Namen genennet hätte.

Von dem Vorwurfe der Armuhe.

Ich kann sagen, der Mann ist nicht reich, er ist blut arm, er hat nicht, wo er sein Haupt hinleget, und niemand kann mich desfals strafen. Ich bekenne, es stehet sehr geringe, einen ehrlichen Mann durch den Vorwurf seiner Armuht zu kränken. Allein ich behaupte, daß ein Mensch, der sich nicht schämet, so läppisch zu spotten, nicht vor Gericht belanget werden kann. Was will mir ein Edelmann thun, wenn ich ihn einen armen Landjunker nenne? Der Junker kann

böse werden; er kann mir mit Schlägen drohen; er kann seine Drohungen wirklich ins Werk setzen; allein so wunderlich wird er nimmer seyn, daß er mir einen Proceß an den Hals werfen sollte. Es giebt viele arme Ritter, die darum ehrliche Leute sind, und ein armer Landjunker ist eben kein Scheltwort.

Von dem Vorwurfe der Dummheit und Unwissenheit, wie auch von dem Nutzen dieser Betrachtungen.

Was den Verstand und die Wissenschaft anlanget: so glaube ich, alle Welt werde darinn mit mir einig seyn, daß keiner verbunden sey, einen Menschen für klüger und gelehrter zu halten, als er sich in seinen Reden und Schriften bezeiget. Mehr sage ich nicht, sondern ich bitte nur diejenigen, die sich etwan eingebildet haben, der Herr Professor Philippi sey von dem Verfasser des Briontes auf eine ehrenrührige Art angetastet worden, diese Satyre mit denen Wahrheiten zusammen zu halten, die ich, zu ihrem Besten, so deutlich, und, um meine Leser, die meiner Unterweisung nicht bedürfen, nicht verdrießlich zu machen, so kurz, als es mir nur möglich gewesen ist, bishero vorgetragen habe. Es müßte viel

seyn, wenn sie dadurch nicht erkennen sollten, wie übel sie geurtheilet, und wie nöhtig ihnen ins künftige die Behutsamkeit in Beurtheilung einer Satyre sey.

Der Verfasser des Briontes greifet den Herrn Philippi nicht an seiner Ehre an, sondern urtheilt nur von seinen Schriften.

Ich frage sie: Ob der Verfasser des Briontes den Herrn Professor Philippi eines einigen strafbaren Verbrechens, einer einzigen unredlichen That beschuldiget habe? Hat er seine Person angegriffen und ihn durch Vorwerfung einiger Leibesgebrechen lächerlich machen wollen? Er hat es nicht gethan, und kann seine Tadler dreiste fragen:

En blâmant ses écrits, ai-je d'un stile afreux
Distilé sur sa vie un venin dangereux? *)

Wie kann man ihm dann Schuld geben, daß er was unzuläßiges begangen hat? Wie kann man sagen, der Herr Professor Philippi habe grosse Ursache, sich über ihn zu beschweren? Quasi quis illum neget et bonum virum et comen

*) Boileau Sat. IX.

et humanum - - - de ingenio ejus in his disputationibus non de moribus quaeritur *). Der Herr Professor Philippi bleibt ein ehrlicher, braver, feiner, wackerer und vielleicht auch gelehrter und geschickter Mann; der Verfasser des Briontes macht ihm diese Ehre nicht streitig. Er hat nur mit seinen sechs deutschen Reden, und mit seinem Heldengedichte zu thun. Diese beyden Schriften beurtheilet er, und weiset, daß der Herr Professor Philippi weder ein geschickter Redner, noch ein guter Poet sey. Ist dieses nun ein so strafbares Beginnen, daß es die Obrigkeit nohtwendig ahnden müßte? Ist es nicht vielmehr ein erlaubter Gebrauch derjenigen Freyheit, die alle Welt hat, über ein Buch zu urtheilen? Denn

- - de blâmer des vers ou durs ou languissans,
De choquer un Auteur, qui choque le bon sens,
De railler d'un plaisant, qui ne sait pas nous plaire,
C'est ce que tout Lecteur eût toûjours droit de
faire **).

---

*) Cicero de Fin. bon. et mal. Lib. II.

**) Boileau ibid.

Wer schreibet, unterwirft sich dem Urtheile seiner Leser.

Ein jeder, der schreibt, unterwirft sich durch die Herausgebung seiner Schrift dem Eigensinne seiner Leser. Qui scribit multos sumit judices, alius in alterius livet ac grassatur ingenium, sagt der heilige Hieronymus *). Wie kann es also ein Scribent übel nehmen, wenn man von seinem Buche seine Meynung sagt? Hätte er doch dasselbe ungedruckt lassen, und für sich die Vollkommenheit seiner Gebuhrt in aller Stille bewundern können. So bald er sein Büchlein ans Licht giebt, muß er es ihm auch gefallen lassen, daß man es lieset, und nach Befinden davon urtheilet. Die Obrigkeit kann ihn wider die Urtheile seiner Leser nicht schützen, noch ihnen eine Freyheit nehmen, die sie, wie die Juristen reden, titulo oneroso besitzen. Wann ich ein Buch kaufe, so erkaufe ich zugleich das Recht, davon zu sagen, was ich will. Ich kann es loben, wenn es mir gefällt, und es aufs unbarmherzigste richten, wenn es mir abgeschmackt scheinet.

Un Auteur à genoux dans une humble preface
Au Lecteur qu'il ennuïe a beau demander grace,



*) Ep. 29. ad Praesidium Diaconum.

Il ne gagnera rien sur ce juge irrité
Qui lui fait son procès de pleine autorité *).

## Von diesem Urtheile kann nicht an die Obrigkeit appelliret werden.

Es schickt sich nicht, von diesem Gerichte an die Obrigkeit zu appelliren. Eine kluge Obrigkeit nimmt eine solche Appellation nicht an; sie erkennet keine Processe, sondern verweiset den thörichten Appellanten ad judicem à quo. Die Gelehrten müssen ihre Händel, die sie mit einander haben, unter sich ausmachen. Die Obrigkeit mischet sich nicht darinn, es sey dann, daß es, wenn es zwischen ihnen von Worten zu Schlägen kömmt, nöhtig sey, Frieden zu gebieten. So lange es nur darauf ankömmt, ob eine Lehre wahr oder falsch, ob ein Buch gut, oder schlecht geschrieben sey, sieht sie dem Streit gelassen zu, und maßet sich keiner Erkenntniß darüber an. Solche Streitigkeiten gehören vor die Obrigkeit nicht. Sie lassen sich durch einen Machtspruch nicht abthun; und sich in das Gezänk zu mengen, das steht der Obrigkeit nicht gut an. So tief muß sie sich nicht

---

*) Boileau Art. poetc.

herunter lassen. Will man sagen, die Obrigkeit könne doch beyden Parteyen das Stillschweigen auflegen; so gebe ich zu, daß dieses ihr ein leichtes sey. Allein sie würde durch ein solches Gebot alle Untersuchung der Wahrheit, und alle Bestreitung des Irrthums aufheben, das Aufnehmen der Wissenschaften hindern, die Vernunft unterdrücken, den Irrthümern und Thorheiten Platz machen, und bei niemand, als albernen und bösen Scribenten, Dank verdienen. Die könnten alsdann in stolzer Sicherheit schmieren, und würden alle Schaam und Scheu bey Seite setzen, und unerträglich haushalten.

### Wie weit sich die Obrigkeit um das, was in der gelehrten Welt vorgehet, bekümmere.

Ich sehe nicht, was dieses dem gemeinen Wesen vor Vortheil bringen könne, und glaube demnach, daß die Obrigkeit sehr wohl thut, wenn sie sich um das, was in der gelehrten Welt vorgehet, nicht weiter bekümmert, als daß sie dahin siehet, daß die Gelehrten nichts lehren oder schreiben, das dem Staate nachtheilig. Sie kann urtheilen, ob eine Lehre dem gemeinen Wesen nützlich oder schädlich ist, und sie also, nach Befinden,

entweder verbieten oder frey geben. Sie kann urtheilen, ob ein Buch mit nüzlichen Lehren angefüllet, oder ob es Säze in sich fasse, die der allgemeinen Ruhe zuwider sind. Allein von der Wahrheit oder Falschheit einer Lehre ein Urtheil zu fällen, das kömmt ihr nicht zu. Denn der Verstand ist keinem Geseze unterworfen. Ob ein Buch gut oder schlecht geschrieben; ob einer ein alberner oder kluger und verständiger Scribent sey, das kann sie nicht ausmachen. Dieses kömmt auf den Ausspruch der Kenner an.

Ein jeder Gelehrter hat das Recht, über die Schriften anderer zu urtheilen.

Die gelehrte Welt hat also vollkommene Gewalt, über die Schriften zu urtheilen, die herauskommen, und ein jeder Gelehrter insonderheit ist befugt, sich dieser Gewalt zu bedienen. Diese Befugniß fliesset aus der besondern Verfassung der Republik der Gelehrten. Die Gelehrten haben kein sichtbares Oberhaupt, und folglich kein sichtbares Tribunal, das über ihre Schriften urtheilen könnte. Sie erkennen die Vernunft für ihre Königinn, die mit leiblichen Augen nicht zu sehen ist, und es ist kein Gelehrter, der sich nicht ein-

bilde, seine Beherrscherinn habe in seinem Gehirne ihren Thron aufgeschlagen. Man kann es keinem verwehren, diese Einbildung zu haben, und folglich auch keinem Gelehrten das Recht absprechen, die Ehre seiner Monarchinn, mit welcher er so genau vereiniget ist, und an deren Majestät er so viel Antheil hat, wider alle diejenigen zu retten, die er für ihre Verächter hält. Da nun ein böser Scribent die Majestät der gesunden Vernunft, als des unsichtbaren Haupts der gelehrten Welt, beleidiget: so kann ein jeder Gelehrter ihn desfalls abstrafen, ohne daß er sich über Unrecht beschweren könne: Ein solcher Stümper ist, so zu reden, vogelfrey. Es kann ihn schlagen, wer ihn findet.

Es kann sich niemand beschweren, wenn seine Schrift beurtheilet wird.

Ein Gelehrter nun, der sich dieses ihm unstreitig zustehenden Rechtes bedienet, thut nichts unrechtes, nemini facit injuriam qui jure suo utitur. Ein böser Scribent, der empfähet, was seine Thaten wehrt sind, darf sich nicht für beleidiget achten. Er hat nicht Ursach über Gewalt zu schreyen. Und dieses um so viel weniger,

weil es ihm allemal erlaubt ist, seine Nohtdurft vorzubringen. Die Sentenz, die ein Gelehrter über ihn und seine Schrift gesprochen, wird nicht gleich rechtskräftig. Er kann davon an die ganze Schaar der Gelehrten appelliren; ja er kann, wenn es ihm beliebt, aus eigener Macht, dieselbe für ungerecht erklären. Es stehet ihm allemal frey, selbst seine Richter zu richten. Nur kömmt es darauf an, daß er wohl richtet. Thut er dieses nicht, so bekräftiget er den wider ihn gefällten Spruch, und wird immer lächerlicher. Und wenn er sich dann gleich auch noch so übel verantwortet, und zu seiner Vertheidigung so ungereimte Dinge vorbringet, daß alle Welt das Urtheil, wodurch er sich beleidiget achtet, für gegründet hält: so hat er doch noch vollkommene Freyheit, nicht nur seine unbilligen Richter, sondern auch das ganze menschliche Geschlecht auszulachen, und sich für so klug, so weise, so gelehrt, und so vortrefflich zu halten, als es ihn immer gut deucht. Dieses wehret ihm niemand, und er kann versichert seyn, daß es immer einige Narren geben wird, die ihn, troz allen Spöttern, hochschätzen.

Da nun die Urtheile, die über eine Schrift gefället werden, dem Verfasser derselben nicht ein-

mal diejenige Ehre, die er in der gelehrten Welt hat, gänzlich rauben können: so sehe ich nicht, wie es möglich, daß auch die schärfste Censur eines Buches dem Scribenten, der es verfertiget hat, an seinem guten Leumund, und an derjenigen Ehre nachtheilig seyn könne, die man in der bürgerlichen Gesellschaft haben muß, wo man mit einigem Vergnügen in der Welt leben will. Es bedeutet also nichts, wenn einige gar zu mitleidige Personen sagen: „Es sey zwar nicht zu leugnen, daß den Gelehrten das Recht zustehe, über die Schriften ihrer Brüder zu urtheilen, und die darinn enthaltenen Fehler und Irrthümer anzuzeigen und zu widerlegen; allein man müsse es doch so machen, daß derjenige, den man tadelt und widerlegt, bey Ehren bleibe."

### Das Urtheil, so die Gelehrten über eine Schrift fällen, nimmt dem Verfasser die Ehre nicht, die er in der bürgerlichen Gesellschaft hat.

Ich begreife nicht, was man durch diese Einschränkung haben will. Die Urtheile der Gelehrten über unsere Schriften können uns zwar, nachdem sie beschaffen, bey der gelehrten Welt in Ansehen oder in Verachtung bringen; allein ordent-

licher Weise haben sie ausser der gelehrten Welt keine Wirkung. Unsere Oberen, und die meisten unserer Mitbürger, nehmen dieselbe nicht als eine Regel an, nach welcher sie ihre gute Meynung von uns einrichten müßten. Sie urtheilen von unsern Verdiensten aus andern Thaten, als aus der Verfertigung eines Buches. Unsere Ehre beruhet also nicht auf dem Wehrt unserer Schriften. Man kann diese verachten, ohne daß dem Ansehen das geringste abgehet, das wir durch unsere gute Aufführung uns in der Gesellschaft, in welcher wir leben, erworben haben. Ein Gelehrter, der ein gut Buch geschrieben hat, wird darum im gemeinen Leben nicht mehr geehret; er wird nicht vornehmer; er bekömmt keinen grössern Rang. Die wenigsten wissen es, und die es wissen, die achten es nicht. Vermehrt nun ein gut Buch die Ehre seines Verfassers in der bürgerlichen Gesellschaft nicht: so kann auch ein schlechtes unmöglich seinen Urheber schänden. Ein solcher Mensch wird dadurch im gemeinen Leben nicht verächtlich. Er behält alle Ehre, die er sonst gehabt hat, sein Amt, seine Würde, und alle Vortheile, die er, als ein guter Bürger und tugendhafter Mann, verlangen kann. Die Erfahrung

bekräftiget, was ich sage, und daher trage ich kein Bedenken zu behaupten, daß kein Urtheil über eine Schrift so strenge, keine Satyre so scharf seyn könne, daß dadurch derjenige, der diese Schrift gemacht, an seiner Ehre Schaden nehmen sollte.

Was es vor Scribenten sind, die auch im gemeinen Leben wegen eines solchen Urtheils lächerlich werden.

Ich glaube wohl, daß zuweilen ein böser Scribent, dem man die Larve abgezogen, und dessen Thorheit jedermann offenbar gemacht worden, auch dieser wegen im gemeinen Leben von Leueen verspottet und ausgezischet werde, die nicht zur gelehrten Welt gerechnet werden können, und die nicht im Stande sind, vor sich zu urtheilen, ob die Schriften desjenigen, über dessen Unfall sie sich freuen, taugen oder nicht. Allein wenn man diejenigen, denen dieses Unglück begegnet, nur ein wenig genau ansiehet: so wird man befinden, daß es allemal Leute sind, die sich schon, ehe sie noch unter die Spötter gefallen, und von denselben lächerlich gemacht worden, durch ihre abgeschmackte Aufführung, und einen lächerlichen Stolz, die Verachtung ihrer Mitbürger zugezogen

haben. Solchen stolzen und dabey albernen Phantasten gönnt es ein jeder gern, wenn sie gehöriegelt werden. Man freuet sich darüber, und hält sich um so viel mehr berechtiget, sie auszulachen. Man sage mir aber, ob diese Art der elenden Schreiber diese Verspottung dem schlimmen Urtheile, das man von ihren Büchern gefället hat, zu danken habe? Ist es nicht offenbar, daß alle die Bewegung, die ein solches Urtheil unter den Ungelehrten erreget, ihren Grund in der vorhergehenden Aufführung des Scribenten hat? Hätte dieser sonst keine Gebrechen, als daß er eine Schrift verfertiget, in welcher man Fehler entdecket: so würde niemand über ihn lachen, als der fähig ist, von seiner Schrift zu urtheilen.

Dieses begegnet keinem, der sonst Verdienste hat.

Wer nur sonst Verdienste hat, die ihn der Hochachtung seiner Mitbürger würdig machen, dem wird es wenig an dem Ansehen schaden, zu welchem er durch seine gute Aufführung im gemeinen Leben gelanget ist, wenn ihm etwan eine Schrift nicht geräht, und andere Gelehrte ihm zeigen, daß er die Sache, von welcher er geschrieben, nicht recht verstanden hat. Dieses sind Klei-

nigkeiten, an welchen der ehrliche Name und das Ansehen eines ehrlichen Mannes nicht hänget. Man kann sie ihm vorwerfen, und aufs ärgste darüber spotten, ohne daß er sich beschweren könne, man nehme ihm seine Ehre, so lange man ihm nur seine andern guten Eigenschaften lässet. Es kann einer ein schlechter Scribent, und doch dabei ein ehrlicher und dem gemeinen Wesen nützlicher Mann seyn. Es kann seine Schreibart unzierlich und verdrießlich, hergegen sein Umgang manierlich nnd angenehm seyn. Es kann in seinem Buche eine grosse Unordnung herrschen; in seinem Hause aber alles wohl zustehen. Es kann seine Wissenschaft geringe, und seine Klugheit und Redlichkeit groß seyn. Mit einem Worte, er kann bey den Schwachheiten, die ihn verhindern, in der gelehrten Welt mit Ehren fort zu kommen, alle Tugenden eines ehrlichen Mannes und guten Bürgers besitzen, und aller Ehren wehrt seyn.

Der Briontes schadet der Ehre des Herrn Professor Philippi nicht.

Von dem Herrn Professor Philippi insonderheit zu reden: so sehe ich nicht ab, wie seine Ehre durch die Spöttereyen seines Gegners ge-

schmälert werden könne, und warum sich der Herr Professor dieses einbilde. Ob ich gleich nicht die Ehre habe, ihn weiter zu kennen, als aus seinen sechs deutschen Reden, und dem Heldengedichte auf den König in Polen: so will ich doch hoffen, daß er nicht von derjenigen Art der Scribenten ist, die, weil sie wenig Hoffnung sehen, durch eine vernünftige und kluge Aufführung die Hochachtung ihrer Mitbürger zu erlangen, aus Verzweifelung zu einer Handthierung greifen, welche ihnen ein natürlicher Mangel der Beurtheilungskraft, und ein hoher Grad der Unverschämtheit, leicht machet. Ein Scribent von diesem Schlage schreibt allemal mit Lust und ohne Mühe, und ist ungemein mit sich selbst zufrieden.

Un sot en écrivant fait tout avec plaisir,
Il n'a point dans ses vers l'embarras de choisir,
Et toûjours amoureux de ce qu'il vient d'écrire,
Ravi d'etonnement en soi-même il s'admire *).

Weil er nun hoffet, daß alle seine Leser so gesinnet seyn werden, wie er: so hält er sein Schmieren für den geradesten Weg zum Tempel der Ehren, und suchet seinen Ruhm bloß in sei-

*) Boileau Sat. II.

nen Schriften. Es ist gar natürlich, daß ein sol-
cher Mensch es für ein ehrenrühriges Beginnen
hält, wenn man seine Schriften tadelt, und daß
er denen thörichten Weiberpersonen gleicht, die es
nicht so hoch empfinden, wenn jemand ihre Keusch-
heit in Zweifel ziehet, als wenn man ihnen ihre
Schönheit streitig macht. Einen solchen Scriben-
ten kann der bescheidenste Widerspruch, die feine-
ste und unschuldigste Spötterey ausser sich setzen.
Aber der Herr Professor Philippi hat keine Ur-
sache, sich des Briontes wegen ungebehrdig zu
stellen, es sey denn, daß er glaube, er könne nicht
mit Ehren in der Welt leben, wo ihn nicht jeder-
mann für einen grossen Dichter und für ei-
nen natürlichen, männlichen und heroi-
schen Redner halte. Es giebt viele ehrliche, ge-
schickte und kluge Männer, die weder grosse Poe-
ten, noch ausserordentliche Redner sind, und
doch von jedermann hochgehalten werden; und
ich will hoffen, daß der Herr Professor Philippi
noch viele gute Eigenschaften besitzet, die nicht so
zweifelhaft sind, als seine Geschicklichkeit in der
Beredsamkeit und in der Dichtkunst. Er kann ein
grosser Weltweiser, ein guter Juriste, ein geschick-
ter Advocat seyn, ja ich bin versichert, daß er ein

ehrlicher und tugendhafter Mann ist. Derjenige, der ihn als einen ungeschickten Redner und unerträglichen Reimer vorgestellet hat, läßt ihm, ausser dem Ruhm eines Redners und Dichters, alle Verdienste die ein gelehrter Mann und ehrlicher Bürger haben kann. Was hat er dann zu klagen? Wenn er aber, alle seine Ehre gründe sich auf ein kahles Buch; fassen seine sechs deutschen Reden alles in sich, was an ihm schätzbar ist, und hat er sonst keine Verdienste, als die aus seinem Heldengedichte hervorleuchten: so beklage ich ihn zwar von Herzen: allein ich weiß ihm auf den Fall keinen bessern Raht, als daß er sein Haus bestelle, und sich, je eher, je lieber, zu seinen Vätern versammle.

Fernere Beantwortung des Einwurfs.

Aus diesen allen werden meine Leser hoffentlich begreifen, daß diejenigen, mit welchen ich bisher gestritten habe, sich sehr betriegen, wenn sie sich einbilden, eine Satyre, oder eine Censur einer Schrift, könne so scharf seyn, daß sie der Ehre des Verfassers nachtheilig werde. Ich habe gewiesen, daß einer ein unerträglicher Scribent,

und doch ein ehrlicher Mann seyn könne. Verstehen aber diese mitleidigen Leute durch die Ehre denjenigen Ruhm, den ein Scribent durch seine Schriften erlanget: so gebe ich ihnen zu, daß unstreitig dieser Ruhm durch eine Satyre, oder andere Widerlegung, geschmälert und vernichtet werden könne; allein ich leugne, daß darum eine solche Satyre, oder eine so starke und nachdrückliche Widerlegung, allemal unzuläßig sey. Ich beweise dieses auf folgende Art.

### Regeln, nach welchen sich ein Gelehrter in seinem Strafamte zu richten.

Ein Gelehrter hat eine unumschränkte Gewalt, über alle Scribenten und ihre Bücher zu urtheilen. Es stehet ihm also frey, sie zu richten, wie er sie findet. Wie nun ein jeder Richter in Bestrafung der Bösen die Regeln der Klugheit und Billigkeit zu beobachten verbunden ist: so liegt diese Schuldigkeit einem Gelehrten in seinem Richteramte auch ob. Alle Strafe muß nach der Grösse des Verbrechens und nach dem Grade der Bosheit des Missethäters eingerichtet seyn, und folglich muß auch ein Gelehrter, wenn er sein Strafamt braucht, nicht kleine Fehler so scharf,

als grobe Vergehungen, bestrafen. Ihm muß immer die Lehre in Gedanken schweben:

. . . . . . . Adsit
Regula peccatis quae poenas irroget aequas
Ne scutica dignum horribili sectere flagello *).

In der bürgerlichen Gesellschaft werden einige Missethäter gezüchtiget zu ihrem eigenen Besten; einige hergegen, ohne Absicht auf ihre eigene Besserung, die nicht mehr zu hoffen ist, andern zum Schrecken, gestrafet und abgethan. Ein Gelehrter muß also auch wohl überlegen, ob der Scribent, den er verurtheilen will, noch Hoffnung der Besserung übrig lasse, oder nicht, und darnach die Strafe, die er ihm zuerkennet, mildern oder schärfen.

Mit welchen Scribenten man gnädig verfahren müsse.

Ich gebe demnach zu, daß ein Gelehrter nicht gleich hinter alle Scribenten, die eine Züchtigung verdienen, mit Staupenschlägen und Landesverweisung, oder gar mit dem Schwerdte her seyn müsse. Es giebt Scribenten, deren Verbrechen in einem kleinen Versehen und in einer Uebereilung

---

*) Horatius Lib. 1. Sat. 3.

bestehen, von welcher kein Gelehrter frey ist. Diese verdienen nicht mehr, als eine Erinnerung und es wäre ein Mißbrauch der Gewalt, die ein Gelehrter hat, wenn er wegen des geringsten Fehlers in der Historie, wegen eines falschen Schlusses, wegen einer Uebertretung der Regeln der Sprachkunst, und einiger Unförmlichkeit und Ungeschicklichkeit im Vortrage, gleich einen Scribenten mit harten Censuren, scharfen Widerlegungen und beissenden Satyren verfolgen, und also entweder schon in Ansehen lebenden Männern ihren wohlverdienten Ruhm rauben, oder angehende Scribenten, die mit aller Sittsamkeit zum erstenmale in der gelehrten Welt erscheinen, auf einmal von allem ferneren Schreiben abschrecken wollte. Ich billige ein so unfreundliches, grobes und hochmühtiges Verfahren im geringsten nicht. Non sum, sage ich, ex judicibus severissimis, qui omnia ad exactam regulam redigam. Multa donanda ingeniis puto; *sed donanda vitia, non portenta sunt* *).

Ein Fehler, der wenig zu bedeuten hat; ein Irr-

*) Seneca Controvers. Lib. V.

Irrthum, der nicht aus einer besondern Dummheit des Scribenten entstehet, sondern einigen Schein hat; eine unliebliche Schreibart macht, nach meiner Meynung, nicht gleich ein Buch unerträglich, und den Verfasser desselben Auslachenswürdig. Wo ist ein Buch ohne Fehler? Und wo findet man einen Scribenten ohne Irrthümer? Die Urtheile von der Schreibart sind so unterschieden, als der Geschmack der Leser: Und über den Geschmack streitet man nicht. Es kömmt auch überdem mehr auf die Sachen, als auf die Worte, an; und wenn die Sachen gut sind: so muß man es in Ansehung der Worte so genau nicht nehmen. Man kann auch Thorheiten in schöne Worte einhüllen, und eine unzierlich vorgetragene Wahrheit bleibt doch Wahrheit. Viele Scribenten denken besser, als sie schreiben. Wer wollte sie aber um dieses Fehlers willen hart anfahren? Dieses verdient niemand, als solche Leute, die weder ordentlich denken, noch ihre Gedanken geschickt und angenehm vortragen können. Fieri - - - potest, ut recte quis sentiat, et id, quod sentit, polite eloqui non possit. Sed mandare quenquam litteris cogitationes suas, qui eas nec disponere, nec illustrare possit, nec delec-

tatione aliqua allicere lectorem, *hominis est intemperanter abutentis et otio et litteris* *). Und diese Art der Scribenten verdienet eine Züchtigung.

Welche kein Mitleiden verdienen.

Mit Leuten die ihre Ungeschicklichkeit so deutlich an den Tag legen, daß man augenscheinlich sehen kann, wie sie nicht zum Schreiben gebohren, die dabey aber so hochmühtig sind, daß sie denken wunder! was sie für Thaten gethan, wenn sie das gelehrte Israel durch eine alberne Schrift über die andere verwirren, und der Jugend ein böses Exempel geben, mit solchen Leuten muß man kein Mitleiden haben. Ein verworrener Kopf, der mit dem grössesten Troz in der gelehrten Welt auftritt, und mit einer unerträglichen Verwegenheit der gesunden Vernunft und dem guten Geschmacke den Krieg ankündiget, und dabey so stolz und aufgeblasen ist, daß er seine Portenta und ungeheure Grillen für herrliche Einfälle, und alle Welt für so dumm hält, daß sie ihm auf sein Wort glauben werde, er sey ein grosser Redner und Poet, kann also nicht über Unrecht

*) Cicero Tuscul. Quaest. Lib. I.

klagen, wenn man Standrecht über ihn hält, ihn zum Tode verurtheilet, und durch eine scharfe Satyre, andern zum Abscheu, und zu Verhinderung alles Unfugs, den er durch sein böses Exempel anrichten könnte, aus dem Lande der Gelehrten vertilget, und also die beleidigte Vernunft rächet. Denn an einem solchen Menschen ist alle Hoffnung verlohren. Er bessert sich nicht, wenn man ihm gleich seine Fehler noch so deutlich und glimpflich vorstellen wollte; weil er sich eingebildet, er sey vollkommen. Dieses ist eine Schwachheit, die allen Rednern und Poeten natürlicher Weise anklebet. Ein jeder bildet sich ein, er sey der Beste, und diejenigen, die es am wenigsten Ursache haben, sind in diesem Falle am allerunerträglichsten. Will man mir nicht glauben, so höre man, was Cicero aus der Erfahrung sagt: Nemo nunquam, spricht er *) neque poëta, neque orator fuit, qui quemquam meliorem, quam se arbitraretur. *Hoc etiam malis contingit.* Und dieses ist die Ursache, warum alberne Redner sich so selten bessern, und ein böser Poet eben so schwer zu belehren ist, als ein Pharisäer. Es

*) Epist. ad Atticum Lib. XIV. Ep. 13.

ist leichter, daß ein Cameel durch ein Nadeloehr gehe, als daß ein solcher Schwärmer klug werde. Was ist nun mit solchen Leuten anzufangen? Soll man sie wüten lassen? Das wäre was schönes für sie. Allein was würde endlich daraus werden? Ihre Thorheit ist ansteckend, und junge Leute deren Verstand noch nicht zu seiner Reife gelanget ist, sind leicht zu verführen. Die gelehrte Welt muß diesem Unfug, so viel möglich, vorbeugen, und ihr gerechtes Mißfallen über das Verfahren der bösen Scribenten, so ernstlich und nachdrücklich bezeugen, daß andere sich scheuen, diesen Verächtern der Vernunft und Feinden des guten Geschmacks nachzuahmen. Folglich ist es nichts ungerechtes, wenn ein Gelehrter einen bösen Scribenten so abstrafet, daß andere Gelegenheit haben, sich an seinem Exempel zu spiegeln.

### Ein Einwurf und die Antwort darauf.

Aber hier fällt mir ein ernsthafter Cato in die Rede, und spricht: „Er gebe zu, daß man einen bösen Scribenten, ohne Sünde, tadeln und ihm seine Fehler vorhalten könne: Allein dieses müsse auf eine bescheidene Art, ohne alle Bitterkeit, nicht aber durch beissende Spottschriften ge-

schehen. Durch Satyren richte man nichts aus, und erbittere nur die Gemühter; mit Glimpf und Sanftmuht komme man viel weiter. Die satyrische Schreibart sey ein Zeichen eines bösen Gemühts, und schicke sich nicht vor einen weisen Mann.“ Hier schweigt er, und giebt mir Raum, seine Weisheit zu bewundern und zu preisen. Ich antworte ihm demnach mit aller Ernsthaftigkeit, und nicht lächelnd:

- - - Felicia tempora quae te
Moribus opponunt: habeat iam Roma pudorem,
Tertius e coelo cecidit Cato - - - *).

Allein ich besorge, daß andere nicht so höflich seyn werden. Es wird Leute geben, die sagen werden: „Es sey falsch, daß man allemal ernsthaft schreiben müsse: Eine Satyre könne auch bescheiden und glimpflich seyn: Eine lustige Spötterey richte oft mehr aus, als die ernsthafteste Predigt. Es sey falsch, daß alle, die Satyren schreiben, Leute von bösem Gemühte, und es sey eben kein untriegliches Zeichen einer sonderbaren Weisheit, wenn man andern, die sich nicht nach

---

*) Juvenalis Sat. 2.

unserm Kopfe richten wollen, vor der Faust den Namen weiser Leute abspreche."

Ein jeder muß schreiben, wie es seyn Naturell mitbringet.

Ich habe mein Tage keine Satyre geschrieben, und bin es auch noch nicht willens. Aber ich sehe nicht, womit man diese Leute widerlegen könne; denn da sich die ernsthaften, christlichen und sanftmühtigen Personen, welche einen so grossen Ekel an den Satyren haben, so weit heraus lassen, daß es erlaubt, einem bösen Scribenten die Wahrheit zu sagen, und ihm seine Thorheiten zu zeigen: so ist es bedenklich, daß sie sich über die Art und Weise, die bösen Scribenten zur Erkenntniß ihres Elendes zu bringen, einen Scrupel machen, der den Spöttern nohtwendig lächerlich scheinen muß.

„Der Vortrag der Wahrheit," werden die Spötter sagen, „ist willkührlich. Man kann sie auch im Lachen sagen;"

- - - ridentem dicere verum
Quid vetat? *)

---

*) Horat. Lib. I. Sat. 1.

„Ein jeder muß in diesem Fall seinem Naturell folgen. Wer so gesinnet ist, daß er zum Lachen spricht: Du bist toll; und zur Freude: Was machst du? der enthalte sich des Scherzens. Aber er richte nicht seinen Bruder, der in seiner Einfalt glaubt, daß beydes Lachen und Weinen seine Zeit habe. Er hat nicht Ursache, sich mit seinem sauren Gesicht, mit seiner runzeligten Stirne, und mit seinem hängenden Kopfe groß zu wissen, oder sich einzubilden, seine Seufzer wären ein gewisses Zeichen, daß sein Herz von Weisheit überlaufe. Die Weisheit kömmt auch in eine lustige Seele, und kann mit einem fröhlichen Muhte und heitern Gesichte gar wohl bestehen."

„Wir," werden sie fortfahren, „prahlen nicht mit unserer Weisheit; aber, meine Herren, die ihrige scheint uns auch doch nicht so groß, daß wir sie desfals beneiden sollten, und die Probe, die sie uns, durch ihre Klagen über unsere lustige Schreibart, davon geben wollen, scheint uns so wenig überzeugend, daß wir vielmehr uns berechtiget halten, eben aus ihren Klagen zu schliessen, ihr Herz müsse noch nicht so sehr mit Weisheit überladen seyn, daß nicht noch ein kleiner Hochmuht und ein ziemlicher Eigensinn in demselben

ein Plätzchen finden sollten. Denn, meine Herren, wären sie so weise, als sie uns glauben machen wollen: so würden sie nicht so unbillig seyn, und verlangen, daß ein jeder in seinem Reden und Schreiben sich nach ihrem Sinne richten solle. Was würden sie sagen, wenn wir uns die Freyheit nehmen wollten, ihnen ihr ängstliches Gepinsel und sauertöpfisches Poltern mit eben dem Trotze zu untersagen, mit welchem sie uns das Lachen verbieten? Wir thun es nicht; und sie können sich also, wo es ihnen gefällt, aus dem Exempel der Unweisen erbauen. Lassen sie uns lachen, und fröhlich seyn; und ärgern, und härmen, und grämen, und quälen sich, so lange es ihnen beliebt. Können sie es dann unmöglich mit Geduld ansehen, daß wir lustig sind, wann sie sich das Herz abfressen? Oder meynen sie, daß ihr Jammer werde versüsset werden, wenn wir eben die Quaal empfinden, die sie sich selbst machen? So denken die gefallenen und unglückseligen Geister. Sind sie nun auch so gesinnet, so müssen wir ihnen sagen, daß sie sich nicht der rechten Mittel bedienen, uns ihnen gleich zu machen. Mit ihren Klagen, Seufzen und Schelten richten sie nichts aus. Dadurch reizen sie uns

nur zum Lachen: denn es steht ihnen gar zu artig. Versuchen sie es aber einmal, und fangen an zu spotten und zu lachen: ich bin ihnen gut dafür, daß uns gleich die Augen übergehen werden. Wenn sie alsdann sehen, daß uns das Weinen eben so übel anstehet, als ihnen das Lachen: so hoffen wir, daß sie in sich gehen und begreifen werden, daß sie etwas ungereimtes von uns verlanget haben, und daß es besser sey, wenn ein jeder so bleibt, als ihn Gott erschaffen hat, und keiner den andern meistert."

Eine Satyre ist ein kräftiges Mittel, die Thoren einzutreiben, und eigentlich nichts, als eine deductio ad absurdum.

So werden die Spötter unstreitig reden. Ich aber sage nur kürzlich, daß eine Satyre zu Bestreitung der Irrthümer und Thorheiten eben so geschickt ist, als eine ernsthafte Schrift, und daß es folglich auf eines jeden Gutbefinden ankomme, ob er sich einer ernsthaften, oder satyrischen Schreibart bedienen wolle. Wenn ich einen überführen will, daß er geirret hat: so kann ich entweder gewisse Grundwahrheiten voraussetzen, und ihm zeigen, daß seine Lehre, oder sein Verfahren mit selbigen streitet, und wenn ich dieses thue, so rede

oder schreibe ich ernsthaft: Oder ich kann mich stellen, als wenn ich die Lehre, die ich widerlegen, und das Verfahren, das ich tadeln will, billige, und Folgen daraus ziehen, die so handgreiflich ungereimt sind, daß derjenige, mit dem ich zu thun habe, selbst, wo er klug ist, davor erschrecken, sie verwerfen, und also seine eigene Sätze umstossen, und seine That mißbilligen muß. Diese letzte Art der Widerlegung nennet man in den Schulen deductionem ad absurdum, und sie ist zu allen Zeiten nicht nur für erlaubt, sondern auch für die kräftigste gehalten worden. Eine Satyre ist eigentlich nichts anders, als eine *deductio ad absurdum*, und folglich ein erlaubtes und kräftiges Mittel, die Thoren einzutreiben.

Man kann demnach keinen Gelehrten tadeln, oder ihn einer sonderbaren Bosheit beschuldigen, wenn er sich eines so nachdrücklichen und kräftigen Mittels, die Thorheiten sichtbar und scheußlich zu machen, in seinen Schriften bedienet: und dieses um so viel weniger, weil oft die Irrenden und Thoren auf keine andere Weise zur Erkenntniß zu bringen und zu bändigen sind.

### Einige Thorheiten verdienen nicht, daß man ernsthaft wider sie eifert.

Alle Irrthümer und Thorheiten bestehen in der Abweichung von gewissen Grundwahrheiten. Diese Abweichung ist nicht allemal gleich sichtbar, und daher entstehet unter den Irrthümern und Thorheiten ein merklicher Unterschied. Einige, deren Abweichung von den Grundwahrheiten nicht gar augenscheinlich ist, haben einigen Schein, und diejenigen, welche damit behaftet, sind also einigermaßen zu entschuldigen. Man hat Ursache zu glauben, daß solche Leute sich finden werden, wenn man ihnen nur deutlich vorstellet, wie sehr ihre Lehren und Thaten gewissen unstreitigen Sätzen, die sie selbst nicht leugnen, zuwider laufen. Sie verdienen also, daß man ihnen diesen Dienst erweise; und dieses heisset einen ernsthaft widerlegen. Andere Irrthümer und Thorheiten sind hergegen so handgreiflich, daß ein jeder Mensch von gesundem Verstande deren Abweichung von den Grundwahrheiten bemerket, und über die Einfalt dessen, der sie vorgebracht oder begangen hat, erstaunet. Es würde eine vergebliche Bemühung seyn, wenn man solche Fratzen ernsthaft widerlegen wollte. Diejenigen, welche so weit

verfallen, geben einen gar zu schlechten Begriff von dem Zustande ihres Gehirnes, als daß man hoffen könnte, sie würden sich besinnen, wenn man ihnen die greuliche Abweichung ihrer Lehren und Thaten von den Grundwahrheiten auf eine ernsthafte Art deutlich vorstellete. Da sie nicht fähig gewesen sind, dieses für sich zu begreifen: so wird auch die deutlichste Vorstellung bey ihnen nichts verfangen. Mit solchen Leuten muß man nicht ernsthaft reden. Sie würden nur dadurch auf die hochmühtigen Gedanken gerahten, man glaube, daß ihre Grillen einigen Schein hätten, und zu deren Vertheidigung nur immer neue Thorheiten vorbringen. Man thut also nicht besser, als wenn man ihnen, dem Scheine nach, Recht giebet, sich noch närrischer gebehrdet, als sie, und ihre Thorheit so hoch treibet, daß sie, wenn sie die ungeheuren Folgen derselben sehen, dafür erstaunen, und, wie ein kollerndes Pferd bey Erblickung eines Abgrundes, stutzen. So macht man es mit allen, die im Kopfe nicht richtig sind. Denn wenn man mit einem Wahnsinnigen ernsthaft und vernünftig reden wollte: so müßte man selbst nicht klug seyn. Diese Unglückseligen sind einer solchen Ehre unwürdig.

Quand l'absurde est outré, l'on lui fait trop d'honneur,

De vouloir par raison combattre son erreur.

Encherir est plus court, sans s'echauffer la bile *).

Beweis des vorigen durch Exempel und durch ein Gleichniß.

Es würde also ziemlich lächerlich stehen, und ein Zeichen einer sonderlichen Einfalt seyn, wenn man offenbare Thorheiten ganz ernsthaft und gravitätisch widerlegen wollte. Ein Kluger hütet sich davor. Ich will nicht sagen, daß in den sechs deutschen Reden des Herrn Philippi offenbare Thorheiten enthalten sind; aber ich bitte nur meine Leser zu bedenken: Ob der Verfasser des Briontes nicht der elendeste Tropf von der Welt seyn müßte, wenn er wider den Herrn Professor Philippi ganz ehrbar und weitläuftig ausgeführet hätte, daß eine französische Prinzeßinn, in Ermangelung eines Dauphins, nicht mit Ausschliessung aller Prinzen von Geblüt, zur Krone gelangen könne? Ob man nicht wunderliche Gedanken von ihm würde bekommen haben, wenn er aus Vernunft, Schrift und Erfahrung darge-

---

*) Mr. de la Fontaine Liv. III. Fab. 1.

than hätte, daß ein Mensch, und folglich auch der König von Polen, nicht ewig leben könne? Und ob er nicht verdienet hätte, ausgezischet zu werden, wenn er über die Spuren eines Schiffes auf dem Meere mühsam hätte philosophiren, und den Herrn Professor Philippi auf eine ernsthafte Art überführen wollen, daß ein Steuermann nicht rudert, und ein Kriegsschiff vom ersten Range keine Galeere sey? Ueber solche unglückliche und wunderliche Einfälle muß man nur lachen, und es verlohnt sich der Mühe nicht, dieselbe ernsthaft zu widerlegen. Ernsthafte Widerlegungen müssen auf wichtigere Fälle verspart werden. Wenn sich ein Wolf in einer gewissen Gegend sehen lässet, in die Heerden fällt, und nicht nur die Schäfer betrübet, sondern auch dem Landmanne Schaden zufüget: so versammlen sich die Bauern, die Jäger werden aufgeboten, und man verfolgt das Unthier, bis man es erleget hat: Allein wenn zur Sommerszeit, cum calet maxume, eine Menge von Fliegen und Mücken das Land überschwemmet und die Menschen quälet: so macht man so viele Weitläuftigkeiten nicht. Der Bauer greift darum nicht zu seiner Mistgabel: der Jäger ladet

sein Gewehr nicht. Der ganze Schwarm des Ungeziefers ist nicht einen Schuß Pulver wehrt; sondern man braucht nur die Fliegenklappe, oder wenns hoch kömmt, für einige Groschen Fliegenwasser. Wer bösen und schädlichen Irrthümern, auf eine künstliche Weise, einen Schein der Wahrheit giebt, und durch seine Schriften dieselbe in der Welt ausbreitet, der ist ein Wolf, und verdienet, daß man ihn mit Spiessen und Stangen verfolge, oder, deutlicher zu reden, gründlich, nachdrücklich und ernsthaft widerlege. Die albernen Scribenten hergegen sind dasjenige Ungeziefer, so den Helicon beunruhiget, und es ist nicht nöhtig, daß man ihrentwegen den Harnisch anleget, und einen ernstlichen Kampf mit ihnen antritt. Man kann sie spielend vertilgen, und eine einzige Satyre ist ihnen so tödtlich, als den Fliegen das Fliegenwasser.

### Schließliche Abfertigung der Ernsthaften.

Was ich bisher gesaget habe, wird hoffentlich hinlänglich seyn, die gar zu ernsthaften Leute, die keine Satyren vertragen können, zu überführen, daß sie ohne Ursache murren, und eine satyrische Schreibart so wenig überhaupt zu verwer-

sen ist, daß sie vielmehr in gewissen Fällen mehr Nutzen schafft, als eine ernsthafte. Damit ich nun diese gestrengen Herren völlig zufrieden stelle, muß ich ihnen noch eine falsche Einbildung aus dem Sinne reden. Sie meynen, die Satyren sind darum verwerflich, weil sie die Thoren erbittern. Allein, wo dieser Schluß richtig ist, so muß man die Wahrheit gar aus der Welt verbannen; denn diese ist den Thoren allemal bitter. Sie schmeckt ihnen nicht, man mag sie ihnen vortragen auf welche Art man will. Wollen demnach die gravitätischen Feinde einer Satyre diese Leute nicht erzürnen: so müssen sie ihnen auch nicht einmal die Wahrheit im Ernste und ohne Lachen sagen. Sie müssen nicht eifern, nicht poltern. Dieses muß die Thoren natürlicher Weise ja so sehr erbittern, als wenn man ihnen durch höfliche Umwege ihre Fehler zeiget, und die Wahrheit auf eine angenehme Art beybringet. Alle gute Satyren sind nichts, als Schriften, in welchen den Thoren ihrer Fehler auf eine höfliche Weise, ohne alle herbe Ausdrückungen, die bey einer ernsthaften Widerlegung kaum zu vermeiden sind, vor Augen geleget werden. Wie kann man ihnen dann den Mangel der Bescheidenheit vorwerfen?

Ist

Ist es nicht bescheidener, den Leuten die Wahrheit mit Lachen, und auf eine verdeckte Art sagen, als wenn man mit der Thür ins Haus fällt? Und wie können denn die Spötter mit den bösen Scribenten säuberlicher verfahren? Sie überzuckern ja die Wahrheit, und machen es nicht anders, als wenn sie einem Kinde Wurmsaamen eingäben.

. . . veluti pueris absinthia tetra medentes
Cum dare conantur, prius oras pocula circum
Contingunt mellis dulci flavoque liquore,
Ut puerorum aetas improvida ludificetur,
Labrorum tenus, interea perpotet amarum
Absinthi laticem, deceptaque non capiatur,
Sed potius tali tacto recreata valescat *).

So machen es diejenigen, die Satyren schreiben. Was kann man mehr von ihnen verlangen?

Ein Einwurf wird aus dem Wege geräumet. Eine Satyre ist eine Arzeney.

Weil ich besorge, es dürften meine Leser denken, ich widerspräche mir, indem ich hier eine Satyre für eine Arzeney auszugeben scheine, da ich sie doch vorher als eine Strafe, und als ein

---

*) Lucretius Lib. IV. v. 19 — 25.

tödtliches Gift angesehen habe: so muß ich mit wenigen anmerken, daß dieses nur dem Scheine nach ein Widerspruch sey, und, wenn man es recht bedenket, gar wohl mit einander bestehen könne. Denn 1) ist es in der Politik ausgemacht, daß alle Strafen eine Arzeney sind: 2) muß man erwegen, daß es gar nichts unförmliches, eine Satyre eine Arzeney zu nennen, und zugleich als ein Gift anzusehen, das eine gewisse Art des Todes wirket. Eine Satyre ist eine Arzeney, weil sie die Besserung der Thoren zum Endzweck hat; und sie hört es nicht auf zu seyn, wenn sie gleich, als ein Gift, den Thoren tödtlich ist. Denn in dem Tode, welchen sie verursachet, bestehet eben die Besserung der Thoren. Dieser Tod gereicht ihnen zum Leben. Sie sollen der Thorheit absterben und klug werden. Dieses nennet der heilige Augustinus mori vitaliter *). Ob demnach gleich die Satyren eine Art der Strafe in der gelehrten Republik und ein tödtliches Gift sind: so bleiben sie, dem ungeachtet, doch eine Arzeney, und ich darf meine Verse aus dem Lucretius nicht wieder ausstreichen.

---

*) Confess. Lib. VIII. Cap. 8.

Ich kehre demnach wieder zu meinem Zweck, und sage, daß die ernsthaften und mürrischen Feinde einer satyrischen Schreibart nicht berechtiget sind, so heftig wider eine Satyre zu eifern, und daß sie sich häßlich betriegen, wenn sie meynen, eine Satyre laufe wider die Regeln der Höflichkeit, Sanftmuht und Weisheit, und ein Spötter sey ein boshafter Mensch, ein Thor, und ich weiß nicht was. Ich habe gewiesen, daß die satyrische Schreibart höflicher und bescheidener ist, als eine andere; ich habe gewiesen, das es Fälle gebe, da dieselbe unumgänglich nöhtig ist; ich glaube also nicht, daß man ferner diejenigen, die sich derselben bedienen, für Leute von bösem Gemüht halten wird, wenn man nur die Unschuld ihrer Absicht, welche auf nichts, als die Beßerung der Thoren, gehet, in Betracht ziehen will. Die Schriften dieser Leute führen eine den Thoren sehr heilsame Arzeney bey sich, an welcher sonst nichts auszusetzen ist, als daß sie den gemeinen Fehler aller Arzeneyen an sich hat, und nicht allemal die gewünschte Wirkung thut. Denn da sie aus nichts, als Wahrheit, die ungemein bitter ist, und aus wohlgemeynten Erinnerungen, die alle-

mal widerlich sind, zusammen gesetzet wird: so sperren sich die Thoren, denen Wahrheit und gute Lehren gleich verhaßt sind, so oft sie davon einnehmen sollen; und wenn sie ihnen denn durch List oder Gewalt beygebracht wird: so machen sie es, wie die ungezogenen Kinder. Sie klagen, daß sie gar zu bitter schmecke, sie ziehen das Maul, schütteln den Kopf, heulen, schreyen, ärgern sich, stampfen den Boden, gebehrden sich übel und geben sie endlich wieder von sich. Es ist also kein Wunder, wenn sie nicht allemal anschläget, und es liegt die Schuld nicht an der Arzeney, sondern an dem übeln Bezeigen der Patienten. Könnten diese sich entschliessen, die Arzeney bey sich zu behalten: so würden sie den Nutzen derselben spüren, und es ihrem Arzte Zeit ihres Lebens danken, daß er sie ihnen verordnet.

Aber doch bey einigen.

Es ist zu beklagen, daß die wenigsten moralischen Patienten zu diesem Entschlusse zu bringen sind. Die meisten bösen Scribenten widersetzen sich mit aller Macht der guten Wirkung, so eine moralische Arzeney, die man ihnen in einer Satyre beybringet, in ihrem kranken Verstande ha-

ben könnte, und scheuen die Genesung. Dieses kann aber den Satyren nicht zum Vorwurfe gereichen. Sie sind darum eben so wenig verwerflich, als die Predigten, welche die meisten anhören und sich doch nicht bessern. Genug, daß es noch immer einige gute Gemühter unter den bösen Scribenten giebt, die, wenn ihnen in einer Satyre ihr Elend klar vor Augen geleget wird, ihre Fehler bereuen und auf Besserung denken.

Herr Professor Philippi ist ein bußfertiger Sünder, und will sich belehren.

Ich befürchte nicht, daß der Herr Professor Philippi es übel nehmen werde, wenn ich ihn unter diese bußfertigen Sünder zähle. Seine Aufführung in Ansehung der Satyre, die wider ihn heraus kam, ist so beschaffen, daß man Ursache hat, sie zu loben. Er hat sich nicht so übel gebehrdet, als andere seiner Art, sondern er hat den Wurmsaamen, den ihm der Verfasser des Briontes eingegeben, in aller Gelassenheit verschlucket, und ihn bis auf diese Stunde bey sich behalten. Die meisten bösen Scribenten sind halsstarrig und verhärten ihr Herz: Allein der Herr Professor Philippi hat die Zeit, welche an-

dere auf die Verfertigung einer unnützen Ehrenrettung wenden, mit einer stillen Bereuung seiner Fehler zugebracht. Er giebt dadurch zu erkennen, daß er noch nicht in dem Stande der Verhärtung stehe, und der gelehrten Welt eine gegründete Hoffnung von seiner Besserung. Sie freuet sich darüber im Geiste vorher, und sieht denen deutlichen Proben, die der Herr Professor Philippi von seiner Bekehrung geben wird, mit Lust entgegen.

Seine Verfolger wollen es nicht haben, und dichten ihm eine abgeschmackte Schrift an.

Nur die Verfolger des Herrn Philippi scheinen über die Gelassenheit dieses zerknirschten Scribenten mißvergnügt zu seyn, und sehen seine Bekehrung ungern. Die Klagen, so der Herr Professor Philippi in der ersten Bewegung, die niemand in seiner Gewalt hat, wider den Verfasser des Briontes ausgestossen, gaben diesen Spöttern Anlaß zu hoffen, der Herr Professor würde sich mit ihnen einlassen, und sie würden also Gelegenheit finden, ferner ihren Muhtwillen mit ihm zu treiben. Sie haben unstreitig anfangs gedacht, der Herr Pofessor wäre noch ein Mann,

mit dem man seine Lust haben könnte, und ich glaube, sie haben sich darüber gefreuet. Aber ihre Hofnung ist fehl geschlagen. Der Herr Professor Philippi hat ein kluges Stillschweigen erwehlet, und dieses quälet die Spötter. Sie suchen, es koste was es wolle, ihre Einfälle an den Mann zu bringen; und, da der Herr Professor Philippi ihnen durch ein geduldiges Bezeigen die Gelegenheit dazu beschneidet: so sind sie auf eine unerhörte Erfindung verfallen. Sie antworten sich selbst in des Herrn Professor Philippi Namen, und dichten diesem gebeugten Manne eine Schrift an, die im höchsten Grade albern ist, in keiner andern Absicht, als damit sie Gelegenheit haben mögen, des Herrn Professors ferner zu spotten, und ihn vollends um das Bißgen Ehre zu bringen, welches sie ihm noch in der gelehrten Welt übrig gelassen haben.

Werden deßfals getadelt, und des Herrn Professor Philippi Ehre gerettet.

Ich zweifele sehr, daß sie auf diese Weise ihren Zweck erreichen werden, und kann mich nicht entbrechen, ihnen ungescheut zu sagen, daß ich ihr Verfahren nicht billige, weil es gar zu boshaft

und hämisch ist. Wie gern ich auch Satyren lese, und wie eifrig ich auch die Spötter in dieser Schrift vertheidiget habe: so will es mir doch nicht gefallen, daß man die Sache so weit treibet. Ich sehe das Verfahren der Verfolger des Herrn Professor Philippi als eine Zunöhtigung an, die etwas mehr an den Tag leget, als eine blosse Begierde zu lachen. Einem Scribenten seine Fehler auf eine beissende Art zu zeigen, das ist nicht zu tadeln: Aber man muß doch seinem Gegner nicht alle gesunde Vernunft absprechen, und ihn als einen Rasenden vorstellen. Ein so plumpes, hochmühtiges und pedantisches Verfahren wird von allen klugen Leuten gemißbilliget, und ein Spötter, der sich durch seinen satyrischen Geist so weit verleiten lässet, findet keinen Glauben, und verringert selbst die Ehre, die er aus dem Siege über den bösen Scribenten, welchen er angreift, zu hoffen hat. Wenn es demnach auch möglich wäre, daß es Leute gebe, die den Betrug der Feinde des Herrn Philippi nicht merkten: so würden doch dieselben sagen, es gereiche dem Verfasser des Briontes zu schlechten Ehren, daß er sich mit einem solchen Menschen abgegeben, als der Herr Professor Philippi seyn müßte, wenn er die Schrift

gemacht hätte, die unter seinem Namen herum-gehen: weil es eine schlechte Kunst, über einen solchen Menschen Meister zu spielen. Aber so glaube ich nicht, daß der Verfasser des Brontes mit seinem Anhange, wie listig er es auch angefangen hat, jemand finden wird, der dem Herrn Professor Philippi die Thorheit zutrauen sollte, daß er durch eine so schwache, ja lächerliche Vertheidigung seinen Feinden das Schwerdt in die Hände geben wollen, mit welchem sie ihn erwürgen können. Ich gestehe, der Spötter, der diese Vertheidigung in des Herrn Professor Philippi Namen verfertiget, hat, was die Schreibart anlanget, dem Herrn Professor so geschickt nachahmet, daß man fast dadurch sollte verführet werden; allein die Sachen, die er vorbringet, sind so beschaffen, daß man den Herrn Professor Philippi gröblich beleidigen würde, wenn man ihn in dem Verdacht haben wollte, daß er dieselben zu Papier gebracht. So weit ist es noch mit ihm nicht gekommen, und ich würde nicht unpartenisch seyn, wenn ich nicht die Ehre dieses angefochtenen Scribenten, an welchem ein jeder zum Ritter werden will, wider seine gar zu unbarmherzigen Verfolger rettete, und die sinnreiche Betriegerey

derselben entdeckte. Ich weiß wohl, daß es eine gefährliche Sache ist, so fürchterliche Leute wider sich zu reizen: Allein die Liebe zur Wahrheit besieget in mir alle Furcht vor dem Grimme der Spötter. Diese Herren mögen machen, was sie wollen; ich muß die Wahrheit sagen, und bin zufrieden, wenn meine Leser nur begreifen, daß es nicht wahrscheinlich ist, daß der Herr Professor Philippi die Schrift gemacht habe, welche man ihm andichtet. Zu dem Ende will ich meinen Lesern einen kurzen Auszug von dieser hämischen Schrift mittheilen.

Inhalt der Schrift: Gleiche Brüder, gleiche Kappen, welche der Herr Professor Philippi gemacht haben soll.

Der Titel ist folgender: „Gleiche Brüder, gleiche Kappen, bey Abfertigung vier satyrischer Schriften, als 1) des Sendschreibens von fünf Schwestern. 2) Der confiscirten Satyre Briontes. 3) Des Extracts aus den niedersächsischen Nachrichten. 4) Eines Auszuges aus den Schiffbeckischen Zeitungen, ertheilet von J. E. Philippi, P. P.

„Der Endzweck des Herrn Professor Philippi

ist hauptsächlich, sich wider den Verfasser des Briontes zu verantworten. Eine jede Verantwortung nennet er eine Kappe. Er stehet in dem Wahn, daß die Satyre Briontes und das Sendschreiben der fünf Schwestern aus einer Feder geflossen sey. Weil er aber den Namen des Verfassers nicht recht weiß: so will er denselben: Herr von Bocksborn nennen, weil dieses Wort in dem Schreiben des Ritters Clifton an den Samojeden oft vorkommt. Diesen Herrn von Bocksborn rühmt er nun wegen seines Credits bey dem Frauenzimmer, insonderheit bey der Dorilis: wundert sich, warum derselbe einige Verse aus dem Baudius vor den Briontes setzen lassen und doch nicht vermuttersprachet, und sagt bey der Gelegenheit, Baudius ist ein grosser Säufer, und ein eben so grosser Jungfernknecht gewesen, als der englisch gebildete Clifton. Er übersetzt die Verse, die, wie er klagt, nicht einmal in allen Editionen des Baudius stehen, zum Besten der Einfältigen auf folgende Art:

Star dünket sich glückselig und erhaben,<br>
Wenn Schaum und Schwulst in seinen Worten ist:<br>
Wenn er dumm Zeug redt, schreibet, dichtet, liest.<br>
Man siehet ihn mit hohen Schritten traben,

Den Ritter da mit seinem stolzen Kleid,

Den starken Geist, voll Schalkheit, Tück und Neid.

und nennt seinen Gegner am Rande einen Finkenritter und pusillum corpus, prahlt darauf von dem Beystand, den ihm ein Freund versprochen, und sagt endlich, der Herr von Bockshorn oder M. Star sey ein kleiner Geist in Ansehung der Wissenschaften, ein Ritter unter den Spöttern, und dem gemeinen Wesen so unentbehrlich, als in dem A. B. C. die Buchstaben X. Y. Z. Den Vorwurf, daß er sich auf dem Titel seiner sechs deutschen Reden einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit gerühmet, lehnt er durch folgende Gründe von sich ab. 1) Der Verleger habe es ohne sein Wissen darauf gesetzet. 2) Es sey heutiges Tages Mode, den Titel so einzurichten, daß er wohl in die Augen falle. 3) Der Herr von Bockshorn habe es ja auch gethan. 4) Die Absicht seiner Abhandlung auf dem Titel auszudrücken, sey kein Eigenlob. 5) Sonst müßten alle diejenigen, die vor ihre Bücher setzen: Gründliche Erleuterung, oder vernünftige Gedanken; sich selbst loben. 6) Er sey einmal Professor der Wohlredenheit, und sein Amt verbinde ihn, solches zu sagen. Doch habe er, setzt er hinzu,

von dem Titel seiner sieben neuen Versuche die Worte: natürlich, männlich und heroisch, weg gelassen, damit der Herr von Stolperleicht sich nicht daran stossen, oder die Madame Richtgern darüber fallen möge."

„Den Anfang des Briontes parodirt er gar scharfsinnig und beißich folgender Gestalt: Perrn: der niedersächsische Pasquillant! tief! Doch bald darauf thut er ganz demüthig, und spricht §. 11.: Er habe seine erste Rede schon 1727, also vier Jahre vorher, ehe er Professor worden, gehalten. Gesetzt nun, er habe damalen noch nicht so eine Erfahrung in der Redekunst gehabt, als zu einem Professor gehöret: so habe er ja wohl in den vier Jahren, ehe er es geworden, zunehmen können. Er bekennet aufrichtig, daß er die Redekunst damals nur als ein Nebenwerk getrieben, und gelobet heilig an, er wolle sich bessern und dieselbe hinfort sein Hauptwerk seyn lassen."

„Er kann nicht leiden, daß der Verfasser des Briontes seine Gedächtnißrede auf die Königinn von Polen eine Leichenpredigt nennet, und giebt demselben bey der Gelegenheit einen blutigen Stich. Wenn es wahr, spricht er, was ganz Leipzig sagt,

daß der Herr von Bockshorn sonst ein Magister und Abwarter des Predigtamts gewesen: so hätte er billig kein Ueberläufer werden sollen, indem er da vielleicht schon manchen Thaler mit Leichenpredigten verdient haben würde. Weil er meynt, daß sein Gegner darüber spottet, daß er die Gottesfurcht ein Flämmlein aus göttlicher Flamme genennet: so sucht er sich desfals zu rechtfertigen. Er gebe, spricht er, allen Lesern zu bedenken: 1) daß er die Rede den 9ten Sept. 1727. (wie sein Concept und Abschriften besagen) aufgesetzet, da die Königinn den 5ten vorher gestorben, folglich in der ersten Bewegung des Schmerzens: 2) daß er sie lange vorher gehalten, ehe er Professor geworden. Hierauf nimmt er seine Zuflucht zum hohen Liede, in welchem noch wohl zärtlichere Ausdrückungen vorkämen, und zu dem hällischen Gesangbuche. Er erkläret, was er durch das Steigen und Fallen des göttlichen Liebesfeuers haben wolle, und beweiset, daß er Bibelmäßig geredet. Denn Gott habe ja einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, und die christliche Kirche singe: Das ewige Licht geht da herein. Endlich spricht er, er habe seine Rede in einer Gesellschaft gehalten, da gottselige Herzen zugegen gewesen;

nicht aber so raffinirte Spötter, als der Herr von Bockshorn. Er habe auch mehr einen Geschicht schreiber als Redner abgeben wollen, als er die Rede accurat so drucken lassen, wie er vorgegeben, sie gehalten zu haben. Er sey, setzt er hinzu, ein Freund von aufgeweckten Einfällen; aber die Religion müsse nicht mit hinein geflochten werden."

„Die 9te Kappe betrifft die Stelle vom salischen Gesetze. Da es anfangs läßt, als wenn der Herr Professor Philippi Lust hätte, zu leugnen, daß er dem salischen Gesetze zu nahe geredet. Denn er spricht, er habe nur überhaupt gesagt, daß der Verlust zwoer vornehmen Fürstinnen durch die zwo französischen Prinzeßinnen ersetzet. Aber endlich sagt er doch, es sey ja nicht unmöglich, daß das salische Gesetz mit der Zeit aufgehoben werden könne."

„In der 11ten Kappe handelt er von der Verschmachtung der Augen, welche Redensart der Verfasser des Briontes verworfen. Ein Bürger von Hamburg oder Lübeck, sagt er, wo man keine Landesmutter habe, könne nicht wissen, wie nahe einem sächsischen Patrioten der Verlust seiner Landesmutter gehe. Wer damals in Sachsen gewesen, würde sich diese Verschmachtung der Augen

leicht einbilden können. Die Franzosen nennten es: des yeux languissans et demourans. Der Herr von Bockshorn, setzt er hinzu, solle sich nur besinnen, ob er nicht bey seinen Tendressen, die er der Dorilis gemacht, manchmal verschmachtende Augen gehabt, oder an ihr wahrgenommen? Sagte doch so gar David, daß alle seine Gebeine und folglich auch wohl seine Augen verschmachtet durch sein täglich Heulen."

„Die 12te Kappe betrifft die Ohnmacht, die ihm angewandelt, und worüber sein Gegner gespottet. Der Herr Professor sagt, es sey kein Ernst damit gewesen, und die Sache ja endlich nicht unmöglich. Habe doch der Herr von Bockshorn auf einem Bein gehüpfet; warum sollte man nicht eben so gut eine Ohnmacht affectiren können? Esther habe den Ahasverus gleich beweget, da sie vor ihm in Ohnmacht gesunken. Wenn man so verfahren wollte, als der Herr von Bockshorn: so könne man die pathetischen Redensarten lächerlich machen, z. B. wenn Esaias sagt: Höret, ihr Himmel, und Erde, nimm zu Ohren."

„In der 15ten Kappe rechtfertiget der Herr Philippi seine Redensarten von unterirdischen Grotten und dem Reiche der Todten, die der Verfasser

fasser des Orientes als gar zu heidnisch getadelt, und spricht: Er habe sich nach den Begriffen seiner Zuhörer gerichtet, die damals die Gespräche im Reiche der Todten alle gelesen. Den Vorwurf, daß er glaube, der König von Polen werde nicht sterben, lehnt er in der 17ten Kappe ab, und spricht: Er habe nicht gesagt, daß der König von Polen nicht sterben werde, sondern nur von dessen Ruhm geredet. Die alberne Redensart vom entbehrlichen Reste will er in der 18ten Kappe damit entschuldigen, weil Rest bey uns auch so viel heisse, als Stück und Theil. In der 19ten Kappe sagt er, daß die Unterlegung der Herzen, wovon er geredet, nicht nach dem Buchstaben zu verstehen. Die 20ste Kappe handelt von dem Gleichnisse vom Steuermanne. Er sehe wohl, spricht der Herr Philippi, daß dieses Gleichniß dem Herrn von Bockshorn zu hoch sey; er wolle es ihm also so frey vor Augen legen, als ein Stück Pökelfleisch, wovon er neulich in einer Postille schöne, erbauliche Gedanken gelesen. Denn als einer von Ambra geredet, habe der andere gesagt. Er lobe sich dafür ein gut Stück Pökelfleisch. Wohlan denn, fährt der Herr Professor Philippi fort, mein Herr von Bockshorn, thun sie, als ob

sie dergleichen auch eben vor sich hätten, und trenschiren fein sauber und appetitlich."

„In der 21sten Kappe sagt er: daß er seinen Vater in der Antrittsrede, die er als Professor der deutschen Beredsamkeit gehalten, angeredet, und ihm seine kindliche Pflicht bezeuget, gehe den Herrn von Plumpsack, wollte schreiben Bockshorn, nicht an, so wenig als dieses, daß er das leere Blatt hinten am Schlusse mit dem Neujahrswunsche an seine liebe Eltern angefüllet. Er habe deswegen nichts unnöhtiges beygebracht. Er zeige es, sagt er, Herr Magister, oder lasse die Professores der Beredsamkeit ungehofmeistert. Und endlich beschwert er sich in der 22sten und letzten Kappe, daß man in seinem Heldengedichte seinen Sinn überall verdrehet; weswegen er auch den Herrn von Bockshorn mit dem Namen: Herr von Drehsleicht, beleget."

„In der Abfertigung der niedersächsischen Nachrichten frohlocket er darüber, daß der Briontes in Sachsen bey 30 rheinischen Goldgülden confiscirt, und prahlt, daß ein gewisser Freund, dessen Brief an ihn er ganz einrücket, ein herzliches Mitleiden mit ihm trage." Mehr mag ich daraus nicht anführen. Ich übergehe auch die

Abfertigung der schwäbeckischen Zeitungen, oder des hamburgischen Correspondenten, mit Stillschweigen. Der Schluß der ganzen Schrift ist aber gar zu pośirlich, als daß ich meinen Lesern das Vergnügen nicht gönnen sollte, denselben ganz zu lesen.

„Nun trete ich," spricht der Herr Professor Philippi, „von dem Kampfplatze wieder ab, auf welchem ein vor allemal gewesen. Meine Gegensalve ist nun geschehen, und wünsche, daß es bey diesem einzigen Treffen sein Bewenden haben möge. Ich neige zum Frieden, nicht aus Furcht vor dem Feinde, sondern aus Liebe zur Ruhe. Ich will denen Grossen nachahmen, die auf Friedensschlüsse denken, ob sie gleich noch so wohl gerüstet sind. Ja wenn ich auch spräche, ich wollte am ersten die Feder niederlegen, dürfte mich des nicht schämen."

„Das geschehene sey also geschehen, und so gut als vorbey. Ich versichere meine Gegner, daß ich mit aller Aufrichtigkeit sie lieber als Freunde und Gönner, als zu Gegnern, haben möchte. Einem Widersacher, der Kräfte hat, einem zu schaden, trägt man gerne Freundschaft an. Noch mehr aber, wenn man selbst vor seine Gegner

Hochachtung hat. Erfolgt ihre Freundschaft, so soll alles vergessen seyn. Wo aber nicht, so soll mein Wahlspruch seyn:

O ihr Zeiten! die verlaufen,
Könnt' ich euch mit Gold erkaufen!
Wie werd't ihr, aus Unbedacht,
Oft unnützlich zugebracht!
Ihr verschwend'ten Augenblicke
Mäßigt künftig euren Schritt;
Ja, wenn's möglich, kommt zurücke,
Und bringt manchem Weisheit mit.

So viel für diesmal."

Beweis, daß der Herr Professor Philippi diese Schrift nicht gemacht.

Dieses ist der Inhalt der saubern Schrift, die der Herr Professor Philippi zu seiner Vertheidigung verfertiget haben soll. Aber wer siehet nicht, daß ein so unförmliches Gewäsche unmöglich aus der Feder des Herrn Professors geflossen seyn könne? Ich getraue mir klärlich darzuthun, daß seine Feinde Urheber davon sind. Denn diese Spötter haben ihre Absicht nicht so sehr verbergen können, daß man dieselbe nicht merken sollte. Sie machen den Herrn Professor Philippi gar zu einfälitg. Um dieses zu bewei-

sen, will ich nicht reden von dem läppischen Titel, den man den Verantwortungen in dieser Schrift giebt, indem man sie Kappen nennet. Ich will nicht anmerken, daß es im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, daß der Herr Professor Philippi den Verfasser des Briontes, und den Urheber des Sendschreibens der fünf Schwestern, für eine Person halte. Von so stumpfen Gaumen ist der Herr Professor Philippi nicht; und ich bin versichert, daß niemand den Unterscheid dieser zwo Satyren besser fühlet, als er. Ich will nicht sagen, daß es lächerlich sey zu glauben, daß der Herr Professor Philippi seinen unbekannten Verfolger aus keiner andern Ursache Herr von Bockshorn nenne, als weil in dem Schreiben des Ritters Clifton an den Samojeden von einem Thiere mit Bockshörnern geredet wird. Der Herr Professor Philippi ist viel zu klug dazu. Ich will nicht weitläuftig ausführen, wie schimpflich es dem Herrn Professor Philippi, daß man ihn als einen Menschen vorstellet, der verwegen und boshaft genug, den so genannten Herrn von Bockshorn eines verdächtigen Umganges mit dem Frauenzimmer überhaupt, insonderheit aber mit der Dorilis, zu beschuldigen, und ihn einen grossen Jungfern-

knecht zu nennen, ob er gleich denselben nicht kennet, und weder von dessen Namen und Stande, noch von dem Orte seines Aufenthalts, die geringste zuverläßige Wissenschaft hat. Man siehet wohl, daß der Herr Professor Philippi sich so weit nicht vergehen können, und man erkennet leicht die Sprache seiner Spötter, die nur Gelegenheit suchen, ihm ein so unbesonnenes Verfahren hoch aufzumutzen, ja vielleicht gar durch Vorwürfe dieser Art wehe zu thun. Ich will nicht sagen, wie unglaublich es sey, daß der Herr Professor Philippi seinen Feind einen Finkenritter, und pusillum corpus nennen können. Er weiß zu leben, und ist viel zu wohl erzogen, als daß er, wenn man mit ihm scherzet, anfangen sollte zu schimpfen. Ja diejenigen, so die Ehre haben, ihn zu kennen, versichern mich alle einmüthiglich, daß niemand wichtigere Ursachen habe, keinem Menschen seine kleine Statur vorzuwerfen, als eben der Herr Professor Philippi. Ich will alle diese verdächtigen Stellen mit Stillschweigen übergehen, und nur meine Leser bitten, mit mir zu betrachten, wie elend die Verantwortungen, oder Kappen, an sich selbst gerathen sind. Es sind dieselben so albern und lächerlich, daß es viel seyn

müßte, wenn sie wirklich von dem Herrn Professor Philippi herrühren sollten. Ich glaube es nicht, und will von meinem Glauben Rechenschaft geben. Ich werde, was ich zu dem Ende sage, in gewisse Anmerkungen einschlißen.

1. Ist es unglaublich, daß der Herr Professor Philippi, wenn er den Titel seiner sechs deutschen Reden rechtfertigen wollen, dieses auf eine so erbärmliche Art gethan haben würde, als in der Schrift geschehen ist, die er verfertiget haben soll. Der Verfasser des Briontes hatte in diesem Titel eine kleine Prahlerey angemerket, weil der Herr Professor Philippi sich einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit gerühmet. Dieser Vorwurf eines Selbstlobes wird nun in den so genannten Kappen auf folgende Art abgelehnet. Es heißt: Der Verleger habe, ohne des Herrn Philippi Wissen, den Titel so prahlerisch eingerichtet. Der Fehler wird also gestanden, und die Schuld auf den Verleger geschoben. Ich will nicht untersuchen, wie weit diese Ausflucht gelten könne. Es ist eben nicht schlechterdings unmöglich, daß ein Verleger sich diese Freyheit nehme. Aber das kann ich nicht verdauen, daß der Herr Professor Philippi, ob er sich gleich erst auf eine

gar sittsame Art entschuldiget; doch hernach ganz trotziglich sagt: Er sey einmal Professor der Wohlredenheit, und sein Amt verbinde ihn, so von seiner Beredsamkeit zu reden, als er auf dem Titel seiner sechs deutschen Reden gethan. Dieses klingt ganz anders, widerspricht dem vorigen, und macht die Ausflucht zunichte. Ist es nün wohl wahrscheinlich, daß der Herr Professor Philippi so unbedachtsam würde geredet haben? Doch auch dieses mag hingehen. Ich will es für möglich halten, daß der Herr Professor Philippi sich befugt achtet, die Titel seiner Schriften etwas hochtrabend einzurichten: aber laßt uns die Gründe hören, warum er so denken soll. Die allgemeine Gewohnheit, die Bücher mit blendenden Titeln zu zieren, kann unmöglich diese Thorheit rechtfertigen; weil vieles gebräuchlich, und doch unrecht ist. Dieses weiß der Herr Professor Philippi unstreitig; und man will uns doch glaubend machen, daß er unbescheiden genug sey, von seinen Lesern zu verlangen, seine Prahlerey für keine Prahlerey zu halten, weil das Prahlen mode ist. Das ist, deucht mich, etwas zu plump. Besser läßt es sich noch hören, wenn man in den Kappen sagt: Es sey kein Selbstlob, wenn ein Scribent die Absicht

seiner Abhandlung auf dem Titel ausdrücke. Aber auch in diesen Worten steckt eine Sophisterey, die so merklich ist, daß ich nimmer glauben kann, daß der Herr Professor Philippi fähig sey, sich derselben zu seiner Rechtfertigung zu bedienen. Der Herr Professor Philippi weis gar zu wohl, daß es nicht einerley ist, die Absicht seiner Abhandlung schlechtweg auszudrücken, oder von seiner Schrift auf dem Titel solche Dinge zu sagen, aus welchen folget, daß sie ohne Fehler, und die vortrefflichste in ihrem Geschlechte sey. Man kann also mit Fug zweifeln, ob der Herr Professor Philippi sich, wie in den Kappen geschiehet, auf diejenigen würde berufen haben, die ihre Bücher gründliche Erläuterungen und vernünftige Gedanken betiteln. Das Lob, so in diesen Titeln steckt, ist so gar groß nicht, daß man es sich nicht selbst ohne Prahlerey beylegen könnte. Gründlich und vernünftig muß ein jeder schreiben. Wer es thut, der thut, was er zu thun schuldig, und ist ein unnützer Knecht. Wer demnach schreibet, der muß voraus setzen, daß er im Stande sey, gründlich und vernünftig zu schreiben. Hat er andere Gedanken von sich, so muß er gar nicht schreiben. So bald also einer die Feder ergreift, so giebt er stillschweigend zu

verstehen, daß er sich einbilde, er schreibe gründlich und vernünftig. Er kann dieses auch, wenn er will, laut sagen, und prahlt nicht, so lange er seiner Schreibart nicht Vortreflichkeiten und Eigenschaften beyleget, die das übersteigen, was man insgemein gründlich und vernünftig nennet. Wer dieses letzte thut, giebt einen übelen Begriff von seinem Verstande. Elende Scribenten bilden sich ein, daß sie natürlich, männlich und heroisch schreiben; vernünftige Leute hergegen glauben nur, daß sie vernünftig schreiben. Un esprit mediocre croit écrire divinement, un bon esprit croit écrire raisonnablement *). Was ich hier schreibe, hat der Herr Professor Philippi lange gewußt, und sieht also den Unterscheid zwischen dem Titel seiner sechs deutschen Reden und dem Titel eines Buchs, von dem nur bloß gesaget wird, daß es vernünftig, gar zu tief ein, als daß man glauben könnte, er habe seine Vergehung auf eine so unzulängliche Art rechtfertigen wollen. Wie können denn seine Verfolger hoffen, man werde sich von ihnen weiß machen lassen, er sey so gar verblen-

*) La Bruyere dans ses Caracteres. Chap. des Ouvrages d'esprit.

det, daß er, sich auf das Exempel des Herrn von Bockshorn zu berufen, kein Bedenken trage. Ein Kind siehet, daß der Herr von Bockshorn nicht im Ernst, sondern nur dem Herrn Professor Philippi seine Prahlerey stillschweigend zu erkennen zu geben, die Worte natürlich, männlich und heroisch auf dem Titel seiner Satyre gesetzet hat; und der Herr Professor Philippi sollte so unglücklich seyn, daß er dieses nicht sähe? Er müßte auf den Fall allen Witz verlohren haben. Damit man dieses von ihm denken möge, bringen seine Gegner so elende Dinge vor, und legen ihm Worte in den Mund, die man kaum von einem Blödsinnigen vermuhten sollte. Dieser Streich gefällt mir nicht, und giebt zu erkennen, daß die Feinde des Herrn Professor Philippi ihren eigenen Vortheil nicht kennen. Sie verrahten sich nicht allein dadurch; sondern beschimpfen sich auch selbst. Denn was wäre es ihnen nicht für eine Schande, daß sie sich mit dem Herrn Professor Philippi abgegeben haben, wenn er so gar unerträglich albern wäre, als sie ihn vorstellen?

II. Ist es unglaublich, daß der Herr Professor Philippi die Anfangsworte des Briontes; Es lebe der Herr Professor Philippi! hoch!

auf eine so grobe Art parodiret habe. *Pereat*, heißt es in den Kappen, der niedersächsische Pasquillant! tief! Ein jedes Wort dieses grimmigen Seufzers ist so beschaffen, daß der Herr Professor Philippi ein ganz anderer Mann seyn müßte, als er ist, wenn er sich desselben bedienet. Er ist ein guter Christ, und weiß, daß man auch denen, die uns fluchen, geschweige einem Menschen, der uns segnet, nicht fluchen müsse. Wie kann er dann pereat sagen? Er weiß, daß es unrecht ist, und hat so viele Proben seiner Gottesfurcht gegeben, daß man nicht Ursache hat, von ihm zu glauben, er sey so rachgierig, daß er darüber die nöhtigsten Pflichten eines guten Christen vergesse, von denen er so wohl unterichtet ist.

Das Wort: Niedersächsisch, kann gleichfalls nicht von dem Herrn Professor Philippi seyn. Er weiß gar zu wohl, daß der Satansengel, der ihn mit Fäusten schlägt, nicht in Niedersachsen ist. Man merke daher die List dieses Menschen, der durch das Wort: Niedersächsisch, den Herrn Professor Philippi in die weite Welt schicken will, um in entfernten Ländern seinen Verfolger zu suchen, der ihm doch ganz nahe ist, und den der Herr Professor vielleicht für seinen Freund hält.

Noch weniger aber ist zu glauben, daß der Herr Professor Philippi seinen Feind für einen Pasquillanten halte. Ein solches Scheltwort schickt sich nicht in den Mund eines grossen Rechtsgelehrten, den die Halsgerichtsordnung gelesen, und vielleicht andern schon oft erkläret hat, was libellus famosus sey. Die Einfältigen meynen, daß eine Spottschrift, deren Verfasser seinen Namen nicht genennet, ein Pasquill sey. Aber ein Gelehrter ist so unwissend nicht, zumal wenn er selbst die Gesetze erkläret. Es ist also offenbar, daß die Feinde des Herrn Professor Philippi in der lächerlichen Parodie den Verfasser des Briontes aus keiner andern Ursache einen Pasquillanten genennet haben, als damit man glauben möge, der Herr Professor Philippi sey dumm genug, ihn dafür zu halten. Es ist Wunder, daß sie nicht gar gedichtet, der Herr Professor Phillippi halte seinen Feind darum für einen strafbaren Lästerer, weil er ihn mit einem Geschrey, und zwar in einer Versammlung, beschimpfet; dieser Einfall hätte sich nicht übel zu der Parodie geschicket, und noch durch ein Gesetz beschöniget werden können. Denn *Ulpianus* sagt *l.* 15. §. 11. 12. *ff. de Injur. et Fam. lib.* ausdrücklich: - - - *appa-*

ret, non omne maledictum convicium esse, sed id solum *quod cum vociferatione dictum est.* Sive unus, sive plures dixerint, *quod in cœtu dictum est, convicium est.* Was hätten sie nicht über diese so tröstliche Stelle dem Herrn Professor Philippi für gravitätische Thorheiten sagen lassen können? Und in der That wäre ihr Betrug wahrscheinlicher geworden, wenn sie den Herrn Professor Philippi hätte mit Gesetzen um sich werfen lassen. Zum wenigsten hätte sich dieses für einen Rechtsgelehrten besser geschickt, als daß der Herr Professor Philippi, wie in folgenden geschicht, auf das hällische Gesangbuch trotzet, und in seiner Noht ein Weihnachtlied anstimmet. Doch ich gehe weiter, und merke nur noch dieses kürzlich an, daß auch das einzige Wörtlein: Tief! zeige, daß der Herr Professor Philippi keinen Theil an der läppischen Parodie habe. Dieser berühmte Mann hat, in einer von seinen sechs deutschen Reden, so gelehrt, gründlich und scharfsinnig von dem Wörtlein: Hoch! gehandelt, daß es ein Wunder wäre, wenn er nicht sollte gesehen haben, das der Anhang: Tief! in dieser Parodie nicht das Gegentheil von dem Worte:

Hochl ausdrüken könne, in was vor einem Verstande man es auch nehme.

III. Ist es unglaublich, daß, wann der Herr Professor Philippi wuklich Urheber der Kappen, er, nachdem er so böse und trotzig gethan, gleich darauf eine Entschuldigung würde vorgebracht haben, die so gut, als eine förmliche Beichte. Denn so läßt man ihn §. 11. sagen: Er habe die erste Rede vier Jahr vorher, ehe er Professor geworden, gehalten, und ja in den vier Jahren in der Beredsamkeit zunehmen können. Der Herr Professor Philippi würde unmöglich so geredet haben. Er hätte vorher gesehen, daß seine Feinde ihm ganz höhnisch antworten würden: „Sie sähen wohl, daß er, wie er seine erste Rede gehalten, noch nicht weit in der Redekunst gekommen gewesen; sie glaubten auch, daß er, wie er sage, in vier Jahren an Beredsamkeit zunehmen können. Allein sie beklagten, daß es nicht geschehen.“ Und überhaupt lautet wohl die ganze Entschuldigung nicht viel besser, als wenn der Herr Professor gesagt hätte: Ich habe es so gut gemacht, als ich gekonnt. Man halte mir meine Schnitzer zu gute. Ich war zu der Zeit noch ein Säugling in der Redekunst, und lallete noch. Ich

will es inskünftige besser machen. Und in der That haben seine Feinde sich nicht gescheuet, ihn als einen Mann vorzustellen, der mit einem ziemlichen Stolze eine so ausserordentliche Demuht zu verknüpfen fähig sey. Er bekennet in den Kappen, daß er die Redekunst vor diesem nur als ein Nebenwerk getrieben habe, und verspricht, er wolle sie ins künftige sein Hauptwerk seyn lassen. Dieses heisset Besserung angeloben, und wer das thut, der erkennet seine Schwachheit. Wer aber sein Elend erkennet, der prahlt nicht, der schilt nicht, der stellet sich nicht an, als wenn er noch Recht übrig hätte. Da nun aber in den so betitelten Kappen der Herr Professor Philippi bald groß und böse thut, bald seine Sünde bekennet, und zu der Barmherzigkeit seiner Richter seine Zuflucht nimmt: so kann er diese Kappen unmöglich verfertiget haben. Die sind und bleiben ein Werk seiner Feinde, die den Herrn Professor Philippi mit aller Gewalt zu einem Menschen machen wollen, mit dem man Geld verdienen könnte.

Indem ich dieses sage, will ich nicht leugnen, daß das Bekenntniß, so man dem Herrn Professor in den Mund leget, sich gar wohl auf seinen Zu-

stand

stand schicke, wenn man es ausser dem Zusammenhange mit dem Reste der Kappen ansiehet: ich will auch zugeben, daß die Spötter seine jetzigen Gedanken gar glücklich ausgedrücket; weil ich die feste Vermuhtung habe, daß der Herr Professor auf seine Besserung eifrig bedacht ist: Aber darum kömmt es mir doch nicht wahrscheinlich vor, daß er seine Fehler so öffentlich sollte bekannt haben. Dieses wäre ein Grad der Selbstverleugnung, den man von dem Herrn Professor Philippi im Anfange seiner Besserung nicht vermuhten und ohne Unbilligkeit nicht verlangen kann. Die Kirche verlanget von öffentlichen Sündern auch eine öffentliche Busse; aber die gelehrte Welt verfährt so scharf mit denen bösen Scribenten nicht. Sie ist zufrieden, wenn diese Sünder nur ihre Thorheiten insgeheim beweinen.

IV. Ist es unglaublich, daß der Herr Professor Philippi, wenn er die Kappen gemacht hätte, sich, wegen Vertheidigung seiner Redensart von Flämmlein aus göttlicher Flamme, so viel unnütze und lächerliche Mühe würde gegeben haben. Denn wer hat jemalen diese Redensart angefochten? Und kann man sich also des Lachens wohl erwehren, wenn man siehet, wie sauer

es sich der Herr Professor Philippi in den Kappen werden läßet, zu beweisen, daß in der Theologie die Worte: Feuer, Licht und Flamme, in einem verblümten Verstande gebraucht werden? Gerade, als wenn ihm dieses jemand geleugnet hätte. Der Herr von Bockshorn hat es zum wenigsten nicht gethan, und es müßte einer sehr einfältig seyn, wenn er nicht beym ersten Anblicke ersähe, daß alles, was der Verfasser des Briontes von der poßirlichen Anrede an die Gottesfurcht saget, da hinaus läuft, daß der Herr Philippi, indem er ganz hoch und heroisch mit seinem Flämmlein aus göttlicher Flamme reden wollen, in einen ungeheuren Galimathias verfallen sey, und niemand, ja vielleicht er selbst nicht, wissen könne, was er haben wolle. Darauf gründen sich alle seine Spöttereyen; und hat er den Titel von Flämmlein aus göttlicher Flamme, den der Herr Professor Philippi der Gottesfurcht beyleget, einigemal wiederholet: so hat er es unstreitig nur darum gethan, weil es ihm lächerlich vorgekommen, daß der Herr Professor Philippi sein verworrenes Gewäsche mit einem so prächtigen Titel angefangen, der wegen der ihn begleitenden Thorheiten selbst poßirlich klinget; nicht aber in der Absicht, daß er

leugnen wolle, es sey erlaubt, die Gottesfurcht eine Flamme, ein Licht, ein Feuer zu nennen, und ihr einen himmlischen Ursprung zuzuschreiben.

Ich bekümmere mich wenig darum, ob der Verfasser des Briontes von der philippischen Anrede an das Flämmlein aus göttlicher Flamme recht geurtheilet hat, oder nicht. Das mag der Herr Professor Philippi, wenn er Lust hat, mit ihm ausmachen. Ich sage nur, daß seine Absicht keine andere sey, als über das, seiner Meynung nach, unverständliche Geschwätz des Herrn Philippi zu spotten. Dieses hat der Herr Professor Philippi unstreitig begreifen müssen; weil er lesen kann: denn diesen Ruhm werden ihm doch seine Feinde noch lassen. Wie ist es denn glaublich, daß er, wenn er ja seine Ehre retten wollen, nichts sollte vorgebracht haben, das wider den Verfasser des Briontes wäre, sondern daß er ohne Noht seine Bibel und sein Gesangbuch mühsam würde durchgeblättert haben, um eine Sache zu beweisen, über welche niemand mit ihm streitet? Wie gerne sähen es seine Feinde, wenn wir ihm diese Einfalt zutraueten! Aber ich für meine Person kann mich so weit nicht überwinden, und ärgere mich, wenn ich sehe, daß diese Spötter so

unverschämt sind, daß sie der Welt weiß machen wollen, der Herr Professor Philippi würde sich eben nicht entziehen, seine wunderliche Anrede an die Gottesfurcht damit zu entschuldigen, daß er, wie sein Concept ausweise, seine Rede kurz nach der Königinn Tode, und also in der ersten Bewegung des Schmerzens hätte gehalten: Da ich doch versichert bin, daß der Herr Professor Philippi gar wohl siehet, daß seine Feinde über eine so kahle Entschuldigung nur frohlocken, und sagen würden: „Wir glauben gerne, daß der Herr Professor nicht bey sich selbst gewesen, als er seine Rede verfertiget hat; und darum ist sie auch so übel gerahten. Er besinne sich auf ein andermal erst, wenn er schreiben will.“ Eben eine solche Antwort würde er zu gewarten haben, wenn er, wie in den Kappen unter seinem Namen geschiehet, sich damit retten wollte, daß er seine Rede lange vorher geschrieben habe, ehe er Professor geworden. „Es mag ihm denn,“ würden seine Feinde sprechen, dieses mal hingehen; aber mache er es auf ein andermal besser.“ Da nun die in den Kappen vorkommende Vertheidigung des Puncts von dem Flämmlein aus göttlicher Flamme so schwach, und dem Herrn Professor Philippi

so schimpflich ist: so müßte man einen sehr üblen Begriff von ihm haben, wenn man glauben wollte, sie sey aus seinem Gehirn gekommen.

V. Halte ich den Herrn Professor Philippi für viel zu klug, als daß er glauben sollte, es sey möglich, daß ein König in Frankreich das Salische Gesetz abschaffen könne, es sey nun mit oder ohne Einwilligung des Parlaments. Dieses ist ein Fund seiner Feinde, um ihn als einen Menschen abzubilden, der zwar siehet, daß er geschläget hat, und sich schämet; der aber doch so halsstarrig ist, daß er lieber noch eine Thorheit vorbringet, als seinen Fehler gestehet. Ich übergehe mit Stillschweigen, daß man gar in den Kappen dem Herrn Professor Philippi Schuld giebet, er habe nicht geringe Lust zu leugnen, daß er jemalen gesagt, die französischen Prinzeßinnen könnten noch wohl einmal, wenn kein Dauphin käme, zur Krone gelangen. Dieser Betrug fällt gar zu sehr in die Sinne, und ich glaube, daß niemand dem Herrn Professor Philippi eine so eiserne Stirn zutrauen werde.

VI. Glaube ich nicht, daß der Herr Professor Philippi zu Vertheidigung des Ausdruckes von verschmachtenden Augen so unnütze, läppi-

sche Dinge würde vorgebracht haben. Z. B. ein Bürger in Hamburg oder Lübeck, wo man keine Landesmutter habe, könne nicht wissen, wie nahe einem sächsischen Patrioten der Verlust seiner Landesmutter gehe. Dieses heisset nichts gesagt, und wird nicht eher gelten, als bis man wahrscheinlich macht, daß der Herr von Bockshorn, wenn er sagt, er könne die Verschmachtung der Augen nicht begreifen, dadurch zu verstehen geben wolle, er könne nicht begreifen, wie es möglich sey, daß man über den Tod einer Landesmutter so viel Betrübniß empfinde. Ich bin versichert, daß der Herr Professor Philippi dieses nicht glaubt, sondern wohl siehet, daß der Verfasser des Briontes nur bloß das Wort: verschmachtend, an diesem Orte tadeln will, und vermuhtlich in der Einbildung stehet, die Verschmachtung sey eine Wirkung des Durstes, und nicht der Traurigkeit. Er kann also nicht so ausgeschweifet haben, als der Spötter, der die Kappen gemacht hat, es uns einbilden will; aber dieser hat, um sich zu verbergen, und seines Vortheils wegen abermal die Gelegenheit ergriffen, von Hamburg und Lübeck zu schwatzen, den Herrn Professor Philippi theils zu verwirren, theils als einen verworrenen Kopf vorzustellen.

Aus gleich böser Absicht hat er nicht versäumet, den Herrn von Bocksborn wiederum mit seiner Dorilis zu schreeren, und ihn der verschmachtenden Augen, die er oft gehabt, oder an seiner Göttinn wahrgenommen, auf eine höhnische Art zu erinnern, ohne zu bedenken, daß ihm nicht leicht jemand glauben werde, daß der Herr Professor Philippi, wenn er die Kappen gemacht, von den in Thränen schwimmenden und gebrochenen Augen der Traurigen, auf die verschmachtende Augen

. . . oculosque in luce trementes *).

der Verliebten verfallen seyn würde, bloß aus einer unbändigen Begierde, seinem ihm ganz unbekannten Feinde, durch eine verwegene Beschuldigung einer Liederlichkeit, wehe zu thun. Ob übrigens der Ausdruck von verschmachtenden Augen deutsch oder undeutsch sey, das geht mich nicht an.

VII. Gebe ich meinen Lesern zu bedenken, ob es nicht wider alle Wahrscheinlichkeit sey, daß der Herr Professor Philippi dasjenige geschrieben, was zur Vertheidigung der Ohnmacht gesagt wird, die dem Herrn Professor Philippi angewandelt. Man

*) Juvenalis Sat. VII.

spricht: es sey kein Ernst damit gewesen. Wie kann aber der Herr Professor Philippi dieses sagen, da er doch in einer eigenen Anmerkung, als etwas besonders, erzehlet, daß ihm die Ohnmacht von ohngefehr angewandelt, und also nicht gekünstelt gewesen? Ist es glaublich, daß der Herr Professor es übel nehmen könne, wenn man seinen Worten trauet, und ihm die Ehre thut, zu glauben, daß er nicht leicht ohne alle Noht eine Unwahrheit sagen werde? Ich kann mir nicht einbilden, daß der Herr Professor Philippi so gar unvernünftig ist. Ich glaube vielmehr, er würde, wenn er für gut befunden, wider den Herrn von Bockshorn zu schreiben, diesem Spötter durch vernünftige Gründe bewiesen haben, daß eine verstellet Ohnmacht eines Redners keine Gaukeley und kein Comediantenstreich sey. Aber zu dem Ende würde er sich nicht auf das Exempel der Esther berufen haben. Denn die Ohnmacht dieser Königinn war ungekünstelt, und zu dem stand Esther nicht auf dem Catheder. Noch weniger würde er den rasenden Schluß gemacht haben: Kann der Herr von Bockshorn auf einem Beine hüpfen; so kann ich auch wohl, wenn es mir beliebt, in Ohnmacht fallen. Denn der Herr Pro-

fessor Philippi siebet wohl, daß der Verfasser des Bronteo ihn durch sein Käpfen auf eine flantische Art überführen wollen, daß ein vernünftiger Redner kein Gaukler seyn, und folglich nicht zum Scherz in Ohnmacht fallen müsse. Indessen steht dieser abentheuerliche Schluß in denen Kappen, mit welchen man sich, als mit einer Schutzschrift des Herrn Professor Philippi, trägt; und dieses einzige ist hinlänglich, alle vernünftige Leute zu überführen, daß diese Kappen nicht von dem Herrn Professor Philippi zugeschnitten seyn können.

VIII. Ist die Entschuldigung der heidnischen Redensarten von unterirdischen Grotten, und dem Reiche der Todten so albern, daß ich mich entsehe, zu glauben, daß der Herr Professor Philippi sich derselben bedienen können. Er habe sich, läßt man ihn in den Kappen sagen, nach dem Begriffe seiner Zuhörer richten müssen, die damalen die Gespräche im Reiche der Todten alle gelesen. Suchte sich der Herr Professor Philippi wirklich durch ihre Ausflucht zu retten; so würden seine Feinde ihm antworten: er schwärme: und sie hätten Recht. Denn was konnte es seinen Zuhörern für einen Trost geben, daß er, ob er gleich ein Christ war, von dem Zustande der

Seligen nach dem Tode auf eine heidnische Art redete? Sollte es dienen, ihnen einen rechten Begriff von diesem beglückten Zustande zu geben, oder sollte es ihnen den Verstand der Gespräche im Reiche der Todten erleichtern? Beydes ist gleich unmöglich, und gleich unvernünftig. Doch ich merke die Absicht der Spötter wohl. Sie wollen nicht nur den Herrn Philippi lächerlich machen, sondern auch der Gesellschaft, in welcher er seine Rede gehalten, einen Stich geben; darum mahlen sie dieselbe als eine Versammlung von Leuten ab, die sich an solchen Schriften erquicken, welche nur von Halbgelehrten hochgehalten werden.

IX. Ist es unglaublich, daß der Herr Professor Philippi das Herz würde gehabt haben, zu leugnen, daß er gesagt: der König von Pohlen werde nimmer sterben. Seine Worte sind viel zu klar. Er spricht: „Es sey nunmehro dasjenige aus dem Wege geräumt, so dem Könige den höchstverdienten Ruhm der Unsterblichkeit noch einigermaßen streitig zu machen geschienen.“ Er redet also nicht von dem Ruhm des Königes, sondern von dem Könige selbst. Denn der Ruhm des Königes würde doch unsterblich gewesen seyn,

wenn auch das Uebel, wovon die Rede ist, nicht aus dem Wege geräumet werden: und ein unsterblicher Ruhm und der Ruhm der Unsterblichkeit ist unmöglich einerley.

X. Merke ich an, daß es eine grosse Verwegenheit sey, daß man in den Kappen den Herrn Professor Philippi als einen Mann vorstellet, der um die offenbar kauderwelsche Redensart: entbehrlicher Rest, zu rechtfertigen, wohl so weit verfallen könne, daß er vorgebe: Rest bedeute bey uns auch ein Stück oder Theil. Gerade, als wenn der Herr Professor Philippi seine Muttersprache so wenig verstände, daß er glaube, man würde merken, was er haben wolle, wenn er über Tisch spräche: gebt mir einen Rest Brodt, einen Rest Fleisch, u. s. w. Ein Fenster Bier würde kaum lächerlicher lauten. Ein Rest ist freylich ein Theil; aber ein jedes Theil eines Ganzen ist nicht gleich ein Rest. Der Verfasser des Brontes ist so gut gewesen, und hat dem Herrn Professor Philippi gesagt, was eigentlich ein Rest sey. Ich glaube daher nicht, daß dieser ehrliche Mann Lust habe, seinen Fehler zu beschönigen. Er bereuet ihn.

XI. Klingt es läppisch, wenn in den Kappen

als was besonders gesagt wird, die Unterlegung der Herzen auf dem Wege, den der König gereiset, sey nicht nach dem Buchstaben zu verstehen. Denn wer thut das? Der Verfasser des Brionnes spottet nur darüber, daß der Herr Professor Philippi, nachdem er die Herzen der Unterthanen in Steine verwandelt, und den Weg damit gepflastert hat, von dem Könige verlanget, er solle geruhen, sich darauf zu lagern. Er meynt, es sey eine Unbescheidenheit, dem Könige zuzumuhten, daß er aus dem Wagen steigen, und sich auf die auf dem Wege liegende Herzen legen solle: Er lacht über dieses Zumuhten, und es ist zu glauben, daß der Herr Professor Philippi ihm seinen Scrupel ganz anders würde benommen haben, als durch die ungereimte Erinnerung, man müsse die Unterlegung der Herzen nicht nach dem Buchstaben verstehen.

XII. Erhellet die Unmöglichkeit, daß der Herr Professor Philippi die Kappen gemacht haben könne, vornehmlich aus der Stelle, da sein Gleichniß von dem wunderbaren Steuermanne vertheidiget wird, der auf Schiffen vom ersten Range das Wasser mit einem Ruder durchschneidet. Man stellet ihn als einen Men-

schen vor, der, ob er wohl seine Thorheit nicht leugnen, und auf keine Weise rechtfertigen kann, dennoch von einem so lächerlichen Eigensinne ist, daß er sich lieber durch die abgeschmacktesten und kaltesten Spöttereyen noch verächtlicher machen, und gar in den Verdacht eines verrückten Gehirnes setzen, als sein Verbrechen erkennen will. Wer zweifelt, ob ich hier den Character recht ausgedrückt habe, den man dem Herrn Professor Philippi in den Kappen beyleget, der lese den erstaunenswürdigen Einfall von einem Stücke Pökelfleisch, das jener höher gehalten, als Ambra, und sage mir denn, ob er begreifen könne, was man damit haben wolle. Es leuchtet daraus ein Stolz hervor, den man von einem so sehr gedemühtigten Scribenten nicht vermuhten kann. Hier sieht man die Klauen seiner Feinde, die ihm die wahnsinnigsten Grillen in den Mund legen, um ihn immer lächerlicher zu machen.

XII. Ist es nicht wahrscheinlich, daß der Herr Professor Philippi Urheber der Kappen sey, weil auf dem Titel dieser Schrift der Briontes eine confiscirte Satyre genennet, und in der Anzeigung der niedersächsische Nachrichten gesagt wird, daß die erwehnte Satyre in

Sachsen bey 30 rheinische Goldgülden zu verkaufen verboten worden. Dieses ist eine Unwahrheit, die der Herr Professor nimmer gesaget haben kann. Wir wissen hier in Dresden selbst von einem solchen Verbote, und von der Confiscation nichts. Der Herr Professor Philippi ist so nahe bey Leipzig, daß er leicht wissen kann, was da vorgehet. Hat er aber jemalen gehöret, daß man Bedenken getragen, den Briontes zu verkaufen? Und wie ist es denn möglich, daß er eine Sache für geschehen ausgeben sollte, an welche niemand gedacht, noch denken können; weil der Briontes nichts in sich hält, das die Einsicht der Obrigkeit verdiente? Man kann also dreiste sagen, daß auch diese Unwahrheit auf die Verunglimpfung des Herrn Professor Philippi abziele, und daß seine Feinde dieselbe aus keiner andern Ursache in ihre lächerlichen Kappen mit einfliessen lassen, als um dadurch zu verstehen zu geben, der Herr Professor sey so einfältig, daß er glaube, der Briontes verdiene confisciret zu werden, und boshaft und unverschämt genug zu sagen, er sey wirklich confiscirt, ob es gleich nicht geschehen.

XIV. Bitte ich meine Leser, eine kleine Betrachtung über die artigen Namen anzustellen, die

dem Verfasser des Briontes in den Kappen gegeben werden. Können sie glauben, daß der Herr Professor Philippi der Erfinder davon sey: so will ich gerne gestehen, daß sie Leute sind, denen man einbilden kann, was man will. Allein ich habe ein besser Vertrauen zu ihnen. Ich bin fest versichert, daß sie eben so gut, als ich, sehen werden, daß die Urheber der Kappen die Regeln der Wahrscheinlichkeit nicht gröber übertreten haben, als eben in diesem Stücke. Sie nennen den Verfasser des Briontes bald Herr von Bocksborn, bald Monsieur Stax, bald Herr von Stolperleicht, bald Herr von Plumpjack, bald Herr von Drehsleicht, und meynen, daß so läppische Beynamen sich in dem Munde eines Lehrers der Wohlredenheit gar wohl schicken. Allein wer will ihnen glauben, daß der berühmte Lehrer, den sie beschimpfen wollen, von so niederträchtigem Gemühte und von so verderbtem Geschmacke sey, daß er sich durch so gemeine und abgeschmackte Beynamen den Pöbel gleich stellen, und durch solche Pickelheringspossen seinen Feinden die schönste Gelegenheit an die Hand geben wolle, über ihn zu lachen? Wenn der Herr Professor Philippi ein Handwerkspursche wäre: so möchte ihre Er-

findung noch einigen Schein haben, denn diese Leutlein sind grosse Liebhaber von solchen Raritäten, und Meister in der Kunst, solche Beynamen zu erdenken, weil zu keiner Sache weniger Verstand erfordert wird, als zu dieser. Allein Leute, welche ihr Stand und ihre Geburt nur einigermaßen vom Pöbel unterscheidet, haben einen Ekel an solchen Possen; und ich wollte also eher glauben, daß der Herr Professor Philippi ein falscher Münzer, ja daß er ein guter Poet sey, als daß ihm jemalen, auch nur im Traume, der Gedanke eingefallen sey, den Verfasser des Brontes Herr von Plumpsack zu nennen.

Ich schliesse hier meine Anmerkungen, und hoffe, daß keiner meiner Leser, wenn er das reiflich erwogen, was ich zur Vertheidigung des Herrn Professor Philippi gesagt habe, so leichtgläubig seyn wird, daß er sich von den Feinden des Herrn Professor Philippi bereden lassen sollte, dieser hällische Lehrer sey wirklich Urheber von den so genannten Kappen. Hat jemand noch einigen Zweifel, der nehme sich die Mühe, und sehe den Beschluß dieser Kappen nur einmal mit Bedacht an. Ich bin versichert, seine Scrupel werden verschwinden, und er wird mit Händen

greifen,

greifen, daß der Herr Professor Philippi die Kappen unmöglich gemacht haben könne. Denn wie scheußlich ist der Begriff nicht, den man uns in dem Schlusse dieser hämischen Schrift von der Gemühtsbeschaffenheit des Herrn Professors giebt? Er bittet um Friede, und trägt seinen Verfolgern Freundschaft an. Er thut es auf eine Art, daß man, er mag sagen, was er will, wohl siehet, daß er in tausend Aengsten sey, und für Furcht und Warten der Dinge, die da kommen sollen, nicht zu bleiben wisse. Man halte dieses Bezeigen gegen den Character, den man dem Herrn Professor Philippi in den Kappen beygeleget hat. In den Kappen ist der Herr Professor Philippi weit über seine Widersacher erhaben, er tanzet ihnen auf den Köpfen, und aus allem, was er sagt, leuchtet nichts, als Hochmuht, Trotz, Zorn, Rachgierde, Grobheit und eine grosse Verachtung seiner Feinde hervor. In dem Schlusse dieser Schrift hergegen krümmet sich der Herr Professor Philippi und fällt seinen Feinden zu Fusse. Er lässet nichts, als Demuht, Kleinmühtigkeit, Geduld und Friedfertigkeit von sich blicken. Er ist höflich, und bezeugt gegen seine Feinde eine

Hochachtung, von welcher man in seiner ganzen Schrift nicht die geringste Spur findet. Wie kann dieses mit einander bestehen? und sollte man nicht fast auf die Muhtmaßung gerahten, daß die Kappen und der Beschluß derselben nicht bey einem Meister gemacht worden; wenn man nicht augenscheinlich sähe, daß alles mit Fleiß so widersinnig eingerichtet, und die Absicht der Spötter keine andere sey, als den Herrn Professor Philippi zu beschimpfen? Sie bilden ihn als einen Menschen ab, der zu gleicher Zeit stolz und niederträchtig, trotzig und verzagt, zornig und geduldig, rachgierig und friedfertig, grob und höflich ist. Sie machen ihn also zu der unglückseligsten Creatur, die unter der Sonne lebt, und zu einem Menschen, der die grössesten Ursache von der Welt hat, den Tag seiner Gebuhrt zu verfluchen. Und diese gar zu hoch getriebene Spötterey macht alle ihre Bemühung zu nichte. Man merket ihre Schalkheit und trauet ihnen nicht. Denn wer will glauben, daß der Herr Professor Philippi sich in einem so elenden Zustande befinde? Glaubt man aber dieses nicht, so kann man auch nicht glauben, daß er Urheber von den Kappen sey.

### Ein Einwurf wird beantwortet, und gewiesen, daß der Herr Professor Philippi die Anmerkungen über das Zündelkind nicht gemacht.

Ich habe mir bisher alle Mühe von der Welt gegeben, den Herrn Professor Philippi von diesem, ihm so schimpflichen, Verdacht zu befreyen, und ich bilde mir ein, daß meine Arbeit nicht vergeblich seyn werde. Die Gründe, mit welchen ich bewiesen habe, daß der Herr Professor Philippi die Kappen nicht geschrieben, sind unumstößlich. Ich würde aber die gute Wirkung, welche sie, natürlicher Weise bey allen vernunftigen Leuten haben müssen, selbst hindern, wenn ich nicht einem Einwurfe begegnete, den man mir machen kann, und der einen grossen Schein hat. Man wird sprechen: Es sey umsonst, daß ich mich bemühe, dem Herrn Professor Philippi die Schrift: Gleiche Brüder, gleiche Kappen, abzusprechen; da er selbst, in seinen Anmerkungen über das Sendschreiben der fünf Schwestern, diese Mißgebuhrt für sein Kind erkenne. Der Herr Professor müßte es ja unstreitig besser wissen, als ich. Nun weiß ich wohl, daß das Send-

schreiben der fünf Schwestern unter dem Titel: Wunderseltsames Fündelkind, und mit Anmerkungen in öffentlichen Druck erschienen ist, die den Herrn Professor Philippi zum Urheber haben sollen. Ich weiß auch, daß der Herr Professor Philippi in einer dieser Anmerkungen sich auf die Kappen berufet, als auf eine Schrift, die er gemacht hat, und die er ehestens unter die Presse geben werde: allein darum glaube ich doch noch nicht, daß der Herr Professor Philippi wirklich so unbedachtsam gewesen, daß er durch eine so alberne Schutzschrift, als die Kappen sind, sich selbst so sehr beschimpfen und seinen Verfolgern ein Lachen zubereiten wollen. Man beweise mir erst, daß die Anmerkungen in der That von ihm sind, die dem so genannten Fündelkinde statt eines Gebuhrtsbriefes und Passes dienen sollen. Ich habe wichtige Ursachen, daran zu zweifeln. Wer versichert uns, daß auch die Herausgebung dieses Fündelkindes nicht ein Streich der Verfolger des Herrn Philippi sey? Können diese verwegenen Spötter den Gebuhrtsbrief, mit welchem dasselbe versehen ist, nicht eben so wohl geschrieben haben, als die Kap-

pen? Ja ich will ein hohes verwettet haben, wo sie es nicht gethan. Sie haben wohl vorher gesehen, daß ihre Betriegerey etwas zu plump, und niemand leicht glauben würde, daß der Herr Professor Philippi Urheber von den Kappen sey. Darum haben sie sich der List bedienet, erst das Fündelkind, als einen Vorläufer ihrer erdichteten Schutzschrift, in die Welt zu setzen, in denen, unter des Herrn Professor Philippi Namen, dazu gemachten Anmerkungen, gleichsam im Vorbeygehen, der Kappen, als einer Schrift des Herrn Professor Philippi, die bald das Licht sehen werde, zu erwehnen, und also der Mißgebuhrt und dem Wechselbalg, die sie dem Herrn Professer Philippi unterschieben wollten, den Weg zu bahnen: in der festen Hoffnung, es würde ein jeder diesen Wechselbalg für ein ächtes Kind des Herrn Professer Philippi halten, wenn dieser ganz unschuldige Mann nur einmal bekennet hätte, daß er Vater dazu sey.

Diese Muhtmaßung ist sehr wahrscheinlich, und ich werde noch mehr darinn bestärket, wenn ich die Kappen mit den Anmerkungen zu dem Fündelkinde zusammen halte. Kein Rabe ist

dem andern so ähnlich, als diese beiden Schriften. Zwar hat man es in den Anmerkungen über das Fündelkind so arg nicht gemacht, als in den Kappen; aber diese Anmerkungen mußten auch etwas erträglicher seyn, als die Kappen. Dieses erforderten die Regeln der Klugheit; weil sonst die Welt den Betrug gar zu bald gemerkt haben würde. Indessen haben sich die Spötter auch in den Anmerkungen über das Fündelkind nicht so sehr verstellen können, daß man ihre Schalkheit nicht merken sollte. Die poßirliche Vorrede, die läppischen Spöttereyen, und noch viele andere bedenklichen Ausdrückungen, die dem Herrn Professor Philippi wenig Ehre bringen, legen schon eine grosse Begierde an den Tag, den Herrn Professor lächerlich zu machen. Will man aber noch eine deutlichere Probe von dieser bösen Absicht haben: so betrachte man die elenden Knittelverse, welche die Urheber des Fündelkindes bey aller Gelegenheit, eben so wie in den Kappen geschehen, unter die kaltsinnigen Spöttereyen mengen, welche sie in des Herrn Professor Philippi Namen vorbringen. Sie werfen diesem ehrlichen Manne dadurch seine Reimsucht, auf eine hä-

mische Weise, vor, und geben allen Lesern, die den Herrn Professor Philippi für den wahren Urheber der Anmerkungen über das Fündelkind halten, Anlaß, wenn sie die Verse lesen, den Herrn Professor Philippi den andern Eumolpus zu nennen, und bey sich selbst zu denken: Consumta frigidissima urbanitate, rediit ad carmina sua *).

Ja was ist nicht für ein Abgrund von Bosheit in derjenigen Stelle verborgen, da sie den Herrn Professor Philippi sagen lassen: Es gehe ihm so, als allen grossen Geistern. Leibnitz und Thomasius hätten eben ihre Anfechtungen gehabt." Wie prahlhaft klinget dieses nicht? Ist es glaublich, daß der Herr Professor Philippi die Dreistigkeit würde gehabt haben, sich mit so grossen Geistern zu vergleichen, oder daß er sich selbst so wenig kenne, daß er zwischen der Operation, die der Verfasser des Briontes an ihm verrichtet hat, und dem, was einige Elende wider den Herrn von Leibnitz und den seligen Thomasius vorgenommen

---

*) Petronius.

haben, eine Aehnlichkeit finden sollte? Eine so hochmühtige Einbildung könnte vielleicht seinen Jammer auf einige Minuten lindern; aber in der That würde sie ihm doch noch mehr Verdruß zuwege bringen, und dem kleinen Faustulus beym Ausonius vollkommen ähnlich machen, der, wie er das Unglück hatte, von einer Ameise, die er ritte, abgeworfen, und da dieses kollernde Thierchen hinten ausschlug, so gefährlich beschädiget zu werden, daß er darüber seinen Geist aufgeben mußte, sich in seinem Letzten damit aufrichtete, daß er einen eben so schweren Fall gethan, als Phaeton:

Faustulus insidens formicae, ut magno elephanto
Decidit, et terrae terga supina dedit.
Moxque idem est ad mortem mulctatus calcibus ejus
Perditus ut posset vix retinere animam.
Vix tamen est fatus: Quid rides, improbe Livor?
Quod cecidi? cecidit non aliter Phaeton *).

*) Ausonius Epigr. CXV.

Es ist also unmöglich, daß der Herr Professor Philippi sich mit Leibnitzen und Thomasius könne verglichen haben. Es ist unmöglich, daß er Urheber der Anmerkungen über das Fündelkind sey; und dieses Fündelkind kann demnach keinen guten Einwurf wider die Gründe abgeben, durch welche ich bewiesen, daß der Herr Professor Philippi die Kappen nicht gemacht habe.

Meine Gründe beharren in ihrer Kraft, und niemand, der dieselbe gebührend einsiehet, wird sich durch die Feinde des Herrn Professor Philippi verleiten lassen, so übele Gedanken von diesem Manne zu haben, als man uns beybringen will. Der Betrug dieser frechen und listigen Spötter ist nunmehro glücklich entdecket, und niemand wird hinfort glauben, daß der Herr Professor Philippi die Anmerkungen über das Fündelkind und die Kappen verfertiget habe.

Ich habe es deutlich gewiesen, und mache mir die Hoffnung, meine Leser werden die Bosheit der Feinde des Herrn Professor Philippi mit mir verabscheuen. War es nicht genug, daß der Verfasser des Briontes diesen häßlichen Redner

seiner Ausschweifungen wegen gezüchtiget? Und ist es nicht was unerhörtes, daß man einem Manne, der in einer ansehnlichen Bedienung lebet, und los in Halle herum gehet, zu einer Zeit, da er vielleicht im Staube und in der Asche Buße thut, Schriften andichtet, aus welchen eine unglaubliche Hartnäckigkeit, und ein so grimmiger Aberwitz hervorleuchtet, daß ich wenigstens dem Herrn Professor Philippi nicht gerne begegnen möchte, wenn er sie gemacht hätte?

Herr Professor Philippi wird ermahnet, seine Ehre wider diejenigen zu retten, die ihm solche Schriften andichten.

Ich überlasse es dem erleuchteten Ermessen des Herrn Professor Philippi, was er für rechtliche Mittel zu Ahndung eines so grossen Frevels vorkehren will. Niemand wird es ihm verdenken, wenn er eine so grobe Beleidigung, und einen so strafbaren Mißbrauch seines berühmten Namens aufs höchste empfindet. Ein so ehrenrühriges Beginnen kann auch den Geduldigsten zum Zorne reizen, und der Eifer, den der Herr Professor Philippi wider die Kappen bezeugen muß, wo er nicht ganz unempfindlich ist, wird mich eben so

sehr belustigen, als seine Gelassenheit in Anse-
hung der Satyre Briontes. Diese Satyre
hielte nichts in sich, das dem Herrn Professor
Philippi an seiner Ehre schaden konnte. Allein
die Kappen, die abgeschmackten Kappen, die
thun ihm den Tod, und bringen ihm eine Schan-
de, die er nimmer wird abwischen können, wo er
die Meynung, daß er dieselbe wirklich gemacht,
einwurzeln lässet, und nicht, so bald seine Feinde
mit dieser Schandschrift hervorrücken, seine
Ehre rettet, und öffentlich bezeuget, daß er an
deren Verfertigung keinen Theil habe. Ein sol-
ches Bekenntniß wird demjenigen, welches ich zur
Vertheidigung des Herrn Professor Philippi ge-
schrieben habe, das rechte Gewicht geben, seine
Unschuld ausser Zweifel setzen, und seine Verfol-
ger beschämen.

## Beschluß.

Hier endige ich meine Schrift, die weitläufti-
ger geworden ist, als ich selbst vermuhtet habe.
Ich schmeichle mir, es so gemacht zu haben, daß
meine Leser, der Herr Professor Philippi und sei-
ne Verfolger mit mir zufrieden seyn können. Ich

unterrichte die ersten, vertheidige den andern, und bestrafe die letzten auf eine solche Art, daß sie die wunderlichsten Leute von der Welt seyn müßten, wenn sie sich über mich beschweren, und mich ihren Zorn empfinden lassen wollten. Ich bekenne, ich habe ihnen die Warheit ungeheuchelt gesagt; aber wie kann sie dieses verdriessen, da sie für Leute angesehen seyn wollen, welche die Wahrheit vor andern lieben? Die Unpartenlichkeit, die ich bezeiget, ist so groß, daß sie ihnen nohtwendig gefallen muß. Denn habe ich gleich die Bosheit getadelt, mit welcher sie sich der Bekehrung des Herrn Professor Philippi entgegen setzen; habe ich es ihnen vielleicht manchmal etwas zu hart verwiesen, daß sie durch die thörichten Schriften, so sie unter des Herrn Professor Philippi Namen in die Welt geschicket haben, und noch schicken werden, diesen betrübten Scribenten vollends zur Verzweifelung bringen wollen: so müssen sie hergegen auch bedenken, wie sauer ich es mir werden lassen, ihren Briontes wider die ungleichen Urtheile zu retten, die von ihm gefället worden sind. Es wäre viel, wenn sie mir meine Mühe mit Undank lohnen sollten. Indessen, wenn sie so un-

billig seyn wollen, so muß ich es mir gefallen lassen, und werde zufrieden seyn, wenn unpartenische Leser nur erkennen, daß die Satyre Brionles nicht mit Religionsspöttereyen angefüllet, daß sie nicht ehrenrührig, und folglich keine strafbare Schrift sey.

Ich habe für nöhtig erachtet, diesen bösen Wahn zu widerlegen, so wohl die Unschuld des Verfassers des Briontes zu retten, als auch den Herrn Professor Philippi vor der Verführung derer zu bewahren, die ihn vielleicht durch die schmeichelnde Einbildung, daß ihm in dem Briontes sehr zu nahe geschehen, und diese Satyre, ich weiß nicht wie, ehrenrührig, gottlos und strafbar sey, von Vollführung des wichtigen Werks seiner Bekehrung, in welchem er begriffen ist, abhalten, und durch ihr loses und dem Fleische angenehmes Geschwätz auf die unvernünftigen Gedanken bringen möchten, es sey nicht nur nöhtig, sondern auch möglich, daß er seine Fehler gegen den Verfasser des Briontes bis auf den letzten Blutstropfen vertheidige.

Gute Erinnerungen sind dem äussern Menschen allemal verdrießlich. Er will nicht gemei-

stert seyn. Unsere verderbte Natur widerstrebet dem Guten, und die uns allen angebohrne Selbstliebe blendet uns so sehr, daß wir dasjenige, welches andere an uns tadeln und verabscheuen, oft für unsere beste Eigenschaft halten. Es ist also gar natürlich, daß eine Schrift, wie der Briontes, dem Herrn Professor Philippi, der sich, ich weiß nicht warum, eine gute Zeit eingebildet hat, er sey ein heroischer Redner und ein vortreflicher Dichter, nicht sonderlich gefallen müsse, weil sie ihm diese süsse Einbildung, wider seinen Willen, raubet, und zu allerhand verdrießlichen Betrachtungen Anlaß giebt. Die Gelassenheit, die der Herr Professor bishero bezeiget, lässet uns hoffen, er habe sich als ein vernünftiger Mann in seinen Unfall gefunden, und den wahrhaftig heroischen Entschluß gefasset, nicht wider den Stachel zu lecken, sondern mit Ernst auf Besserung zu denken. Allein wie leicht ist es nicht, daß dieser lobenswürdige Vorsatz durch die sich noch immer regende Eigenliebe unterbrochen, und der Herr Professor Philippi durch die verführischen Reden anderer beweget werde, zu glauben, der Briontes sey eine ehrenrührige, böse, strafbare Schrift, der

man sich mit aller Macht widersetzen müsse. Man siehet unerinnert, daß ein solcher Wahn die Bekehrung des Herrn Philippi ungemein hindern könne. Deswegen nun habe ich denen, die durch ihre Urtheile über den Briontes ihm eine so böse Meynung etwan beybringen möchten, einmal vor allemal das Maul gestopfet, und, wo sie ja nicht schweigen wollen, den Herrn Professor Philippi genugsam wider die listigen Anläufe dieser Verführer gewaffnet.

Der Herr Professor Philippi kann aus dieser Schrift die heilsame Erkenntniß schöpfen, daß er keine Ursache habe, auf den Verfasser des Briontes zu zürnen. Er ist sein Arzt, der es redlich mit ihm meynet. Er hat ihm, es ist wahr, einen herben und bittern Trank eingegeben; aber dieses ist dem Herrn Professor gesund. Seine Mittel sind beissend und scharf; allein der Schaden des Herrn Professors konnte anders nicht geheilet werden. Weiche Aerzte taugen nicht, und machen faule Wunden. Der Herr Professor Philippi kann demjenigen, welchen ihm das Glück bescheeret hat, diesen Fehler nicht vorwerfen. Er

hat also keine Ursache, ihn zu hassen und für seinen Feind zu halten.

Der gröss ste Feind, den er in der Welt finden mag, ist derjenige, der die Kappen gemacht hat. Den verfolge er, wider den eifere er, mit dem kämpfe er, bis er ihn zu Boden geworfen, und zur Erkenntniß seiner Thorheit gebracht hat. Dieser Unglückselige hat ihn durch die elenden Kappen weit gröber beschimpfet, als der Verfasser des Briontes durch seine Satyre. Ja, wo dem Gerücht zu trauen, so ist eben der Verfasser der Kappen Schuld an allem Verdruß, den der Herr Professor Philippi einige Zeit her ausstehen müssen. Er hat, wie man sagt, nicht nur zu der Satyre Briontes', sondern auch zu allen den beissenden Censuren Anlaß gegeben, mit welchen man den Herrn Professor gequälet hat.

Der Herr Professor Philippi rette demnach seine Ehre wider diesen gefährlichen Feind, und lasse den Verfasser des Briontes zufrieden. Fasse er einmal ein Herz, und greife den Verfasser der Kappen ernstlich an. Hat er diesen Feind besieget, und unter seine Füsse gebracht: so kann

er

er versichert seyn, daß er, durch dessen Niederlage, die Quelle seines Jammers verstopfet.

Mit dem Verfasser des Briontes muß der Herr Professor Philippi nicht anbinden. Wider den richtet er nichts aus. Der kennet die Schwäche des Herrn Professors, und kann ihn mit leichter Mühe zu Boden schlagen. Der Herr Professor Philippi darf nicht denken: Es sey zwar mit seiner Macht nichts gethan; allein er wolle den weltlichen Arm um Hülfe anschreyen. Meine Schrift kann ihn lehren, daß er nicht Ursache habe, sich auf den Beystand der Mächtigen dieser Welt zu verlassen. Ich habe gewiesen, daß der Verfasser des Briontes nichts gethan, welches die Ahndung der Obrigkeit verdiene. Er hat dem Herrn Professor Philippi seine Fehler auf eine erlaubte Art gezeiget und dadurch einen Dienst erwiesen, den der Herr Professor die Zeit seines Lebens nicht vergelten kann. Ich wünsche zum Beschlusse von Herzen, daß der Herr Professor Philippi dieses erkennen möge. Und hoffe es auch. Dieses ist der sicherste Weg, seine Spötter zu entwaffnen. Sich entrüsten, zur Obrigkeit seine Zuflucht nehmen, und um Rache schreyen, das stehet nicht wohl, und ist vergebens. Ein böser

Scribent, der, wenn er mit Vernunft gestriegelt worden, sich auf diese Art wehren will, vergrössert nur sein Unglück. Die Obrigkeit erhöret sein Geschrey nicht, sondern lacht über seine Klagen, und sein Feind triumphirt, wenn er mit Schande abgewiesen wird:

. . . . . Si quis
Opprobriis dignum latraverit, integer ipse,
Solventur risu tabulae, tu missus abibis.

*) Horatius Lib. II. Sat. 1.

# Stand- oder Antrittsrede,

welche

der (S. T.)

Herr D. Johann Ernst Philippi,

öffentlicher Professor

der deutschen Wohlredenheit zu Halle,

den 22sten December 1732.

in die

# Gesellschaft der kleinen Geister

gehalten,

samt der Ihm darauf,

im Namen der ganzen löblichen Gesellschaft

der kleinen Geister,

von dem

(S. T.) Herrn B. G. R. S. F. M.

als Aeltesten der Gesellschaft,

gewordenen höflichen Antwort.

Auf

Befehl und Kosten der Gesellschaft der kleinen Geister zum Drucke befordert.

---

EXSEQVIAS PHILIPPO QVOI COMMODVM EST IRE,

IAM TEMPVS EST, OLLVS DIFFERTVR.

---

1733.

# Vorrede.

Niemalen sind die Meynungen in unsern Versammlungen so getheilet gewesen, als neulich über die Frage: Ob die Standrede des Herrn Professor Philippi, und die Antwort darauf, dem Drucke zu übergeben sey, oder nicht?

Einige behaupteten: Es sey zu besorgen, der Herr Professor Philippi werde es übel nehmen, daß man seine Rede wider seinen Willen drucken lassen. Es fänden sich in dieser Rede allerhand bedenkliche Ausrückungen, die der Ehre des Herrn von Bockshorn, und unserer Gesellschaft selbst, entgegen. Man müsse die geheimen Angelegenheiten der Gesellschaft nicht offenbaren, und ihre innerliche Streitigkeiten nicht

bekannt machen. Dieses heisse die Blösse seiner Mutter aufdecken, sey eine Sünde wider das vierte Gebot, und gebe dem Feinde nur Anlaß zu spotten. Es sey viel klüger gehandelt, wenn man, so viel möglich, vertuschte, daß der Herr Professor Philippi zu uns gehöre, und unser Haupt sey? Wenn die Feinde unserer Gesellschaft dieses wüßten, würden sie um so viel mehr auf ihrer Hut seyn u. s. w.

Andere hergegen sagten: Man wisse von gewisser Hand, daß es dem Herrn Professor Philippi nicht zuwider, wenn seine Rede gedruckt würde. Es sey diese Rede weder dem Herrn von Bockshorn, noch unserer Gesellschaft, schimpflich. Daß wir ein Haupt erwehlet, und daß der Herr Professor Philippi sich etwas nöhtigen lassen, sey nichts geheimes. Die innerliche Uneinigkeit habe nichts zu bedeuten gehabt, und die Feinde unserer Gesellschaft können sich dieselbe unmöglich zu Nutze machen, weil sie glücklich beygeleget. Es sey unmöglich zu verbergen, daß der Herr Professor Philippi ein kleiner Geist, und daß er unser Haupt sey, gereiche

uns zur Ehre. Es könne unsern Feinden nichts helfen, wenn sie dieses wüßten; ja es sey gut, wenn man ihnen Nachricht davon gäbe, weil dadurch ihre Quaal vergrössert würde.

Es wurde hierüber drey Tage und drey Nächte mit grosser Heftigkeit gestritten, bis endlich mit 777 Stimmen gegen 365 der Druck beschlossen wurde.

Ich halte diesen Schluß für einen der klügsten, so in langer Zeit in unserer Versammlung gemacht worden, und bin versichert, daß Freund und Feind damit zufrieden seyn werden. Der Herr Professor Philippi wird sich freuen, ein Werkgen gedruckt zu sehen, daß ihm viele Mühe gekostet, und welches er in Halle, Leipzig und Hamburg so lange vergebens ausgeboten hat. Unsern abwesenden Brüdern wird es zu unaussprechlichem Troste gereichen, daß wir ein so würdiges und streitbares Haupt erwehlet haben: und unsere Feinde werden es uns Dank wissen, und unsere Großmuht bewundern, daß wir sie vor dem Unglücke, das über ihren Häuptern schwebet, haben warnen wollen. Ich will da-

hero nicht sagen, daß ich derjenige bin, der diesen so weisen Schluß veranlasset hat. Man möchte es mir zur Prahlerey deuten. Doch kann ich es geschehen lassen, wenn der geneigte Leser dieses vor sich denken, und mir dasjenige Lob ertheilen will, so die ganze Welt demjenigen schuldig, der die Ursache ist, daß zwo so ausbündig schöne Reden das Licht sehen.

Der geneigte Leser wird es nicht ungütig nehmen, daß ich mich von ihm beurlaube. Ich war willens, ihm noch viele schöne Sachen zu sagen: Allein ich habe mich bey einer andern Gelegenheit so erschöpfet, daß ich Zeit brauche, mich wieder zu erholen. Wo wir leben, sprechen wir uns bald wieder. Bis dahin Gott befohlen!

L***, den 21. März,
1733.

C. A. B. E.
Secretarius der Gesellschaft
der kleinen Geister.

# Stand= oder Antrittsrede

des

(S. T.) Herrn Professor Philippi,

gehalten

in der

# Gesellschaft der kleinen Geister.

---

VIRGILIUS.

His agitur furiis, totoque ardentis ab ore
Scintillae absistunt: oculis micat acribus ignis:
Mugitus veluti cum prima in proelia taurus
Terrificos ciet, atque irasci in cornua tentat,
Arboris obnixus trunco, ventosque lacessit
Ictibus, et sparsa ad pugnam proludit arena.

---

Wohlansehnliche kleine Geister!

Verwundert euch nicht, und legt mirs für keine Unhöflichkeit aus, daß ich so unangemeldet in eure Versammlung trete. Ich bezeuge euch zuvörderst

meine Hochachtung; die so groß ist, als eure Wissenschaft und Verdienste. Die Natur, die alle Dinge weislich eintheilet, hat euch ein solches Maaß von Verstandeskräften gegeben, damit ihr zufrieden seyn könnet. Ihr seyd dadurch über zwey grosse Feinde, den Neid und die Verfolgung, hinweg gesetzet. Denn eure Gemühtsgaben mißgönnt euch niemand; es verlangt auch niemand, als wer zu eurer ansehnlichen Versammlung gehöret, euch nachzuahmen. Vor Verläumdern aber seyd ihr auch gesichert, weil man euch in einem solchen Wehrte läßt, daß von euch wenig oder gar nicht gesprochen wird. Redet man aber ja von euch, so sagt man bloß, daß ihr kleine Geister seyd, und man giebt euch also denjenigen Namen, den ihr selbst für die größte Ehre achtet, und den ihr euren Schriften zu besonderer Zierde vorsetzet, mithin es für keine Verläumdung achtet, wenn man euch mit diesem Ehrentitel der kleinen Geister benennet.

Ihr seyd mir, wohlansehnliche kleine Geister, mit Höflichkeit zuvor gekommen. Denn ich hielte es für unrecht, daß man eurer so gar wenig gedenket, ausser was ihr selbst etwa von

eurer rühmlichen Gesellschaft jüngst kundbar gemacht. Daher fand ich den Character eures Gemühtes für würdig, in meinen bald herauskommenden moralischen Bildnissen von Personen und Sitten, Tugenden und Lastern, euch eine besondere Stelle zu geben, und die ganz begreiflichen Eigenschaften, so ihr besitzet, darinne auszuführen.

Aber, wie gesagt, ihr seyd so gütig, und habt euch in der, von einem eurer Mitglieder gehaltenen, Lobrede so natürlich abgeschildert, daß mein von euch entworfenes Porträt dadurch ungemein verbessert worden. Weil ihr nun darinne so viel Freude an meinen bisher im Druck gegebenen Schriften bezeuget; so schätze es für ein Glück, daß wenigstens euch, als einer so zahlreichen Gesellschaft, damit dienen können, und ich verbinde mich hiedurch, in meiner unter Händen habenden Anatomie des menschlichen Verstandes ein eigen Capitel von der Stärke eurer Einbildungskraft, von der Glückseligkeit eurer Einfälle, von der angenehmen Verbindung ausländischer und anderer bedenklichen Redensarten in euren ans Licht gestellten Werken, von der Richtigkeit eurer

Urtheile, Gründlichkeit eurer Schlüsse, und in Summa, was zur Vollkommenheit der kleinen Geister gehöret, zu reden.

Ich behalte mir auch vor, eure gerechten Beschwerden darinne zu prüfen, daß die grossen Geister sich in ihren Begriffen nicht nach euch richten, sondern sich oft nicht entblöden, Dinge zu reden und zu schreiben, die ganz über euren Horizont sind. Hingegen verspreche euch hiermit, künftig nichts mehr in Druck ausgehen zu lassen, dabey ich nicht eurer allezeit in Ehren gedenken sollte; und wenn ich ja weiter Schriften ans Licht stellen möchte, die, wie mein neuester philosophischer Tractat, von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt, euch unbegreiflich wären: so glaubet doch, ich habe so viel Hochachtung vor euch, daß ich euch deren Durchlesung nicht einmal anmuhte.

Doch ich erinnere mich einer ganz besondern Pflicht, die ich den Augenblick, da ich diese Stelle betreten, gegen euch abzutragen, so schuldig als willig bin. Ich bezeuge euch nämlich meine ungemeine Dankverpflichtung, daß ihr mich gewürdiget, eine eigene Lobrede in eurer so ansehnlichen Gesellschaft auf

mich halten zu lassen. Ich hoffe das Glück zu haben, dessen, der sie gehalten, antichtig zu werden; aber das widrige Verhängniß hat mir auch diesesmal einen Theil des Vergnügens durch dessen Abwesenheit entzogen.

Ich sehe nunmehro mit sichtigen Augen, was ich vorhin kaum glauben konnte, daß nicht bloß in kleinen, sondern auch in grossen wohlgestalten Leibern, mit erhabenen Augen, starken Schultern, und mit andern Vollkommenheiten begabten Cörpern, Geister eurer Art wohnen können. Sehe ich doch so gar welche vor mir, die in der Welt viel Gewalt und Hoheit haben, von denen ich nicht vermuhtet, daß sie Mitglieder eurer Gesellschaft seyn könnten. Scepter und Kleinodien sind ja sonsten nur der Schmuck und Ehrenzeichen erhabener Personen, denen die gütige Natur das Glück zugedacht, über andere zu herrschen, und erstaune also, daß euer etliche sich auch damit behänget.

Zu meiner Rechten und Linken sehe ich auch ansehnliche Leute in Trauertracht, und wohlgesteiften Krägelchen, die mir scheinen denenjenigen in der Kleidung nachahmen zu wollen, die bey mir nach aller Wahrheit im hohen Wehrt sind.

Wäre ich aber das, was ihr mich in eurer Lobschrift zu nennen beliebet; so würde ich mich nicht enthalten können, eine Reforme unter euch vorzunehmen, und, zum Unterscheid eurer von den treuen und ehrwürdigen Boten Gottes, euch eine andere Tracht zu bestimmen, die sich besser für euch schicket.

Billig erstaune ich auch, daß, da die Namen von Rechtsgelehrten, Råhten, Beysitzern, Advocaten, Aerzten und Weltweisen unter so vielen grossen Geistern angetroffen werden, es euch doch größtentheils beliebet hat, Masken davon anzunehmen: und ich erkenne euch darinne für Leute von weit einsehenderm Verstande, als mich selbst; weil ich nicht zu begreifen vermag, wie diese eure angenommenen Larven mit eurem wahren Gemühtscharacter in einiger Gleichheit stehen.

Noch mehr bewundere ich die Gesetze eurer Redekunst, nach welcher es erlaubet ist, alles heraus zu sagen, was man denkt; auch eine so natürliche und ungezwungene Leibesstellung dabey anzunehmen, darinne ich es euch gar nicht gleich zu thun vermag.

Ich sehe hier welche so ehrbar sitzen, die ich

an andern Orten habe in äusserster Leibesbewegung zu einem grossen Volke reden hören: ein groß Geschren, ein Geklatsche mit der Händen, ein öfteres Räuspern, stehet einigen von euch recht angenehm. An andern sehe eine so grosse Lebhaftigkeit, mit ihren Zuhörern zu scherzen, daß sie denen Hauptpersonen in einem Lustspiele gleichen; und reden dabey so leise, daß man ihnen sehr aufmerksame Ohren geben muß, um sie nur zu verstehen, und daß man schwören sollte, es wären Statuen, wenn man nicht noch eine kleine Bewegung an ihren Lippen wahrnähme.

Wie soll ich mich aber anjetzo gegen die verhalten, die hinter mir theils stehen, theils sitzen? Doch weil in eurer Gesellschaft einem nichts für übel genommen wird: so werdet ihr mir wohl erlauben, euch eine Weile den Rücken zuzukehren, um solche zu beschauen. O was sehe ich da vor eine vermischte Schaar beyderley Geschlechts, die sich einer handfesten Beredtsamkeit rühmen! Ich sehe eine grosse Anzahl, die, an statt der Worte, mit zornigen Gebehrden und geladenem Gewehre alle Welt schweigen machen. Ich sehe eine Menge von Gerichtsdienern, die eure Leibwachten sind, so daß mir

fast bange wird, mich unter so strengen Aufsehern zu befinden, die sich nach dem Winde derer, die ich um, wider, vor mir und zur Seite sehe, genau richten. Aber wie artig siehet nicht erst die Waffenrüstung derjenigen, die ihr in eurer Gesellschaft erzürnte Weibesbilder nennet! Sie sehen in Wahrheit so fürchterlich aus, daß ich grossen Fleiß tragen werde, ihren Zorn mit keinem Worte gegen mich zu erregen.

Indem ich aber meine Augen auf die Decke eures Saals richte, entdecke ich ein besonderes Kunststück, das ich billig, ob es gleich meinen Augen grosse Gewalt thut, so starr über mich zu sehen, in nähern Augenschein nehme. Ich bemerke daselbst, daß ihr eure Gesetze sehr hoch gehalten wissen wollet, weil ihr sie an einen so erhabenen Ort gestellet. Mit eurer gütigen Erlaubniß muß ich sie mir doch alsobald in meine Schreibtafel einzeichnen, damit unterdessen meine durch beständige Abwechselung der linken und rechten Hand abgemüdeten Arme etwas ausruhen, und der Hut, der durch sein oftmaliges in die Luft heben, so viel Luft in sich gezogen, mir nicht zu schwer werde. Daher ich ihn nun, nach den Gesetzen eurer Gesellschaft,

ganz

ganz ehrbar unter den Arm nehme, mit dem Vorbehalt, daß ihr daran ein Wahrzeichen abnehmen könnet, daß ich bald alsdann in der Rede aufhören werde, wann ich solchen wieder unter dem Arm hervorziehe, und in der Luft herumstreichen werde.

Euer erstes Gesetz, so viel ich vor dem Nebel lesen kann, der von den moralischen Ausdünstungen eures Verstandes entstehet, lautet also: Hüte dich, bey Strafe, daß du dem Scharfrichter nicht in die Hände fallest, vor der heroischen Beredtsamkeit! ja nimm dis Wort, welches des Landes auf ewig verwiesen, nicht einmal in den Mund. O ihr gnädigen kleinen Geister! wie so gar streng ist dis euer Gesetz! dessen Grund man doch nicht erforschen darf, weil ihr einen blinden Gehorsam fordert, und darnach nichts fraget, was andere von euren Gesetzen denken. Aber gewiß ich habe es erfahren, daß ihr mit allem Ernste über solchem Gesetze haltet; indem ihr meine sechs deutschen Reden durch einen Scharfrichter, den von Bockshorn, habet rädern und viertheilen lassen; so daß ich voraus sehe, es werde allen meinen

übrigen Schriften, wenn ich dis Wort weiter brauchen sollte, eben so ergehen, besonders meiner thüringischen Historie, als der ihr bereits das Leben abgesprochen habet.

Euer anderes Gesetz heißt: Trage keine Sorge, wenn du gleich in der gewöhnlichsten Titulatur fehlest. Das zeiget ohne Zweifel eine grosse Demuht an, daß ihr so verschwenderisch seyd, andere mit grossen Titeln zu beehren; hingegen euch es einerley, ob man euch nenne: Großmächtige, Durchlauchte, Hochgebohrne, Wohlgebohrne, Hochedle, u. s. f. oder aber nur schlecht weg:, Die kleinen Geister. So werdet ihr mir denn auch jetzt verzeihen, wenn ich euch nicht die rechten Titel gegeben. Denn wie sollten sich dergleichen grosse Titel für euch kleine Geister schicken, da sie von Rechts wegen nur für grosse Geister gehören? Doch ich merke, daß ihr denen, die hinter mir mit Schwerdtern und mit Stangen stehen, winket. Ihr werdet euch doch wohl nicht an meiner Person vergreifen, und, da ich jetzo nur als ein Gast bey euch bin, nicht das Gastrecht verletzen wollen? Um aber allem Uebel vorzubauen, wo ihr viel-

seichte Feinde der Critik wäret, will ich gern über eure übrigen Gesetze nicht raisonniren, sondern sie zu meiner Nachricht abschreiben.

Es heisset also euer drittes Gesetz, wo ich anders recht lese: bleibe bey dem alten Schlendrian; und ob gleich die deutsche Sprache ihre ganze eigentliche Regel hat: so binde dich doch an die Regeln der lateinischen und griechischen Redekunst eines Cicero und Demosthenes.

Zum vierten: Hüte dich vor einem fruchtbaren Vortrage nützlicher Wahrheiten, damit du nicht die Weisheit verschwendest; sondern rede lieber von einerley mit vielen gleichgültigen Worten, sollte aus dem, was du in wenig Seiten sagen könntest, vier gestopfte Bogen gleich voll werden.

Fünftens: Rede fein natürlich, daß dich ein jeder verstehet. So! so! nun sehe ich erst, warum euer jüngster Lobredner auf so natürliche Weise mein Heldengedicht mit einem Ochsenkäufer vergleichet, der aus dem Hintertheile von der Güte urtheile; desgleichen in einer Anmerkung: Ein

Hunds ... moquirt sich! Gewiß, das ist ungemein natürlich gesprochen.

Sechstens: Hüte dich vor einer genauen Wahl der Gedanken, vor einem richtigen Zusammenhange der Urtheile, und vor einer Bündigkeit in den Schlüssen; am meisten aber vor solchen verborgenen Schönheiten, die der Zuhörer, vermittelst eines starken Verstandes, den ihm der Redner zutrauet, erst heraus bringen muß: denn so würdest du uns kleinen Geistern ganz unverständlich seyn. Rede aber auf noch so hochtrabende, befehlerische, (sollten auch viel Flüche mit unterlaufen) geschwätzige, höhnische, pöbelhafte und ungeschliffene Art: so werden wir dich gleich verstehen.

Nun erkenne ich erst, warum euer scharfsinniger Redner in seiner auf mich gehaltenen Lobrede unter andern die schönen Einfälle angebracht: meine Beredtsamkeit sey männlich! denn ich sey ein Mann, und kein Weib; desgleichen, daß er vor Freuden auf einem Beine hüpfen möchte, auch es schon wirklich aufgehoben; nicht minder: daß ein König, der in den

Herzen seiner Unterthanen ruhet, aus der Kutsche steigen, und sich auf solche lagern sollte. Nein! wie handgreiflich scharfsinnig ist das!

Indem ich aber jetzo einen Blick nach eurem siebenten Gesetz thue: so erschrecke fast über eure Kühnheit, daß ihr so frey urtheilen könnet. Man dürfte in Reden und Schriften über die Religion, die heilige Schrift, hohe Häupter, berühmte Männer, und seinen Nächsten, der einem nichts zu Leide gethan, herfahren; und je gröber man es mache, je besser sey es.

Nun bekomme ich also erst den Schlüssel, warum euer lübeckischer Lobredner gleich im Vorberichte seine Spötterey mit der unsichtbaren Kirche treibet. Nun entsetze mich nicht sowohl vor seinem Ausdrucke, als Gemühte, daß er dem Erzspötter *Luciano* nachspottet: Paulus, als er entzückt worden, sey so klug zurückgekommen als hingegangen, und habe die weite Reise sparen können. Nun begreife ich, warum er von der höchstseligen Königinn

in Polen sagt: Es sey unser Glaube wohl irrig, daß sie in der Schaar verklärter Geister sey. Nun verstehe ich, was sein Ausdruck wolle: Man hätte die einem grossen Prinzen abgelösete Zehe in Spiritus legen, und als eine Reliquie verwahren sollen; desgleichen, da er einer ganzen Academie einen Hochmuht beymisset, und sie Nachteulen nennet: auch über eines berühmten Theologi, Herrn Doktor Rambachs, Ausdruck, daß er Johannem einen Schooßjünger des Heilands genennet, dadurch spottet, daß er mich einen Schooßjünger Jochens in Halle, welches kein Mensch rahten kann, auf wen es gehe, benennet; da er wohl gerade das Gegentheil sagen würde, wenn er wüßte, wie ich mit ihm stünde. Nun wundert mich endlich nicht, daß er auf meine erhaltene Profeßion, und die hohen *Ministros*, deren Hulde ich solche, nächst Gott und Ihro Majestät, zu verdanken, mit so anzüglicher Beredtsamkeit losgehet.

So wenig er also verlangen kann, daß ich ihm für solche, nach aller anderer gescheidten Leute Urtheil, nur eures ausgenommen, ärger-

liche und strafwürdige Ausdrücke Dank sagen solle, da es vielmehr höhern Orts berichtet habe: so danke ihm doch für diejenigen lustigen Einfälle, darinne er mir und andern was zu lachen gemacht hat. Und weil ein solcher Mann auf mancher Universität noch fehlet, der einem was lustiges und lächerliches vormachen könne: so wollte ihm fast rahten, sich dahin zu wenden; zumal wir ein und andern grossen *Railleur* seit nicht gar langer Zeit verlohren haben.

Was ich euch übrigens, ihr wohlansehn-lichen kleinen Geister! hiedurch in einem versiegelten Schreiben vertraue, nämlich meine völlige Beantwortung derjenigen Puncte, die noch einer Antwort wehrt sind; das übergebet ihm eher nicht, als wenn er wieder in eure Gesellschaft kömmt. Sollte er aber aussen bleiben, und meine Antwort gern gedruckt sehen wollen: so thut ihm zu wissen, daß, wo er für einen rechtschaffenen Widersacher, und nicht für einen Pasquillanten, oder gar für den, den er in seiner vierten Anmerkung völlig auszusprechen verbissen, angesehen seyn wolle, er sich mit Namen nenne, sonst ich ihn nicht einmal für

ein Mitglied eurer Gesellschaft weiter erkennen würde. Lebet wohl! ihr kleinen Geister! lebet wohl!

---

STATIUS.

Quas gerit ore minas? quanto premit omnis fastu?
Hic ne unquam privatus erit?

# Höfliche Antwort
des
Aeltesten
der Gesellschaft der kleinen Geister,
auf des
(S. T.) Herrn Professor Philippi
Antrittsrede.

---

*Virgilius.*

Venisti tandem? tuaque exspectata parenti
Vicit iter durum pietas? datur ora tueri
Nate, tua? et notas audire et reddere voces.

---

Hochedelgebohrner und Hochgelahrter,
Hochzuehrender Herr Professor!

Ew. Hochedelgebohren plötzliche und unvermuhtete Ankunft ist uns so erschrecklich, als erfreulich. Das unverhoffte Glück, einen Mann, den wir bishero aus seinen unvergleichlichen und vor uns

so erbaulichen Schriften zu kennen die Ehre gehabt, in unserer Versammlung zu sehen, und von Person kennen zu lernen, muß uns nohtwendig ein unaussprechliches Vergnügen geben; weil es eine Sache ist, die wir so lange vergebens gewünschet haben. Allein das zornige Gesicht, die funkelnden und gar nicht huldreichen Augen, samt den übrigen von nichts als Rache, Grimm, Eifer, Wut und Verzweifelung zeugenden Gebehrden, mit welchen Ew. Hochedelgebohren in unsere Versammlung treten, setzen uns in die grössteste Verwirrung.

Wir wissen uns nicht darinn zu finden, daß Ew. Hochedelgebohren so böse thun; da wir doch Dieselbe so wenig beleidiget haben, daß wir vielmehr uns rühmen können, eben diejenigen zu seyn, die vor Ew. Hochedelgebohren die grössteste Hochachtung hegen. Die Proben, so wir davon gegeben haben, liegen vor jedermanns Augen, und sind so deutlich, daß es uns vermuhtlich niemand zum Hochmuht deuten wird, wenn wir sagen, daß wir von Ew. Hochedelgebohren eine grössere Erkenntlichkeit vermuhtet hätten: eine höfliche Danksagung war das wenigste, das wir hofften; aber so müssen wir, zu unserer nicht ge-

ringen Befremdung, erfahren, daß wir uns in unserer Hoffnung betrogen haben.

Ew. Hochedelgebohren Eintritt in unsere Versammlung siehet einem feindlichen Einbruche nicht ungleich.

Iratus, Germane, venis . . . *)

Sie schnauben mit Dräuen und Morden, und erregen dadurch in unseren Herzen so mancherley Bewegungen des Schreckens, Schmerzens, der Furcht, Bangigkeit und des Wehklagens, **) daß Leute, denen die Ursache unserer Bestürzung und unsers Jammers unbekannt ist, schweren sollten, daß uns unsere Landesmutter abgestorben sey.

Meine sämmtlichen hier versammleten Brüder sind, wie ich ihnen an ihren Augen angemerket habe, dreymal im Begriff gewesen, unsern lieben Bruder, den von Bockshorn, zu verfluchen, weil er durch seine zwar wohlgemeynte, aber von Ew. Hochedelgebohren so ungnädig aufgenommene Lobrede Ew. Hochedelge-

---

*) Statius Thebaid. Lib. II.

**) S. die sechs deutschen Reden des Herrn Professor Philippi, S. 21.

bohren zu einem so fremden und unfreundlichen Bezeigen gegen unsere Gesellschaft veranlasset hat, und es Ew. Hochedelgebohren auf den Knieen abzubitten, daß unsere Gesellschaft so nachlässig gewesen, und nicht vorhero reiflich überleget, ob das Verfahren des von Bockhorn Ew. Hochedelgebohren auch gefallen würde: allein keiner von allen hat ein Wort aus seiner beklemmten Brust hervorbringen können; sie sind alle erstarret, sitzen mit niedergeschlagenen Augen, und die Furcht vor dem Grimme Ew. Hochedelgebohren hat ihrer aller Zungen gelähmet. Was würde demnach daraus werden, wenn auch ich, dem es obliegt, das Wort für unsere Gesellschaft zu führen, durch den Donner der ausserordentlichen Beredtsamkeit, mit welcher Ew. Hochedelgebohren gewohnt sind, Wunder zu thun, so stark wäre gerühret worden? Würde nicht unsere Gesellschaft die Unhöflichkeit begehen, und Ew. Hochedelgebohren ohne alle Antwort von sich lassen müssen?

Allein so bin ich, zu allem Glücke, noch so viel bey mir selbst, daß ich meiner Pflicht ein Genüge thun, und unsere Gesellschaft von dem schimpflichen Verdachte einer Grobheit sichern

kann. Ich habe die Rede Ew. Hochedelgebohren mit Gelassenheit angehöret, und die Vorzüge, die eine grosse und sich auf eine bey nahe funfzigjährige Erfahrung gründende Erkenntniß der Natur der kleinen Geister, und die daher entstehende tiefe Einsicht in den Abgrund der Verdienste und Vortrefflichkeiten, mit welchen Ew. Hochedelgebohren zur Zierde und zum Troste unserer Gesellschaft prangen, mir vor dem Reste meiner Mitbrüder giebt, haben nicht zugegeben, daß die unbeschreibliche Freude, welche mir Ew. Hochedelgebohren Gegenwart verursachet, durch die bedenklichen Ausdrückungen, und das zornige Bezeigen, womit Ew. Hochedelgebohren alle meine hier versammleten Brüder so sehr erschreckt, gestöhret werden können.

Ich schmecke die Süßigkeit dieses entzückenden Vergnügens ohne Mischung der geringsten Bitterkeit, und rechne diesen Tag, an welchem Ew. Hochedelgebohren unsere Gesellschaft mit Dero hohen Gegenwart beehret, unter diejenigen Tage, die wir vor andern zu merken Ursache haben, und unter die glückseligsten meines langen und mühseligen Lebens.

Hic dies vere mihi festus atras

Eximet curas . . . . *)

Ich will nun gerne sterben, allerliebster Philippi! nachdem ich dein Angesicht gesehen habe.

Und ach: was wollte ich darum geben, daß diese ganze Versammlung eben so gesinnet wäre, und mit mir erkennete, wie grosse Ursache wir haben, uns zu freuen! Wohlan dann, meine Brüder! erholet euch von der Bestürzung, in welche euch der unvermuhtete Ueberfall, und die noch unvermuhtetere Anrede des Herrn Professor Philippi gesetzet hat. Erkennet die Ehre, so euch dieser grosse Mann erweiset, mit schuldigem Danke, und macht euch derselben durch ein unhöfliches Stillschweigen, und durch eine unzeitige Traurigkeit, nicht unwürdig. Lernet von mir, daß der heutige Tag ein Tag der Freude und Wonne sey. Frohlocket, jauchzet, jubiliret, und thut euch gütlich.

Nunc est bibendum, nunc pede libero

Pulsanda tellus: nunc Saliaribus

Ornare pulvinar Deorum

Tempus erat dapibus, Sodales. **)"

---

*) Horat. Lib. III. Od. 14.

**) Horat. Lib. I. Od. 37.

kehret euch nicht daran, daß der Herr Professor Philippi sich grausam gegen uns stellet. Habt ihr jemalen mich eures Vertrauens würdig geschätzet: so lasset jetzo ein Zeichen derjenigen Zuversicht von euch blicken, die ihr meinen grauen Haaren, meiner Erfahrung, meinen Einsichten, und den unzähligen und wichtigen Diensten, so ich unserer Gesellschaft geleistet habe, ohne Unbilligkeit nicht versagen könnet. Glaubet mir, daß die Anrede des Herrn Professor Philippi nichts in sich fasset, das mit den Absichten und dem Vortheile unserer Gesellschaft streitet. Sehet dieselbe, ich bitte euch, mit mir von der guten Seite an, und seyd versichert, daß alsdann eure ungereimte Furcht verschwinden, und eure Traurigkeit sich in Freude verkehren wird.

Es kränket euch, meine Brüder, daß der Herr Professor Philippi, ein Mann, auf den ihr alle eure Hoffnung gesetzet habt, und dessen Gewogenheit ihr für eure größte Glückseligkeit achtet, euch so spöttisch begegnet, und so höhnisch anredet. Der Zorn, den er gegen den von Bocksborn blicken lässet, macht euch Sorge, weil derselbe nohtwendig auf uns alle fallen muß, die wir das Verfahren unsers Bruders billigen. Seine Drohun-

gen schrecken euch, und ihr seyd untröstbar, daß derjenige, den ihr wohlbedächtlich zu eurem Haupte erkohren habt, mit euch keine Gemeinschaft haben will, sondern sich, wider alles Vermuhten, und ungeachtet aller Proben, die er von seiner Neigung zu unserer Gesellschaft gegeben hat, zu unsern Feinden schläget, und uns also gleichsam den Krieg ankündiget.

Aber vergönnet mir, wehrtesten Brüder, daß ich euch, wie es meine Pflicht erfordert, ohne Umschweif sage, daß euer Urtheil von der Anrede des Herrn Professor Philippi sich auf eine Uebereilung gründet, die auch kleinen Geistern unanständig ist. Saget mir, ist es nicht unbillig, daß ihr auf einige kleine und fast nicht zu merkende Spöttereyen, auf einige Ausdrückungen, aus welchen ein Unwille wider den von Bockshorn, und eine Verachtung unserer Gesellschaft, zu schliessen ist, mehr sehet, als auf die ganze Einrichtung der Rede, welche der Herr Professor Philippi bey seinem Eintritte in unsere Versammlung gehalten hat? Betrachtet, wofern ihr eurem eigenen Vergnügen nicht gram seyd, diese Rede in ihrem ganzen Zusammenhange: so werden euch die Verdienste des Herrn Professor

Phi-

Philippi stärker in die Augen leuchten, als jemals, und eben die Spöttereyen, und die harten und verächtlichen Ausdrückungen wider den von Bocksborn, und unsere Gesellschaft überhaupt, alle die verdrießlichen Bewegungen von Furcht, Angst, Schrecken und Bekümmerniß, die ihr in eurem Herzen empfindet, und ich aus eurem finstern Gesichte lesen kann, stillen und euch fähig machen, dasjenige Vergnügen, welches die Gegenwart des Herrn Professor Philippi allen, die es mit unserer Gesellschaft redlich meynen, natürlicher Weise geben muß, in seiner größten Reinigkeit zu kosten.

Wofern mich meine Augen nicht triegen: so nehme ich in den eurigen eine Veränderung wahr, die mich glauben macht, meine wohlgemeynte und pflichtmäßige Erinnerung sey nicht ohne Frucht gewesen. Ihr erhebet eure Häupter, und lasset die liebreichsten Blick auf das neue und würdige Haupt unserer Gesellschaft schiessen, dessen sichtbaren Gegenwart wir heute erst gewürdiget werden. Eure Lippen regen sich auf eine so angenehme Art, daß ich nicht anders denken kann, als daß ihr bey euch selbst den frohen Ausruf des von Bocksborn murmelt, von welchem uns noch die Ohren gellen. Ich bitte

euch, thut eurem Triebe keine Gewalt. Erhebet eure Stimme, und bewillkommet den Herrn Professor Philippi mit einem lauten Freudengeschrey. Alsdann werde ich erkennen, daß euer Herz rechtschaffen sey. . . . . *)

Siehe, theurer Philippi, wie wir gegen dich gesinnet sind. Spotte, schilt, höhne uns aus, so viel und lange es dir beliebt. Drohe, poltere, wüte, tobe, verstelle deine Gebehrden, daß wir alle vor deinem Anblicke erschrecken: du bist uns darum doch lieb und wehrt. Wir kennen dich besser, als du vielleicht selbst. Wir wissen, was du unserer Gesellschaft vor Ehre und Vortheil bringest. Wir übersehen daher alles, was uns in deiner Rede anstößig scheinen könnte, in Betracht deiner grossen Verdienste. Unsere Ehrerbietung gegen dich ist viel zu groß, als daß wir uns über die Spöttereyen, mit welchen du uns wehe thun willt, und über die bittern Ausdrücke, deren du

---

*) Hier schrieen sie alle: Es lebe der Herr Professor Philippi, hoch! mit solchem Eifer, daß ich ihnen dreymal winken, und viermal mit dem Fusse stampfen mußte, ehe sie aufhören wollten. Der Leser beliebe die philippische Natürlichkeit dieser Stelle meiner Rede zu merken.

dich gegen den von Bocksborn und uns alle bedienest, entrüsten solltest. Du bezeigest dich in deinem Spotten, in deinem Zorn, mit einem Worte, in deiner ganzen Anrede, als ein Ausbund und Muster eines kleinen Geistes, und die Freude, so dieses unserer Gesellschaft verursachet, überwieget allen Verdruß, den ich aus deinen Spöttereyen und grimmigem Bezeigen anfangs geschöpfet habe.

Deine Spöttereyen, grosser Philippi, sind in der That so beschaffen, daß man, wenn man nicht wüßte, wer du wärest, fast denken sollte, sie gingen dir nicht von Herzen. Es scheinet, du habest nicht sowohl die Absicht, uns durch deine spöttischen Ausdrückungen zu kränken, als mit uns, auf eine liebreiche Art, zu scherzen. Du sprichst im Anfange deiner Rede: „Uns sey ein Maaß von Verstandeskräften gegeben, damit wir zufrieden seyn könnten. Niemand mißgönne uns unsere Gemühtsgaben. Es würde wenig von uns geredet; und wenn man ja von uns rede, so sage man bloß, daß wir kleine Geister wären. Und dieses könnten wir nicht übel nehmen, weil man uns den Namen gäbe, den wir für die größte Ehre achteten. Wir wären dir durch die, auf

dich gehaltene, Lobrede mit Höflichkeit zuvor ge- kommen, und habest du es für unrecht gehalten, daß man unser so wenig gedenke, und daher schon lange den Schluß gefasset, in deinen moralischen Bildnissen von Personen und Sitten, Tugenden und Lastern uns eine besondere Stelle zu geben. Da wir nun so viel Freude über deine Schriften bezeuget: so sey es dir lieb, daß du wenigstens einer so zahlreichen Gesellschaft damit dienen können, und wollest du dich hiedurch verbinden, in deine unter Händen habende Anatomie des menschlichen Verstandes ein eigen Capitel von unsern vortrefflichen Eigenschaften, und allem, was zur Vollkommenheit der kleinen Geister gehöret, einzurücken, und darinn auch unsere gerechten Beschwerden zu prüfen, daß die grossen Geister sich in ihren Begriffen nicht nach uns richten wollen, und so weiter."

Dieses soll gespottet heissen. Aber, vortrefflicher Philippi, wir müßten sehr empfindlich seyn, wenn uns Spöttereyen dieser Art beissen sollten. Wir können, was du sagest, füglich nach dem Buchstaben annehmen. Wir sind mit dem geringen Maasse von Verstandeskräften, das uns gegeben ist, völlig zufrieden. Wir wissen, daß wir

vor der Welt verachtet; wir wissen, daß wir kleine Geister sind. Wir geben uns nicht höher aus, und ich versichere dich, daß unsere Gesellschaft es mit besonderem Danke erkennen wird, wenn du so gütig seyn willt, ihrer in deinen metallischen Bildnissen, und in deiner Anatomie des menschlichen Verstandes, zwo Schriften, denen sie mit Verlangen entgegen siehet, zu erwehnen, und den Eigensinn und verwöhnten Geschmack unserer Feinde, der grossen Geister, zu bestreiten und zu dämpfen.

Deine Spöttereyen treffen uns also, wie du siehest, im geringsten nicht.

> Urbanus tibi, Caecili, videris:
> Non es, credo mihi. - - - *)

Wärest du kein kleiner Geist, so wollte ich sagen, es sey dir, wie böse du auch thust, kein Ernst mit deinem Angriffe. Läßt es doch, als wolltest du mit uns spielen, weil du nur blind schiessest, und mit einem stumpfen Speer auf uns losrennest. Allein wir kennen die Natur der kleinen Geister. Alle Glieder unserer Gesellschaft haben unter andern wunderbaren Eigenschaf-

---

*) Martialis Lib. I. Epigr. 42.

ten auch diese an sich, daß sie gerne spotten wollen; aber nicht damit fortkommen können. Wann wir einen Spaß machen, so lacht niemand. Das macht, unsere Einfälle haben das Unglück, daß sie den meisten abgeschmackt scheinen, und unsere Spöttereyen sind allemal kaltsinnig und stumpf.

> Κωφὸν γὰρ βέλος ἀνδρὸς ἀνάλκιδος. - -
>
> Obtusum enim telum viri imbellis. - - *)

Es hat dahero schon vor mehr als 1700 Jahren ein grosser Spötter seiner Zeit, und abgesagter Feind unserer Gesellschaft, allen kleinen Geistern gerahten, sich des Spottens und Scherzens gänzlich zu enthalten, weil es nicht ihr Werk sey. : : : Salem istum, spricht er, *quo caret vestra natio*, in irridendis nobis nolitote consumere, et mehercule, si me audiatis, ne experiamini quidem. *Non decet; non datum est, non potestis.* **)

Dieser Raht ist so böse nicht; und wenn wir uns entschliessen könnten, demselben zu folgen: so würden wir vieler Verdrießlichkeiten überhoben seyn. Allein es ist Schade, daß er von unsern

---

*) Homerus Iliad. V.

**) Cicero de Nat. Deor. Lib. I.

Feinden herrühret. Sollen wir, unsern Verfolgern zu gefallen, eine Sache verschwören, ohne welche wir nicht seyn würden, was wir seyn müssen, wenn wir der Gemächlichkeiten und der Vortheile theilhaftig seyn wollen, die mit dem Charakter eines kleinen Geistes unauflöslich verknüpfet sind? Dieses wird nimmer geschehen. Wir sind kleine Geister, und also nicht einmal fähig, unsere Mängel zu erkennen. Alle guten Rahtschläge halten wir für Verführung, und ein edler Eigensinn, der uns angebohren ist, und welchen wir mit dem Namen der Standhaftigkeit beylegen, treibt uns an, allezeit auf unserm Kopf zu bestehen, und unsern Feinden nicht einen Finger breit nachzugeben. Wir spotten also, und werden immer spotten, ob wir gleich nicht dazu geschickt sind. Wer nicht lachen will, der kann es bleiben lassen. Es wird uns dieses um so viel lieber seyn, je merklicher unsere Spöttereyen dadurch von den Spöttereyen der grossen Geister, mit welchen wir, Gewissens halber, nicht die geringste Aehnlichkeit haben können, unterschieden werden. Und können wirs denn nicht machen, wie du, theurer Philippi, es in deinem mathematischen Versuche wider Wolfen gemacht hast, und allein über

unsere Einfälle lachen, daß uns der Bauch schüttert? Laß es seyn, daß wir manchmal keine Ursache darzu haben. Müssen nicht unsere Feinde selbst bekennen, daß es uns wohl anstehet, wann wir ohne Ursache lachen? Dieses ist, nach einem bekannten Sprichworte, ein proprium quarti modi kleiner Geister.

Lachet demnach, meine Brüder, lachet überlaut, wie es kleinen Geistern zustehet und gebühret, ob ihr gleich nicht wisset, warum; damit dem Herrn Professor Philippi die viele und saure Mühe, welche ihn die artigen Spöttereyen, mit welchen er uns angreifen wollen, gekostet haben, einigermaßen belohnet werde. Denn wenn ihr nicht lachen wollet, wer will es dann thun? *) Ja lache du selbst mit, unvergleichlicher Philippi, und ergetze dich mit uns über die sinnreichen Einfälle, die dich des Platzes, den unsere Gesellschaft dir zugedacht hat, so würdig machen. Oder, wofern dir dein Zorn dieses nicht zuläßet, so erkenne doch wenigstens aus unserm Gelächter, wie

---

*) Hier lachten sie alle, als wenn sie gekitzelt würden. Der Leser wird so gut seyn, und hieraus abnehmen, wie kräftig meine Beredsamkeit sey.

angenehm es uns seyn müsse, daß durch deine so vollkommen nach dem Geschmacke unserer Gesellschaft eingerichtete Spöttereyen unsere, auf deine ausserordentliche Person gefallene, Wahl rechtfertigen wollen.

Gewiß, wir hätten die Ehre und Aufnahme unserer Gesellschaft nicht besser befördern können, als durch diese so glückliche Wahl. Denn ob du gleich, grosser Philipp, dich desfalls gar kaltsinnig und höhnisch gegen uns bedankest, und nicht undeutlich zu verstehen giebst, daß du die Ehre, welche wir dir anbieten, für eine grosse Beschimpfung hältst: so wirst du dadurch doch nicht machen, daß wir unsere Wahl widerrufen. Wir werden dich auch, wider deinen Willen, als unser Haupt, verehren, und allezeit deine herrlichen Schriften unsere Richtschnur seyn lassen. Der Unwille, und die Verachtung, so du gegen uns bezeigest, macht uns weder bange noch böse. Wir leiden von dir, als unserm Oberhaupte, alles, und hoffen, du werdest endlich erkennen, daß es dir nicht schimpflich sey, den vornehmsten Platz in einer Gesellschaft zu bekleiden, die aus so ansehnlichen Gliedern bestehet.

Es sind darinn Leute aus allen Ständen, Re-

genten, Priester, Rähte, Rechtsgelehrte, Advocaten, Aerzte, Weltweise, Soldaten, Edelleute, Bürger und Bauren. Du scheinest daran zu zweifeln, und dir einzubilden, wir hätten nur die Larven solcher Personen angenommen. Allein, mit aller Ehrerbietung zu reden, du irrest dich, und giebst eben durch diesen wunderbaren Zweifel, und durch eine so falsche Einbildung, zu erkennen, daß du im höchsten Grade ein kleiner Geist bist; indem du eine Sache in Zweifel ziehest, die auch unsere ärgsten Feinde sich zu leugnen schämen. Denn wo ist wohl der grosse Geist zu finden, der nicht willig zugeben sollte, daß alle Tyrannen, und blöde Fürsten, alle Postillanten, alle enthusiastische und zanksüchtige Geistliche, alle Rabulisten und Zungendrescher, alle Quacksalber, alle Marktschreyer, alle alberne Weltweisen, und alle Pedanten, zu unserer Gesellschaft gehören? Verliehren aber diese Leute, darum, daß sie Glieder von unserer Gesellschaft sind, und desfalls von unsern Feinden mit so schimpflichen Namen beleget werden, die Würde, welche sie ausser unserer Gesellschaft bekleiden, samt den ihnen zukommenden Titeln? Sie bleiben darum eben so-

wohl Regenten, Priester, Rechtsgelehrte, Advocaten, Aerzte und Weltweise, als du, ungeachtet wir dich zu unserm Haupt erkohren haben, ein ausserordentlicher Bekenner der deutschen Beredsamkeit auf der Universität Halle bleibest, und bleiben würdest: wenn auch gleich der dir allergnädigst geschenkten Professur der deutschen Eloquenz, zu völliger Vollkommenheit, eine allergnädigste königliche Besoldung nicht mehr fehlte. *) Was wunderst du dich dann, o wunderbarer Philippi! daß unsere Gesellschaft im Lehr- Wehr- und Nehrstande die ihrigen hat? Zum wenigsten deucht mich, du habest nicht Ursache darüber zu erstaunen, daß auch Weltweise und Advocaten unter uns anzutreffen sind, weil du ja selbst als ein grosser Weltweiser und immatriculirter Advocat

Strenuus ac fortis, causisque Philippus agendis
Clarus - - - **)

unsrer Gesellschaft den größten Glanz giebst. Wir hätten vielmehr Ursache, über deine Erstaunung, und die bedenklichen Ausdrückungen, mit welchen

---

*) S. die Zueignungsschrift der thüringischen Historie.

**) Horat. Lib. I. Epist. 7.

du dieselbe an den Tag legest, zu erstaunen, wenn wir nicht wüßten, daß der Character eines kleinen Geistes alles, was nur verwunderungs- und erstaunenswürdiges zu erdenken ist, in sich schliesset.

Wir wundern uns also nicht, daß du, wie du sagest, „vorhin nicht glauben können, daß auch in grossen Leibern kleine Geister wohnen könnten, und immer gemeynet hast, Geister solcher Art fünden sich nur in kleinen Cörpern, bis du heute mit deinen sichtlichen Augen das Gegentheil gesehen." Deine Gegenwart macht es uns gar begreiflich, wie es möglich gewesen, daß du so lange in einem so merklichen Irrthume stekken können. Eine lebhafte Empfindung der genauen Gleichheit zwischen deinem Cörper und Geiste hat dich verleitet, aus dem, was du an dir selbst wahrgenommen, eine allgemeine Regel zu machen. Dieses ist eine Uebereilung, die wir dir leicht zu gute halten, weil wir derselben alle unterworfen sind.

Wir wundern uns auch nicht, „daß du das grosse Geschrey, das Geklatsche mit den Händen; die sonderbare Art mit den Zuhörern zu scherzen, und die leise Stimme und Unbeweglichkeit," so

du an einigen unserer hier gegenwärtigen Glieder bemerket zu haben vorgiebst, auf eine höhnische Art tadelst; da doch alle diese Dinge kleinen Geistern wohl anstehen. Wir bemerken in diesen Spöttereyen eine Unförmlichkeit, die so sonderbar ist, daß es von undenklichen Jahren her, niemand, als dem Haupte unserer Gesellschaft, vergönnet gewesen, dieselbe zu begehen.

Nur sollten wir fast für Verwunderung ausser uns gesetzet werden, wenn wir hören, daß du mit Zittern und mit Zagen, mit einer kläglichen Stimme, und mit einer blassen Todtenfarbe anhebest zu klagen; „O! was sehe ich da für eine vermischte Schaar beyderley Geschlechts, die sich einer handfesten Beredsamkeit rühmen. Ich sehe eine grosse Anzahl, die, anstatt der Worte mit zornigen Gebehrden, und geladenem Gewehr, alle Welt schweigen machen. Ich sehe eine Menge von Gerichtsdienern, die eure Leibwachten sind: so daß es mir fast bange wird, mich unter so strengen Aufsehern zu befinden, die sich nach dem Winke derer, die ich um, wider, vor mir, und zur Seiten sehe, genau richten. Aber wie artig sieht nicht erst die Waffenrüstung derjenigen, die ihr in eurer Gesellschaft erzür-

nete Weibesbilder nennet! Sie sehen in Wahrheit so fürchterlich aus, daß ich grossen Fleiß tragen werde, ihren Zorn mit keinem Worte gegen mich zu erregen"

Wir hätten Ursache zu erstaunen, daß du dir einbildest: „Es stünden Leute mit Schwerdtern und mit Stangen hinter dir, welchen wir winkten," ja gar zu besorgen scheinest, „wir wollten uns an deiner Person vergreifen." Denn, allerliebster Philippi, wie kömmst du zu solchen Gedanken? Jagt etwan der Anblick einiger unserer Schwestern, die hier gegenwärtig sind, dir eine solche Furcht ein? Ich sollte es nicht meynen; denn was können dir so schwache Werkzeuge thun? Ja siehest du nicht aus ihren huldreichen Augen, wie angenehm ihnen deine Gegenwart ist? Betrachte sie recht: so wirst du sie nicht für erzürnte Weibsbilder schelten, und sagen, daß sie fürchterlich aussehen.

Siehe sie einmal recht an, so wirst du befinden, daß es eben so annehmliche Kinder sind, als die weiblichen Gliedmaßen der patriotischen Assemblée, deren Mitglied du bist, und alle sich eine Ehre daraus machen werden, dir, im Falle der Noht, ihre geschäfftige

Mitleidenheit zu bezeugen, und, wenn dir etwan, welches der Himmel verhüte! eine Ohnmacht anwandeln sollte, mit ihrem kräftigen Balsam zu stärken. *) Was setzt dich dann so gar ausser dir, daß du so ängstlich thust, als wenn dir schon das Messer an die Kehle gesetzet sey? Sage uns, wehrter Philippi, wo sind die Leute mit dem geladenen Gewehr, mit den Spiessen, Schwerdtern und Stangen? Wo ist die Menge der Gerichtsdiener, die du siehest? Wir sehen nichts. Besinne dich demnach, o heroischer Philippi, und ängstige uns nicht ferner durch ein so jämmerliches Zetergeschrey. Sey getrost und fürchte dich nicht. Du bist nirgends sicherer, als in unserer Versammlung, und befindest dich unter Leuten, die dich alle recht zärtlich lieben, und für dich, wenn es Noht thäte, mit Freuden ihr Leben wagen würden.

Urtheile demnach selbst, o erleuchteter Philippi! wie lächerlich, daß ich so rede, deine Furcht uns vorkommen würde, wenn wir fähig wären, bey deinem Jammer, und wenn er auch nur eingebildet, zu lachen. Glücklich bist du,

---

*) S. die sechs deutschen Reden. S. 25.

wehrter Philippi, daß wir alleine sind. Was würde daraus werden, wenn unsere Feinde sehen sollten, wie du dich gebehrdest? wie du ohne alle Ursache uns für Mörder, und die zu beyden Seiten sitzenden annehmlichsten Kinder, deine Mitschwestern, für Furien ansiehest? Würden sie nicht übele Gedanken von dir bekommen? Würden sie nicht erbärmlich mit dir umspringen? Ihres Spottens würde kein Ende seyn. Ja, wo fern ich sie recht kenne, würden sie gar die Bosheit haben, dich mit dem Orestes zu vergleichen, und mit einer höhnischen Miene sagen:

- - ex quo est habitus male tutae mentis Orestes
Nil sane fecit quod tu reprendere posses.
Non Pyladen ferro violare, aussusve Sororem
Electram: tantum maledicit utrique, vocando
Hanc furiam, hunc aliud, jussit quod splendida
bilis. *)

Allein wir sehen das, was dir in unserer Versammlung begegnet, mit ganz andern Augen an. Wir wundern uns eben so sehr nicht darüber, und es

*) Horat. Sermon. Lib. II. Sat. 3.

es sey ferne, daß wir darüber spotten sollten. Wir wissen, daß es ein Zufall ist, dem kleine Geister unterworfen sind. Es lehret uns dieses die Erfahrung, und es haben es auch schon andere angemerket. Ein berühmter französischer Medicus sagt an dem Orte, da er der kleinen Geister rühmlichst erwehnet: Sunt praeterea qui se a latronibus continuo putant circumveniri, et spoliari: *Alii vero qui a lictoribus se colligari, et mox in carcerem conjiciendos credunt.* Alii se vivos a terra adsorberi et deglutiri jam tremuli exclamant: alii aliis imaginationibus, prout vitae fuit institutum, perturbantur. *) Er meynt, der lapis lazuli und helleborus arte spagyrica praeparatus, ut decet, wären bewährte Mittel wider solche Zufälle, und spricht: Quin et Chirurgia *sanguinis missione*, et haemorrhoidum apertione, aliisque *manuum operationibus*, suas partes explebit. **)

Allein ich weiß nicht, wehrter Philippi, ob diese Mittel bey dir anschlagen werden. Ein hei-

---

*) Josephus Quercetanus in Diaetetico Polyhistorico Cap. IX. p. 103.

**) Ibidem p. 129.

liges Grausen, so mich bey deiner Entzük-
kung überfallen hat, macht mich glauben, daß
dieselbe einen höhern Ursprung habe, als die
Krankheit kleiner Geister, von welcher der fran-
zösische Arzt redet. Deine Gebehrden, deine Ver-
drehungen, die Schönheit und Wichtigkeit der
Sachen, welche du vorbringest, zwingen mich,
deine Entzückung für übernatürlich zu halten. Die
sämmtlichen anwesenden Glieder unserer Gesell-
schaft sind auf gleiche Weise gerühret worden, und
daher kömmt es, daß sich niemand; dich in dei-
nem paroxysmo anzugreifen, und dir hülfliche
Hände zu bieten, getrauet hat. Selbst die un-
natürlichen Verdrehungen deines ehrwür-
digen Haupts, und deine starren und unver-
wandt auf die weisse Decke unsers Saals
gerichteten Augen, die gewissesten Zeichen einer
nahen Ohnmacht, haben unsere annehmlich-
sten Schwestern nicht bewegen können, dir
mit ihrem kräftigen Balsam beyzuspringen.
Die Hoffnung, etwas hohes, heroisches und
sonderbares zu hören, hat sie abgehalten, dich
durch eine unzeitige Mitleidenheit wieder
zu recht zu bringen. Sie wissen, daß ein Mensch,
so lange er bey sich selbst ist, nichts über-

menschliches reden kann. Dazu wird eine kleine Verrückung des Verstandes unumgänglich erfordert. Non potest grande aliquid, sagt Seneca, et supra caeteros loqui, nisi *mota mens.* Cum vulgaria et solita contempsit, *instintuque sacro* surrexit excelsior, tunc demum aliquid cecinit *grandius ore mortali.* Non potest sublime quicquam et in arduo positum contingere, quamdiu *apud se est.* Desciscat oportet a solito, et efferatur, et mordeat fraenos, et rectorem rapiat suum, eoque ferat, quo per se timuisset ascendere. *) Und würdest du also, entzückter Philippi, wohl so herrliche Dinge, an der Decke unsers Saals gewahr worden seyn, wenn nicht deine, durch eine unsichtbare Gewalt angefeurte, Einbildungskraft über deine Sinnen und Vernunft die Oberhand bekommen hätte? Sie durchbricht die Schranken, die dein erleuchteter Verstand ihr sonst setzet, und reißt ihren Führer mit dahin. Sie stellet die Dinge, die nicht sind, so lebhaft vor, als wären sie da. Du bildest dir ein, ausser dir dasjenige zu sehen, das doch nur ein Geschöpfe dei-

---

*) Seneca de Tranquilitate animi, Cap. XV.

ner erhöheten Einbildungskraft, und ausser deinem bewegten Gehirn, dem Sammelplatz aller Weisheit, nicht zu finden ist.

Du erblickest an der Decke unsers Saals die Gesetze unserer Gesellschaft, da doch nicht ein Buchstab an derselben zu sehen ist. Ich befürchte nicht, daß du mir dieses leugnen werdest. Da du nunmehro wieder zu dir selbst gekommen bist, siehest du wohl, daß an der Decke unsers Saals nichts, als die Bildnisse des Schutzgottes, und des Stifters unserer Gesellschaft, des grossen Pans, und des phrygischen Königs Midas, zu sehen sind. Wir haben für gut befunden, zwey Fächer der Decke unsers Saals mit diesen erbaulichen Gemählden zu zieren, und, wofern es uns erlaubt ist, grosser Philippi, so werden wir dich dem allerdurchlauchtigsten Stifter unserer Gesellschaft zur Seite setzen, weil niemand demselben in seinen Urtheilen näher kommt, als du. Noch zur Zeit aber sind die übrigen Fächer der Decke unsers Saals weiß und leer, und es ist uns nimmer in den Sinn gekommen, dieselbe mit unsern Gesetzen auszufüllen.

Urtheile demnach selber, mit was für Ehr-

furcht wir dich hier wachend träumen gese-
hen! Du hast Gesichter, o grosser Mann! und
bekräftigest uns in den Gedanken, daß du den
Geist der Weissagung habest. Wie sehr du
auch aus Bescheidenheit diese ausserordentli-
che und in diesen letzten Zeiten so seltene und
verdächtige Gabe verbirgest: so haben wir
doch in deinen Schriften einige Spuren derselben
gefunden, und der heilige Koller, in welchen
du hier vor unsern Augen gerahten, überführt
uns völlig, daß du ein Prophet bist.

Denn, grosser Philippi, wärest du Meister
von dir selbst gewesen, und wäre nicht deine
Zunge von dem dich reissenden Geiste regie-
ret worden: so würdest du unstreitig menschlich
und verständlich mit uns geredet haben. Aber
so blendet uns die Majestät deines Vortrags so
sehr, daß wir nicht wissen, was du haben willt.
Du sprichst: Unser erstes Gesetz laute also:
„Hüte dich, bey Strafe, daß du dem
Scharfrichter nicht in die Hände fallest,
vor der heroischen Beredsamkeit, ja nimm
dis Wort, welches des Landes auf ewig
verwiesen, nicht einmal in den Mund.“

Du scheinest zu glauben, wir hätten, diesem

Gesetze zu Folge, deine sechs deutschen Reden durch unsern Scharfrichter, den von Bockshorn, rädern und viertheilen lassen; ja du befürchtest, es werde allen deinen übrigen Schriften, insonderheit deiner thüringische Historie, als der wir bereits das Leben abgesprochen, eben so ergehen.

Alles dieses ist uns zu hoch, theurer Philippi, und die Ehrerbietung, welche wir gegen dich hegen, lässet uns nicht zu, deine Worte nach dem Buchstaben zu verstehen; sondern besiehlt uns, zu glauben, daß grosse Geheimnisse darunter verborgen sind. Denn ist es möglich, daß du im Ernst glauben kannst, wir wären Feinde der heroischen Beredsamkeit? Ist nicht die Lobrede des von Bockshorn eben sowohl nach den Regeln einer heroischen Beredsamkeit verfertiget, als deine sechs deutschen Reden? Wer zweifelt daran, da er es ja selbst, nach deinem Beyspiel, auf dem Titel gar sittsam gesaget hat? Wie kannst du sagen, wir hätten deine sechs deutschen Reden rädern und viertheilen lassen? Wie kannst du den von Bockshorn einen Scharfrichter nennen? Hat dieser ehrliche Mann deine sechs deutschen Reden

nicht nach Verdienst gelobet? Ist in seiner ganzen Rede wohl ein Wort zu finden, das dich verdriessen könnte? Ist etwa deine Demuht so übermäßig, daß dich das Lob, welches man dir beyleget, eben so sehr schmerzet, als wenn man dich aufs Rad flöchte? Oder steckt in dem Ehrentitel, den du dem von Bockshorn giebst, ein stillschweigendes Bekenntniß, daß du ein armer Sünder bist?

Dieses wäre zu viel. Wir müssen also glauben, daß deine Worte anders zu verstehen sind, als sie lauten. Sie haben unstreitig einen geheimen Sinn, den wir so unfähig sind, zu erreichen, als es uns schwer fällt, zu begreifen, warum du für deine thüringische Historie besorgt bist. Glaube mir, allerliebster Philippi, ob wir gleich alle deine ausserordentlichen Schriften in hohem Wehrt halten: so ist uns doch deine thüringische Historie die liebste unter allen; so vollkommen ist sie nach unserm Geschmacke, und so herrlich stimmet sie mit unsern Regeln überein. Wir lesen täglich mit dem größten Vergnügen einige Blätter darinn, und würden denjenigen, der es nicht thäte, ohne alle Gnade aus

unserer Gesellschaft stossen. Ich glaube nicht, daß eines unserer Glieder uns jemalen zu einem so harten Verfahren Anlaß geben werde. Ein Buch, das von Anfang bis zu Ende mit so vielen Seltenheiten angefüllet ist, als deine thüringische Historie, muß Geistern unserer Art nohtwendig gefallen.

Ich will nichts erwehnen von der vortrefflichen Zueignungsschrift, in welcher ein jeder Absatz für sich selbst in völliger Vollkommenheit bestehet, und mit dem andern keine Verwandschaft hat, und welche so künstlich gemacht ist; daß man sie, ohne daß sie etwas von ihrer Schönheit verlöhre, von hinten zu so gut, als von vorne, lesen kann. Wer uns kennet, der weiß, wie hoch wir eine so besondere und künstliche Schreibart halten. Nur bitte ich dich, unvergleichlicher Philippi, bedenke einmal, wie sehr uns die Anmerkungen, die du mit Recht auserlesen nennest, vergnügen müssen? Was meynest du wohl, wie uns zu Muhte sey, wenn wir sehen, daß du so sorgfältig anmerkest, daß man heutiges Tages anstatt Durchlauchtiger, Durchlauchtigster Fürst

sage: *) daß du uns lehrest, wie der Titel: Hochfürstliche Gnaden in Hochfürstliche Durchlauchtigkeit verwandelt, und nur noch den gefürsteten Reichsäbten beygeleget werde; **) ob es gleich gewiß ist, daß nicht nur die gefürsteten Aebte, sondern alle Bischöfe, die, ihrer Geburt nach, keine Prinzen sind, sich damit behelfen müssen; daß du die schädliche Lehre unserer Feinde, quod omnis majestas sit ex pacto, so nachdrücklich widerlegest, und gar andächtig behauptest: quod majestas sit immediate a Deo; ***) ohne zu bedenken, daß diese heilsame Wahrheit von den meisten für eine abgedroschene Grille gehalten wird, und der selige Masius, dessen Gedächtniß noch bey allen kleinen Geistern im Segen ist, dieselbe kaum mit Feuer und Schwerdt wider die Spötter retten können? Dieses alles sind Gedanken, so dir wohl anstehen, und unsere Hochachtung gegen dich ungemein vermehren.

---

*) S. die thüringische Historie des Herrn Professor Philippi, S. 14. Not. 2.

**) Ebend. S. 29. Not. ff.

***) Ebend. S. 18. und folg. Not. l.

Wie erfreuen uns nicht die scharfsinigen Anmerkungen! daß man von einem, der sich s. v. übergiebt, zu sagen pflege: Er ruft St. Ulrichen; oder: Er appellirt an St. Ulrichen *); daß eine grosse Weisheit und Erfahrung nöhtig sey, um das rechte Maaß zwischen Gelindigkeit und Strenge zu treffen **); daß auch unter Brüdern oft Feindschaft und Rache sey, und daß dieses dem Naturrechte ganz entgegen ***)? Wie erquicket uns nicht die unerhörte Etymologie des Worts: Spittal; da du meynest: Spittal solle wohl, seinem Ursprung nach, so viel heissen, als: Speist alle ****)? Mit wie vielem Vergnügen lernen wir nicht von dir, daß auch der König von Preussen die grosse Commißion über Mecklenburg mit seinen Völkern unterstützet *****)? Und daß unvermuhtete Zufälle, und der oft schnell einbrechende Tod,

---

*) S. die thüringische Historie des Herrn Professor Philippi, S. 76. Not. 52.

**) Ebend. S 93. Not. 77.

***) Ebend. S. 110. Not. 109.

****) Ebend. S. 125. Not. 130.

*****) Ebend. S. 180. Not. 217.

auch ihren Eintritt in die größten Palläste nehmen; daß auch Helden an einem Schlagflusse sterben, und ein solches Ende, wenn man anders wohl bereitet ist, das beste sey *)? Denn ob es gleich eben nichts neues, daß die Grossen dieser Welt sterben, wie andere Menschen: so ist es doch sehr erbaulich, daß du dieses anmerkest, und die Nachricht von preußischen Executionstruppen in Mecklenburg ist vollkommen neu; und wir konnten sie von niemand, als von dir, erwarten, weil du der einzige bist, dem es gegeben ist, auch ungeschehene Dinge zu wissen.

Wie löblich ist nicht der christliche Eifer, den du in unterschiedenen Anmerkungen **) wider den Concubinat und die Vielweiberey bezeugest. Gewiß, andächtiger und keuscher Philippi, wir hätten einen solchen Glauben bey einem Rechtsgelehrten, in diesen verderbten Zeiten, nicht gesuchet. Wir erfreuen

*) S. die thüringische Historie des Herrn Professor Philippi, S. 190. Not. 188.

**) Ebend. S. 150. Not. 173. S. 152. Not. 179. S. 154. Not. 180 S. 155. Not. 181.

uns so inniglich, daß du dich durch das verführische Geschwätz der unschlachtigen und verkehrten Juristen nicht einnehmen lassen, sondern, zum Trost unserer Gesellschaft, die unterschiedenen Begriffe einer Hure und Concubine, aus einer heiligen, und an einem Juristen ungewöhnlichen, Einfalt, so christlich, oder, wie unsere Feinde reden, so pestillantisch vermengest, daß wir die sichere Hoffnung hegen, du werdest nicht nur viele gute Gemühter wie einen Brand aus dem Feuer reissen, sondern auch an jenem Tage viele Rechtsgelehrte, welche dir von der bösen Welt weit vorgezogen werden, beschämen.

Dasjenige aber, was uns am meisten an deinen auserlesenen Anmerkungen behaget, ist dieses, daß du deinen Hübner so wohl inne hast, und dich, wann es auf die Historie ankommt, nicht mit den abgenützten Lumpen alter Tröster behängest, sondern auch die ältesten Geschichte mit den neuesten und frischesten Urkunden belegest, die eben darum am allerglaubwürdigsten sind, weil diejenigen, von welchen du selbige entlehnest, mit so viel mehrerm Fug für unparteyisch gehalten

werden können, je weiter sie von den Zeiten, da die alten Begebenheiten sich zugetragen haben, entfernet, und von den Affecten, die den Berichte der Alten verdächtig machen, frey sind.

Eine gegründete Furcht, deiner Bescheidenheit zu nahe zu treten, verbietet mir, grosser Philippi, mich weiter in die Betrachtung der ausserordentlichen Eigenschaften deiner Anmerkungen zu vertiefen. Ich übergehe also eine grosse Menge der darinn vorkommenden Schönheiten mit Stillschweigen, und sage nur noch kürzlich, daß wir deine thüringische Historie unter diejenigen Schriften zählen, die unserer Gesellschaft die meiste Ehre bringen, und daß die beyden Glieder unserer Gesellschaft, die sich neulich durch ihre vortreflichen Anmerkungen über die Paßion, und über die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem berühmt gemacht haben, gegen dich für Kinder in der edlen und kleinen Geistern anständigen Schreibart zu achten sind.

Es ist uns demnach unbegreiflich, wie du auf die Gedanken gerahten können, wir hätten deiner thüringischen Historie das Leben abgespre-

chen. Sie soll leben, theurer Philippi, und zu ewigen Zeiten eine Zierde unsers Büchervorrahts, und ein Vorwurf unserer Bewunderung seyn! Die tiefe Einsicht, die du in die Vortrefflichkeit deiner eigenen Schriften hast, wird dich überzeugen, daß dieses keine Complimente sind; und wir haben also die größte Ursache von der Welt, alles, was du von unserm ersten Gesetze sagest, deine Klagen über den von Bocksborn, und deine Sorge für deine thüringische Historie, für Früchte deiner Entzückung zu halten.

Eben dieses sage ich von dem andern Gesetze, so du an der Decke unsers Saals findest. Trage keine Sorge, heißt es, wenn du gleich in der gewöhnlichen Titulatur fehlest. Wir können dich, wehrter Philippi, auf unsere Ehre versichern, daß wir nicht wissen, was du mit diesen Worten haben willt. Du redest uns gar zu mystisch: Wer kann es erreichen? Ja ich mag dich nicht einmal um eine deutliche Erklärung bitten. Vielleicht ist es dir selbst unmöglich, die hohen Worte auszulegen, welche in der heiligen Verwirrung, ohne alles Zu-

thun deines Verstandes, aus dem prophetischen Munde gegangen sind.

Und was soll ich also von dem dritten Gesetze unserer Gesellschaft, das du im Geiste gesehen hast, sagen? Auch dieses können wir, ohne die Ehrerbietung, so wir dir schuldig sind, zu verletzen, nicht nach dem Buchstaben verstehen. Wir können uns unmöglich einbilden, daß du uns in dem Verdacht habest, als suchten wir in der Nachahmung eines Cicero und Demosthenes unsern Ruhm. Du weißt, mein lieber Philippi, daß diese blinden Heiden zu ihren Zeiten abgesagte Feinde unserer Gesellschaft, und ihre Schriften jederzeit ein Greuel in unsern Augen gewesen sind. Wie hat es nicht unsere Gesellschaft geschmerzet, daß gewisse Verächter unserer Anstalten den vermaledeyeten und Grund-bösen Geschmack der Heiden, die von Gott nichts wissen, in die christliche Beredsamkeit einführen wollen? Und wie haben wir uns hergegen nicht gefreuet, daß du, o streitbarer Philippi, vor den Riß getreten, und dich durch deine vortrefflichen Schriften dem einreissenden Verderben entgegen gestellet hast? Wie kannst du uns dann Schuld geben, wir hielten den Cicero und

Demosthenes hoch? Ich bin versichert, grosser Philippi, daß du eine bessere Meynung von uns hast, und sollte dahero fast auf die Gedanken gerahten, du wollest gerade das Gegentheil von dem, das du sagest, verstanden wissen, und nur so viel sagen, daß unsere Feinde thöricht handeln, wenn sie, obgleich die deutsche Sprache ihre eigenen Regeln hat, doch verlangen, man solle sich nach den Regeln der lateinischen und griechischen Redekunst eines Cicero und Demosthenes richten.

Auf solche Art würde unser drittes Gesetz, nach deinem Sinne, folgender Gestalt lauten müssen: Binde dich nicht an die Regeln der lateinischen und griechischen Redekunst eines Cicero und Demosthenes, denn die deutsche Sprache hat ihre eigenen Regeln.

Dieses wäre ein Gesetz für uns, und der Schluß, auf welchen sich dasselbe gründet, würde uns als kleinen Geistern wohl anstehen, weil in selbigem die Sprach- und Redekunst so artig mit einander vermenget sind, und nicht undeutlich zu verstehen gegeben wird, daß es eine lateinische, eine griechische, und eine deutsche Beredsamkeit gebe, die wesentlich von einander

der

der unterschieden; welches gewiß unsern Feinden so wunderlich vorkommen würde, als wenn man ihnen von einem lateinischen, griechischen und deutschen Ein mal eins vorsagen wollte.

Allein, grosser Mann, eine heilige Ehrfurcht hält mich von einer vorwitzigen Ausgrübelung deiner heiligen und verborgenen Absichten zurück. Ich weiß, daß nichts, als die Unbegreiflichkeit und Dunkelheit, die Reden solcher Propheten, als du, schätzbar macht; und es wäre eine strafbare Verwegenheit, wenn ich mich unterfangen wollte, deine Weissagungen ihrer größten Annehmlichkeit zu berauben. Du weißt am besten, theurer Philippi, ob wir die hohen Geheimnisse, die in deinen Worten verborgen liegen, fassen können, oder nicht, und wirst also schon wissen, wann es Zeit ist, uns mit einem grössern Lichte zu begnadigen.

Ich sehe, meine Brüder, die Ungeduld, mit welcher ihr diese frohe Stunde erwartet, aus euren Augen hervor leuchten. Allein gebt euch zufrieden, und freuet euch, daß der Herr Professor Philippi in seiner Entzückung nicht durchgängig

gleich hoch und dunkel geredet hat. Er wird gegen das Ende derselben immer verständlicher.

In sese redit, atque hominis tandem ore locutus *).

Redet er nicht, indem er die übrigen, ihm im Gesichte vorkommenden, Gesetze unserer Gesellschaft von der ledigen Decke unsers Saals ablieset, so deutlich und umständlich von unserer Sorgfalt in Vermeidung eines fruchtbaren Vortrags nützlicher Wahrheiten, von unserer Bemühung, fein natürlich zu reden, von unserm Verbote einer genauen Wahl der Gedanken, eines richtigen Zusammenhangs der Urtheile, und einer Bündigkeit in den Schlüssen, und endlich von der Kühnheit, mit welcher wir über alles, was in der Welt heilig und ehrwürdig ist, herfahren, als wenn er viele Jahre unter uns zugebracht hätte? Diese Erkenntniß unserer Verfassung, welche du, theurer Philippi, von dir blicken lässest, erfüllet unsere Herzen mit einer unaussprechlichen Freude. Denn es ist unmöglich, allerliebster Philippi, daß du eine Gesellschaft hassen könntest, deren Hochachtung gegen

---

*) Virgilius Georg. Lib. IV. v. 444.

dich so groß ist, daß sie durch ihre Gesetze alle ihre Glieder zur Nachahmung deiner ausserordentlichen Schreibart verbindet. Bedenke aber einmal, können die vier letzten Gesetze, die du im Geiste gesehen hast, und die wir für die unsern erkennen, wohl einen andern Endzweck haben? Sind sie nicht aus deinen, uns so lieben, Schriften genommen?

Es scheinet fast, theurer Philippi, als wenn du dieses erkennetest. Denn du tadelst nicht ein einziges; und wenn du vorgiebst, du erschreckest bey Erblickung unsers Gesetzes, welches, nach deiner Rechnung, das siebende ist, über unsere Kühnheit: so glauben wir, dieses Erschrecken sey mehr eine Frucht deiner, auch wider deinen Willen sich in dir regenden, Neigung zu uns, deinen dir so ähnlichen Brüdern, als ein Zeichen, daß dir unsere Kühnheit mißfalle.

Es ist dieses nicht zu vermuhten von einem Manne, der mit Fug unter die kühnesten und verwegensten Scribenten seiner Zeit gerechnet werden kann. Mit was vor Dreißigkeit hast du nicht, herzhafter Philippi, dem Churhause Sachsen die Stifter Merseburg und

Naumburg abgesprochen? *) Wie verwegen hast du nicht, an einem gewissen Orte, von einer schon verstorbenen grossen Prinzeßinn, und, was noch mehr zu bewundern, von der noch lebenden Herzoginn von K: nd: l geredet? **) Und haben nicht viele Grosse bey dem Lotterenwesen in Sachsen mit ihren Schaden erfahren, daß auch die angesehensten Männer vor deiner Feder nicht sicher sind, wenn dein gerechter Zorn erst an zu brennen fängt?

Wir folgen deinem Exempel, heldenmühtiger und kühner Philippi, und scheuen uns vor nichts. Unser Wahlspruch ist:

Aude aliquid brevibus Gyaris, et carcere dignum
Si vis esse aliquis . . . . ***).

Laß es seyn, daß man unsere Kühnheit bestrafet; wir leiden allemal unschuldig. Man werfe uns in den Kerker: wir wissen uns groß damit. Wir sind so sehr von dem Reste der Menschen unterschieden, daß wir das, was andere Schande nennen, für unsere größte Ehre achten. Es

*) S. die thüringische Historie, S. 203. und folg. Not. 260.

**) Ebend. S. 155. Not. 181.

***) Iuvenalis Sat. I.

kömmt nur darauf an, wie man eine Sache ansiehet. Empfangen wir, was unsere Thaten, nach dem Urtheile unserer Verfolger, werth sind: so sind wir Märtyrer der Wahrheit; legt man unsere Füße in den Stock, so trösten wir uns damit, daß ein dergleichen Gefängniß, das einer nicht um Missethat willen, sondern aus unverschuldetem Hasse der Mächtigen, ausstehet, mehr edle Seelen betroffen habe *). Wir sind nimmer Delinquenten und Mißethäter, sondern Staatsgefangene und königliche Arrestanten, **) und unser Kerker ist uns ein Pathmus.

Seyd demnach unsertwegen unbesorget, wehrter Philippi. Unsere Kühnheit wird uns so wenig schaden, als dir die deinige; und haben wir desfalls Anfechtung: so haben wir auch von dir gelernet, solche Fatalitäten zu überstehen, und uns, nach deinem Beyspiele, zu trösten. Beseufze vielmehr unser Verhängniß, daß wir selten Gelegenheit haben, unsere Standhaftigkeit in solchen Fällen zu beweisen. Wir gäben öfters viel

---

*) S. die thüringische Historie, S. 156. Not. 178.

**) S. die sechs deutschen Reden, S. 76. Not. (*)

darum, daß unsere Schriften verboten, und wir zur Verantwortung gezogen würden. Denn jenes würde den Abgang unserer Werke, der ordentlicher Weise sehr schlecht ist, befördern, und dieses ein Zeichen seyn, daß man unsere Stiche gefühlet. Allein es wird uns so gut nicht. Man achtet uns nicht einmal so viel, daß man sich um uns und unsere Schriften bekümmert. Du wirst aus eigener Erfahrung wissen, grosser Philippi, daß ich die Wahrheit sage. Hat man deiner thüringischen Historie, einer Schrift, die so viel bedenkliches in sich fasset, in Sachsen wohl die Ehre gethan, daß man sie confisciret? Man hat sich gestellet, als wäre sie nicht in der Welt; und dieses unvergleichliche Werk würde unstreitig schon gutentheils von den Motten verzehret, oder wohl gar den Weg aller, nach dem Geschmacke unserer Gesellschaft verfertigten, Schriften gegangen, und niemals zum Vorscheine gekommen seyn, wenn nicht unser lieber Bruder, der von Bockshorn, den Lohn von Gott genommen hätte, desselben in der auf dich gehaltenen Lobrede zu erwehnen, und also, zugleich mit deinen sechs deutschen Reden, aus dem Staube hervor zu ziehen.

Ich bin versichert, wehrter Philippi, du siehest alle diese Wahrheiten tiefer ein, als ich, und weiß besser, als ich es dir sagen kann, wie nöhtig Geistern unserer Art diejenige Kühnheit ist, die du für gefährlich hälst. Indessen erkennen wir, aus deiner so liebreichen Besorgniß, die Grösse deiner zu uns tragenden Liebe, von welcher du uns, auch mitten in deinem Zorn, so deutliche Proben giebest. Wir sind dir dafür unendlich verbunden, und preisen die Gnade unsers Schutzgottes, des grossen Pans, daß es ihm gefallen, deinen, ohne unser Verschulden, wider uns entbrannten Grimm durch eine Entzückung zu brechen, und dir in einem Gesichte unsere Gesetze sehen zu lassen, aus welchen eine so genaue Aehnlichkeit zwischen deinem und unserm Geist hervor leuchtet, daß, wofern du nicht von Stein bist, dein Herz dadurch nohtwendig gerühret und wieder zu uns gewandt werden muß.

Vergönne uns, grosser Philippi; daß wir uns mit dieser angenehmen Hoffnung schmeicheln. O wie vortheilhaft wird deine Gewogenheit und Freundschaft unserer Gesellschaft seyn? Was wird es ihr nicht vor Ehre bringen, daß unter uns ein

Prophet aufgestanden? Und wie werden sich unsere Feinde ärgern, wann sie unsere Gesellschaft unter dem Schirm eines Hauptes von so ausserordentlichen Verdiensten blühen, und an Ruhm und Ansehen wachsen sehen? Alle ihre Bemühung, uns zu schaden, wird inskünftige vergebens seyn. Wollen sie offenbare Gewalt gebrauchen: so wird es ihnen gehen, wie den Riesen, die den Himmel stürmten, und auch der grimmigste Angriff ihnen nichts, als die traurige Ehre, von dem Strahle der heroischen Beredsamkeit unsers Jupiters zerschmettert zu werden, zuwege bringen. Wollen sie uns durch List stürzen: so wird deine Vorsicht und Weisheit ihre geheimesten Anschläge zu nichte machen. Du wirst ihnen, nach der Gabe, die dir gegeben ist, in das Innerste ihrer Herzen sehen, und vorher wissen, was sie denken und nicht denken. Denn was ist dir wohl, o du Seher! verborgen? Du siehest vorher, was künftig geschehen wird, und weißt, was in dem Rahte der Götter beschlossen ist.

Was bisher kein Mensch gewußt, ja was nicht einmal den Engeln im Himmel bekannt gewesen, das ist dir offenbaret. Du weißt, gros-

ser Prophet, wann der jüngste Tag kommen wird. Du hast uns vor nicht langer Zeit verkündiget: „Daß die Welt kaum Jahre bis zum Untergange Babels, und des grossen Antichrists, eines atheistischen Königes, so viertehalb Jahr vor dem Einbruche des Weltgerichts tyrannisiren wird, stehen werde; daß die Tage, durch eine sonderbare Veränderung, so an der Sonne noch geschehen wird, verkürzet werden sollen, und daß sich in Zeit von 53 Jahren, wer es erleben sollte, die allerwunderbarsten Begebenheiten, und erschröcklichsten Gerichte noch zutragen werden *).“

Wie tröstlich muß der seufzenden Creatur diese Weissagung nicht seyn, aus welcher sie lernet, daß ihre Erlösung so nahe ist? Und verdienest du nicht, o Mann Gottes! daß man dir Altäre aufrichtete? Deine Demuht läßt dieses zwar nicht zu; allein das sollt du mir doch nicht wehren, daß ich die Gnade, die in dir ist, verehre, und deine Einsicht in das Künftige bewundere.

---

*) S. den mathematischen Versuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt, S. 415.

Ich muß der Spötter lachen, die, nach ihrer Naseweisheit, dich für einen philosophischen Enthusiasten halten, und es nicht verdauen können, daß du deine besondere Einsicht in die Materien, welche du in deinem mathematischen Versuche abgehandelt hast, und die Erkenntniß der Unmöglichkeit einer ewigen Welt für einen, dir unverdient geschenkten, Strahl des ewigen Lichts ausgegeben *); daß du den, dir für die herrliche Ausführung so wichtiger Wahrheiten gebührenden Ruhm nicht dir, sondern der Gnade, die in dir ist, zugeschrieben **), und endlich gar zum Schlusse mit aufgehabenen Händen Gott gepriesen, daß er das, was du in deiner Schrift wider Wolfen vorgetragen, den Weisen und Klugen verborgen, und dir, als einem Unmündigen, offenbaret, ja die Beweise in dieser Sache dir selbst in den Mund geleget habe ***).

---

*) S. den mathematischen Versuch von der Unmöglichkeit, einer ewigen Welt, S. 428.

**) Ebend. S. 429.

***) Ebend. S. 457.

„Diese Elende stehen in dem Wahn, es sey eine scheinheilige Prahlerey, und ein andächtiger Mißbrauch des göttlichen Namens, wann du dich einer göttlichen Eingebung rühmest. Man könne, sprechen sie, zur Noht aus natürlichen Kräften, und ohne eine besondere Erleuchtung begreifen, daß das, was nohtwendig einen Anfang gehabt haben muß, nicht allezeit gewesen, und folglich nicht ewig seyn könne. Es sey daher nicht zu glauben, daß die göttliche Vorsicht dich in diesem Zeitraum erwecket habe, etwas zu beweisen, daran niemand zweifelt, und dich zu einer so unnöhtigen Arbeit mit einer besondern Einsicht begabet habe, die andere nicht gehabt. Es sey folglich deine Danksagung lächerlich, und komme nicht viel besser heraus, als wenn du zum Beschlusse deiner Schrift Gott auch dafür danken wollen, daß er dir Kräfte verliehen, in währendem Schreiben deine Sandbüchse von deinem Dintenfasse zu unterscheiden. Man müsse sich wundern, daß du dich nicht entsehen, deine Einsichten einer Einblasung zu zuschreiben, da du doch selber gestündest, daß die Unmöglichkeit einer ewigen Welt dir gleich in die Augen gestrah-

let, so bald du nur die Begriffe des ewigen, selbständigen, nohtwendigen, unterwürfigen u. s. w. mit einander verglichen, ja es für eine sehr begreifliche Sache hieltest, daß die Welt nicht ewig seyn könne.*) Ueberdem wäre dein mathematischer Versuch so beschaffen, daß man einen sehr üblen Begriff von der göttlichen Weisheit haben müßte, wenn man glauben wollte, daß sie an den darinn vorkommenden Gedanken einigen Antheil hätte; und sey es also eben nicht gar ehrerbietig, daß du Gott Schuld gäbest, er habe dir Gedanken eingeflösset, deren sich viele kluge Leute schämen würden. Sie wenigstens, fahren sie fort, möchten nicht, daß man ihnen nachredete, sie hätten die Worte des Herrn Wolfs: Thut Herr Budde dieses dem Thomas von Aqvino, einem englischen Lehrer, was will er mir nicht thun? so verstanden, als wenn Herr Wolf sagen wollen: Ist Thomas Aqvinas ein englischer Lehrer, wie vielmehr bin

*) S. den mathematischen Versuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt, S. 209. Not. 229.

tchs.*) Sie würden es für eine Beschimpfung achten, wenn man von ihnen sagen wollte: Sie glaubten, daß Gott zornig sey, wann es donnert, und daß der Bliz nur die Gottlosen träfe;**) oder sie wären so übel in ihrem Gehirne verwahret, daß sie nicht begreifen könnten, wie es möglich sey, daß Gott, der die Kraft, etwas zu wirken, von Ewigkeit besessen, von Ewigkeit etwas habe wirken können, da sie doch so gar glaubten, es sey möglich, daß mehr als ein Gott sey.***) Da nun dein mathematischer Versuch voll von solchen Einfällen: so sey es mehr als lächerlich, daß du so deutliche Merkmale eines dunklen Verstandes für zurückprallende Strahlen des dich bescheinenden göttlichen Lichts ausgäbest, und werdest du mit deiner vorgegebenen Einblasung und Erleuchtung um so viel weniger Glauben finden, je schwerer es zu begreifen, warum der Geist,

---

*) S. den mathematischen Versuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt, S. 111. Not. 51.

**) Ebend. S. 111. und folg. Not. 56.

***) Ebend. S. 65. 92.

der dir so wunderliche Gedanken eingegeben, nicht so viel Liebe für dich gehabt, daß er dir dein barbarisches *Epistolium*, *) welches du, als ein damaliger Jüngling, **) an den Herrn Wolf geschrieben, corrigiret, oder wenigstens dich angetrieben, dasselbe nochmal incudi conscii tui ***) zu unterwerfen; sondern dich dasselbe in dem jämmerlichen Zustande, worinn es jetzo vor aller Welt Augen liegt, drucken lassen; gerade als wenn es nöhtig, jedermann zu überführen, daß du kein besserer Lateiner, als deutscher Redner seyst; ja daß er gar so neidisch gewesen, daß er dir dasjenige vorenthalten, welches dir doch zu wissen höchstnöhtig gewesen: nämlich, daß niemand zu finden, der den Irrthum hege, welchen du in deinem mathematischen Versuch widerleget hast. Du sähest also eine Windmühle für einen Riesen

---

*) S. den mathematischen Versuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt, S. 130. und folg.

**) Ebend. S. 273. Not. 233.

***) Ist eine in dem lateinischen Epistolio des Herrn Philippi vorkommende neue Redensart, davon die einfältigen Alten eben so wenig gewußt, als von dem Worte: irreiraganeus.

an, und dieses habe Don Quirot, ohne allen ausserordentlichen Beystand von oben, bloß aus natürlichen Kräften auch gethan. Es sey demnach , ,“ Doch mir ekelt schon vor diesem Geschwätz. Ich übergehe den größten Theil der giftigen Spöttereyen, welche diese Unglückseelige wider deinen mathematischen Versuch überhaupt, und insonderheit wider den andächtigen und demühtigen Beschluß desselben ausstossen, mit Stillschweigen. Die Reden solcher Leute irren mich nicht. Ich bin versichert, sie würden anders urtheilen, wenn der Neid, und die Vorurtheile, mit welchen sie alle Schriften kleiner Geister lesen, ihnen zugelassen hätten, diejenige Stelle deines mathematischen Versuchs, aus welcher der dir geschenkte Strahl des ewigen Lichts so helle hervor leuchtet, mit gehöriger Aufmerksamkeit anzusehen.

Ich habe diese Stelle gefunden, begeisterter Philippi. Ich erkenne, daß du Ursache hast, dich einer hohen Offenbahrung in Demuht zu rühmen, und ehre dich als einen Propheten, der alle Propheten, die unsere Gesellschaft seit ihrer Stiftung gehabt hat, weit übertrifft. Es ist bekannt, erleuchteter und bestrahlter

Mann, daß der Trieb zu weissagen bey kleinen Geistern nicht selten ist. Nicht nur die neuen Propheten, deren Lohn in diesen verderbten Zeiten sehr schlecht ist; sondern auch die Zauberer in Egypten, alle Wahrsager, Zeichendeuter, Sternseher, Chaldäer, ja auch diejenigen jüdischen Propheten, von denen in der Bibel nicht viel Gutes gesagt wird, gehören zu uns. Ich will alle diese vortrefflichen Männer, denen unsere Gesellschaft so vieles zu danken hat, nicht verachten: Allein was sind sie gegen dich? Wie groß auch ihre Verdienste gewesen sind: so hat es ihnen doch an derjenigen Klugheit gefehlet, die du, o grosser Prophet, in deinen Weissagungen bezeigest.

Nur von denen zu reden, die sich, wie du, unterfangen haben, den Tag des jüngsten Gerichts vorher zu verkündigen: so haben sie nicht die Vorsicht gebrauchet, die zu einem so wichtigen Unternehmen erfordert wird. Sie haben allemal ein gewisses Jahr bestimmet, und also, wo nicht bey ihrem Leben den Verdruß, doch wenigstens nach ihrem Tode die Schande gehabt, daß man gesagt, sie hätten gelogen. Ob es nun gleich bey allen vernünftigen Leuten ausgemacht

macht ist, daß es eine Einfalt, nach dem Ausgange von einer Sache zu urtheilen, und folglich eine Prophezeihung, die nicht erfüllet wird, eben so wenig aufhöret, eine wahre vollständige Prophezeihung zu seyn, als eine nach den Regeln der Arzneykunst verfertigte Purganz, die aus gewissen Ursachen ihre Wirkung nicht hat, aufhöret, eine Purganz zu seyn; auch unsere Feinde selbst ihren Jonas darum nicht für einen falschen Propheten halten, weil der Untergang der Stadt Ninive, welchen er vorher verkündiget hatte, nicht erfolget ist: so hast du doch wohl gethan, wehrter Philippi, daß du dem Lästerer nicht Raum gegeben; sondern den Einfältigen alle Gelegenheit beschnitten, das Maul, nach ihrer löblichen Weise, über dich und deine Weissagung zu reissen, wenn sie, wie es leicht geschehen kann, entweder zu frühe oder gar nicht erfüllet werden sollte.

Auf die Art, wie du es machst, bist du sicher, es mag kommen wie es will. Bricht der jüngste Tag ein, noch ehe die 53 jährige Frist, die du der Welt zur Busse gegeben hast, zu Ende läuft: so verliehrest du nichts dabey. Denn qui

potest majus, potest etiam minus, und alle kluge Leute werden also erkennen, daß, da du auf 53 Jahre hinaussehen können, es dir ein leichtes gewesen seyn würde, das, was in einer kürzern Zeit geschehen sollen, und nicht so weit entfernet war, vorher zu wissen, wenn die Schärfe deines geistlichen Gesichts nicht so übergroß gewesen. Sie werden dich demnach für einen so viel grössern Propheten halten, je weiter sich deine Einsicht in das Künftige erstrecket. Gesetzt aber, deine 53 Jahre liefen zu Ende, und der jüngste Tag bliebe aus: Was fragst du darnach? Drey und funfzig Jahre ist eine lange Zeit, in welcher sich vieles zutragen kann. Vielleicht erlebest du das Ende derselben nicht, und nach deinem Tode hörest du nicht, was man von deiner Weissagung sagt. Und was wäre es dann, wenn du gleich das 1785te Jahr überlebtest? Ich glaube wohl, die Einfältigen würden dich als einen falschen Propheten auslachen, wenn der jüngste Tag nicht käme: Allein könntest du diese Tröpfe nicht leicht zu Schanden machen? Du hast ja nicht gesagt, daß der jüngste Tag eben im 1785ten Jahre kommen werde. Du sagst nur überhaupt, die Welt werde noch 53

Jahre stehen; und hast du also nicht vollkommene Freyheit, im Falle der Noht, zu sagen, du habest nicht von gemeinen, sondern von prophetischen Jahren geredet? Diese Ausflucht kann nicht nur bey deinem Leben deine Ehre retten; sondern muß auch nach deinem Tode in alle Ewigkeit gelten, und du wirst folglich den Ruhm eines Propheten mit dir ins Grab nehmen, und die Ehre haben, daß deine Weissagungen von unsern spätesten Nachkommen für wahr gehalten werden.

Wie kläglich ist es demnach von dir gehandelt, grosser Philippi, daß du die gemeine und plumpe Art, den jüngsten Tag vorher zu verkündigen, verlassest, und durch eine prophetische Zweydeutigkeit deine Ehre in Sicherheit gesetzet hast. Das heisse ich nach der Kunst weissagen. Wer wollte dich daher nicht bewundern, theurer Philippi? Wer muß nicht über die Bescheidenheit erstaunen, mit welcher du die wichtige Nachricht von der Zeit des jüngsten Gerichts, die du unstreitig von guter Hand hast, vorbringest? Du sprichst nicht trotziglich: So spricht der Herr; sondern du sagest mit einer Sittsamkeit, die man nicht leicht bey einem

andern Propheten finden wird: Du wollest deine Meynung niemanden aufdringen. Diese Bescheidenheit, grosser Mann, muß nohtwendig deine Weissagungen bey edlen Bemühtern, die sich nicht leicht mit Gewalt zu einer Meynung zwingen lassen, höchst beliebt machen, und kann dir auch, wenn allenfalls die Erfüllung deiner Prophezeihung nicht zur bestimmten Zeit erfolgen sollte, eben so grosse Dienste thun, als die Zweydeutigkeit, der du dich beflissen.

Es kann zwar wohl seyn, daß einige daher, daß du deine Meynung nur für höchst wahrscheinlich ausgiebst, Anlaß nehmen, zu glauben, du seyest kein Prophet: Allein kluge Leute sehen wohl, daß dieses übel geschlossen, und daß du ohne Offenbahrung die hohe Wahrscheinlichkeit deiner Meynung nicht einsehen können; weil es unmöglich ist, zu begreifen, wie ein sich selbst gelassener Mensch, ohne ausserordentliche Erleuchtung, mehr Wahrscheinlichkeit darinn finden könne, daß der jüngste Tag um 53 Jahre kommen, als daß er heute, morgen oder über hundert, tausend, oder zehn tausend Jahr einbrechen werde. Denn eines ist so

gewiß und ungewiß, wahrscheinlich und unwahrscheinlich, als das andere.

Du bist und bleibest also, o Wundermann, ein grosser Prophet, und wir haben die wichtigsten Ursachen von der Welt, auf dich unser Vertrauen zu setzen, und feste zu hoffen, du werdest den Hochmuht unserer Feinde dämpfen, und diese lose Verächter unserer Gesellschaft unter unsere Füsse treten, in kurzen. Und wie wird mir? Ist es doch, als wenn deine Gegenwart eben so ansteckend, als die Verdrehungen eines entzückten Quäckers. Indem ich dich ansehe, grosser Philippi, und mit den Augen meines Gemühts deinen prophetischen Geist betrachte, werde ich beynahe selbst ein Prophet:

. . . Bella, horrida bella
Et Tibrim multo spumantem sanguine cerno. *)

Ich sehe dich im Geiste mit eisernen Hörnern einhertreten, und die verfluchte Rotte unserer Widersacher zerstossen. Euge Philippe! pulchro Philippe! percute sceleftos. Percussisti, vulnerasti, interfecisti. So recht, o Held, da liegen sie bey Haufen. Wehe euch, ihr grossen Gei-

*) Virgilius Aeneid. Lib. XI. v. 86. 87.

ster! Wehe euch! euer Untergang ist nahe. Die Wünsche unserer Väter sind erfüllet. Wir dürfen nicht mehr seufzen:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor,
Qui face Dardanios, ferroque sequare colonos. *)

unser Rächer ist da. Heulet ihr unglückseligen Verfolger kleiner Geister! Er kömmt, euch zu verderben. Wie wollt ihr seinem Zorn entfliehen? Er wird euch in seinem Grimm aufreiben, eure Aecker verwüsten, eure Wohnungen mit Feuer verbrennen, und es wird kein Retten da seyn.

Dieses und noch ein mehrers versprechen wir uns von dir, tapferer Philippi, und das um so viel mehr, je herrlicher der Anfang ist, den du schon gemacht hast. Du hast dich, so oft du dich, seit dem du geschrieben, in eine Disciplin gewaget hast, nicht anders gestellet, als wenn du in Feindes Land wärest. Du hast niedergerissen, verwüstet, gesenget und gebrennet, ohne alles Erbarmen. Noch neulich hast du in der Chronologie so hausgehalten, daß unsere Feinde in 100 Jahren nicht werden ausbessern können, was

*) Virgilius Aeneid. Lib. IV. v. 625. 626.

du verdorben hast.*) Fahre so fort, auserwehlter Philippi, und räche deine bisher bedrängten und verfolgten Brüder. Erfreue uns, so bald es möglich ist, mit deiner Anatomie des menschlichen Verstandes,**) und mache durch diese herrliche Schrift das feste Nest der Vernunftlehre, aus welchem unsere Feinde uns so vielen Dampf anthun, dem Erdboden gleich.

Es wird nicht nöthig seyn, daß ich dich zu Vollführung eines so wichtigen Werks, durch weitläuftiges Zureden, aufmuntere. Dein Eifer für die Ehre und Aufnahme unserer Gesellschaft ist fast grösser, als wir wünschen. Du bedarfst mehr eines Zügels, als der Spornen, grosser Philippi: Und ich bitte dich, im Namen unserer Gesellschaft, deine Hitze zu mäßigen. Es steigt dieselbe manchmal so hoch, daß du alles niedermachst, was dir vorkommt, und kaum im Stande bist, Freund und Feind zu unterscheiden. Unser lieber Bruder, der von Bockshorn, hat es, deucht mich, erfahren, daß es besser,

*) S. den mathematischen Versuch S. 309. und folg. Not. 363

**) Ebend. S. 321.

einem Bären zu begegnen, dem die Jungen geraubt sind, als dir, o Held! wann du zeuchst zum Streit, und dein gereizter Grimm dich Freund- und Feinden schrecklich macht. Du siehst ihn im Eifer für deinen Feind an: du kömmest mit Ungestüm, ihn aufzusuchen, und wer weiß, wie es ihm ergangen wäre, wenn du ihn gefunden hättest?

Ist es möglich, erzürnter Held, so begreife dich. Wüte nicht ferner gegen einen Unschuldigen, der das Glück hat, dein Mitbruder und einer deiner größten Verehrrr zu seyn. Schütte deinen Grimm aus auf unsere Feinde, und schone unser. Warum wollen wir, allerliebster Philippi, uns, zur größten Freude unserer Widersacher, unter einander aufreiben?

Dii meliora piis errorēmque hostibus illum. *)

O was wollte ich darum geben, daß der Herr von Bockshorn gegenwärtig wäre, und sich selbst gegen dich rechtfertigen könnte! Aber da dieses nun nicht seyn kann: so erfodert meine Pflicht, einen abwesenden Bruder zu vertreten. Wir haben ihn in wichtigen Angelegenheiten ver-

*) Virgilius Georg. Lib. III. v. 513.

schicket, und es wäre unbillig, daß seine Abwesenheit ihm zur Last gereichen sollte. Erlaube mir demnach, grosser Mann, daß ich dir einen Irrthum benehme, der dich zu Thaten verleiten könnte, deren Folgen dir und unserer Gesellschaft gleich nachtheilig seyn würden.

Du bildest dir ein, theurer Philippi, der von Bockshorn habe die strafbare Absicht gehabt, deiner zu spotten, und desfals seinen Namen verschwiegen. Aber ist es möglich, daß du dieses im Ernst glaubest? Ich sollte es nimmer denken. Denn bist du wohl jemalen mehr gelobet worden, als in der Rede, welche der von Bockshorn in unserer Gesellschaft, dir zu Ehren, gehalten? Ich glaube wohl, demühtiger Philippi, daß die Lobsprüche, welche er dir beygeleget, deine Bescheidenheit verletzet habe; und es stehet dir wohl an, und macht dich um so viel grösser, daß du dich derselben unwürdig schätzest, und sie von dir ablehnest. Nur möchte ich wünschen, daß du dieses letzte mit wenigerm Ungestüm und mehrerer Höflichkeit gethan hättest.

Ich sage dieses nicht in der Absicht, dich zu meistern, grosser Mann: Denn wer bin ich, daß ich mich dieses unterstehen sollte. Ich für

meine Person erkenne aus deinem sonderbaren Verfahren die Ueberschwenglichkeit deiner Demuht: Aber ich fürchte, unsere Feinde werden dasselbe mit andern Augen ansehen, und die Art, mit welcher du das dir beygelegte Lob ablehnest, für báurisch, und für ein Zeichen halten, daß du nicht zu leben wissest: und mich deucht, du háttest ohne Verletzung deines Gewissens dich etwas manierlicher gebehrden, und solche Urtheile vermeiden können. Du wárest darum doch wohl geblieben, wer du bist, und würdest es auch unstreitig gethan haben, wenn du nur bedacht háttest, daß, wie es deine Pflicht ist, mássiglich von dir selbst zu halten, und das Lob, das man dir ertheilet, nicht ohne Complimente anzunehmen; also unsere Schuldigkeit erfordere, die Tugend zu ehren, wo wir sie finden, und so ausserordentlichen Verdiensten, als die deinigen sind, denjenigen Tribut zu zahlen, der ihnen von Rechts wegen zukömmt. Wáre dir dieses eingefallen: so würdest du, wie sauer es deiner Demuht angekommen, grosse Lobsprüche, ohne Widerrede zu verschlucken, doch gefunden haben, du habest keine Ursache auf denjenigen, der dir dieselbe beygeleget,

zu zürnen, und ihm für seinen guten Willen mit Scheltworten zu danken.

Der Herr von Bockshorn verdiente dieses um so viel weniger, je deutlicher die Zeichen sind, die er von seiner Aufrichtigkeit gegeben hat. Er hat, glaube mir, grosser Philippi, nicht die geringste Absicht gehabt, dir, nach Art der bösen Welt, zu schmeicheln, oder durch seine Lobeserhebungen deiner zu spotten. Du weißt ja selber, daß er nichts als die Wahrheit von dir gesagt, und dir kein Lob beygeleget hat, ohne durch eine oder mehr Stellen deiner sechs deutschen Reden zu erweisen, daß es dir zukomme. Urtheile hieraus, ob auß der Verschweigung seines Namens etwas tückisches und böses zu schliessen. Sey versichert, daß dasjenige, so ihn bewogen hat, seinen Namen der auf dich gehaltenen Lobrede nicht vordrucken zu lassen, nichts anders gewesen, als eben die Demuht; die Ursache ist, daß du diese Lobrede so übel aufgenommen, und die Furcht, man möchte ihn, wenn er sich nennete, für einen Menschen halten, der dich aus unlautern und eigennützigen Absichten nicht aber ohne Hoffnung einiger Danksagung und Belohnung lobe.

Wie wird es also den ehrlichen Mann nicht schmerzen, wann er hören wird, daß du ihm die Verschweigung seines Namens so übel auslegest, und ihn dessfalls für einen Pasquillanten und et caetera gescholten hast? Gewiß, er wird darüber um so viel empfindlicher seyn, je unschuldiger er sich in seinem Gewissen weiß; und ich kann ohne Grausen nicht daran gedenken, was wir hier vor ein Spectakel erleben würden, wenn er zugegen wäre. Die Scheltworte, mit welchen du ihn ohne Ursache angreifest, sind so beschaffen, daß kein rechtschaffener Mann sie leicht verdauen kann; und sein Stand und seine Gebuhrt würden ihn also verbinden, einen so grossen Schimpf mit deinem Blute abzuwaschen. Er ist ein gebohrner Edelmann, und du, als ein Doctor Juris, hast auch jura nobilium, und kannst, wenn es dir beliebt, die Leute auf Degen und Pistolen ausfordern. *) Bedenke demnach, allerliebster Philippi, wozu dich dein Eifer verleitet? Der Herr von Bockshorn ist ungemein hitzig; und würden wir also, wenn

*) Er hat es auch wirklich gethan; aber es ist ihm übel bekommen.

es das Glück nicht so sonderbar gefüget hätte, daß er eben jetzo abwesend, nicht Gefahr laufen, an diesem frohen Tage zween der würdigsten Glieder unserer Gesellschaft auf einmal einzubüßen? Oder, welches fast eben so arg ist, das gute Verständniß zwischen dir und dem Herrn von Bockshorn, so zur Aufnahme unserer Gesellschaft unumgänglich nöthig ist, auf ewig gestöhret zu sehen? Noch sind wir vor diesem Unglücke nicht gänzlich sicher: Denn was will daraus werden, wann dem Herrn von Bockshorn zu Ohren kömmt, was du ihm für schöne Ehrentitel beygeleget hast? Von mir soll ers gewiß nicht erfahren. Ich werde ihm auch, wehrter Philippi, dein versiegeltes Handschreiben noch vor der Hand nicht zuschicken; weil ich besorge, es möchten gleichfalls Anzüglichkeiten darinn seyn, die zu einem Streite, zwischen euch beyden, Anlaß geben möchten, von welchem niemand mehr Schaden haben würde, als unsere löbliche Gesellschaft; und ich habe das Vertrauen zu unsern hier gegenwärtigen Mitbrüdern, sie werden gleichfalls reinen Mund halten.

Wann der Herr von Bockshorn nach Verlauf einiger Jahre, denn so lange wird seine Gesand-

schaft wohl währen, wieder in unserer Versammlung erscheinet, werden wir ihm das, was heute hier vorgegangen, füglicher beybringen können. Er wird sich alsdann nicht so sehr über dein Schelten entrüsten, als über deinen wunderlichen Eifer, und die Mühe, so wir gehabt haben, dich auf andere Gedanken zu bringen, lachen. Und wird er denn ja endlich böse: so wird er doch nicht, um einer alten und verjährten Beleidigung, Händel mit dir anfangen; sondern sich, durch unser Zureden, besänftigen lassen.

Wie hitzig er auch ist: so kann ich ihm doch rühmlich nachsagen, daß er den Vorstellungen seiner Freunde Raum giebt. Ich erinnere mich, daß er einmal um ein Paar lumpen Ohrfeigen so böse wurde, daß er von Leder ziehen wollte: Er zog auch wirklich den Degen halb aus; aber auf mein Zureden machte er es, wie der Achilles, und steckte ihn säuberlich wieder in die Scheide *).

*) So hat es der Herr Professor Philippi wirklich in Merseburg gemacht.

. . . ἐπ' ἀργυρέῃ κώπῃ σχέθε χεῖρα βαρεῖαν
Ἂψ δ' ἐς κουλεὸν ὦσε μέγα ξίφος, οὐδ' ἀπίθησε
Μύθῳ Ἀθηναίης . . .

. . . In argenteo manubrio tenebat manum gravem
Rursus autem vaginae impulit magnum ensem, nec fuit inobediens
Verbo Minervae . . . *).

Es ist also bey mir noch nicht alle Hoffnung verschwunden, grosser Philippi, allen Weiterungen zwischen dir und dem Herrn von Bockshorn vorzubeugen, und dich gänzlich mit ihm auszusöhnen. Indessen wirst du mir erlauben, dir zu sagen, daß ich dieser Mühe gerne überhoben gewesen wäre, und viel darum geben wollte, daß du unsern Bruder, den von Bockshorn, nicht so hart angegriffen hättest. Er hat es nicht um dich verdienet; und ich muß gestehen, daß ich noch nicht begreifen kann, wie dich sein wohlgemeyntes Lob so sehr ausser dir setzen können. Ich sage dieses nicht, um dir deine Uebereilung zu verweisen. Glaube nicht, daß der unverdiente Haß, den du auf den von Bockshorn geworfen hast, die

---

*) Homerus Iliad.

Hochachtung, so wir gegen dich hegen, schmälere. Je weniger Vernunft wir in deinem Verfahren bemerken, je höher schätzen wir dich. Dein Schelten, dein Wüten, dein Toben überführt uns völlig, daß wir kein würdiger Haupt, als dich, erwählen können. Wie muß es uns also nicht erquicken, daß du mit einer so männlichen und heroischen Unbescheidenheit von dem Herrn von Bockshorn verlangest, er solle seinen Namen nennen, ob du gleich schon vorher weißt, wie er heisse, und wo er sich aufhalte? Wir lernen immer mehr und mehr daraus, was wir für einen Mann an dir haben. Wir sehen, daß es eine Thorheit sey, sich vor einem Propheten verbergen wollen, der alles weiß, und unsere Ehrerbietung gegen dich wird dadurch immer grösser.

Wer hätte es denken sollen, o allwissender Philippi, daß du den Herrn von Bockshorn so genau kennetest? Aber dir ist nichts verborgen. Du weißt seinen Namen, du weißt den Ort seines Aufenthalts, und ich glaube, du würdest ihn gleich kennen, wenn du ihn nur sehen solltest.

Non haec humanis opibus non arte magistra
Proveniunt . . . *)

Man siehet leicht, daß du ohne Offenbarung den Namen deines ungenannten Anbeters nicht erfahren, und ihn unsern lübeckischen Lobredner nennen können; und du kannst glauben, daß wir demjenigen Geiste, der dich zu dieser Erkenntniß gebracht hat, ungemein verbunden sind, ob er dir gleich nicht alles entdecket hat. Denn du mußt nicht meynen, wehrter Philippi, daß der Herr von Bockshorn wirklich in der Stadt Lübeck wohnet. Dieses ist ihm so wenig, als andern kleinen Geistern, erlaubt. Alle, die sich in Lübeck öffentlich zu unserer Gesellschaft bekennen, müssen ausser der Stadt, vor einem gewissen Thore, in gewissen kleinen Häusern **) wohnen, und werden fast als Gefangene gehalten. So begegnet man uns in Lübeck! Das macht, unsere Feinde sind daselbst zu mächtig, und wir haben es noch als eine sonderbare Gnade anzusehen, daß man uns die Ehre thut, und uns mit den Juden in eine

*) Virgilius Aeneid. Lib. XII. v. 427. 428.

**) Petites maisons.

Classe setzet. Denn gleichwie man nur einen Juden in Lübeck duldet: so duldet man auch nur öffentlich einen kleinen Geist, und dieser ehrliche Mann findet doch lange nicht so viel Schutz wider Unrecht und Verspottung, als der ungläubige Mauschel. Unter Christen ist dieses was unerhörtes, und ; ; ; Doch ich mäßige meinen Eifer, und erinnere dieses nur darum, weil der Geist, der dir, es sey nun mündlich, im Traum, oder in einem Gesichte geschehen, die Nachricht gegeben hat, daß der Herr von Bockshorn in Lübeck sey, der diese Umstände, ich weiß nicht warum, verschwiegen hat, und unserer Gesellschaft sowohl, als dem Herrn von Bockshorn, sehr viel daran gelegen ist, daß du von der Wahrheit und Unbetrieglichkeit deiner gehabten Offenbarung aufs kräftigste überzeuget werdest.

Du bist es nunmehro vollkommen, theurer Philippi, das weiß ich. Vergönne uns demnach, o vortrefflicher Mann, daß wir dich, theils als einen Propheten, bewundern, theils darüber frohlocken, daß du, auf eine unsern Gesetzen so gemäße Art, von dem von Bockshorn, ohne alle Ursache, verlangest, er solle sich mit Namen

nennen. Die Freude, die wir über eine so seltsame Aufführung empfinden, ist um so viel gerechter, je gewisser wir vermuhten können, daß deine wunderliche Forderung den Herrn von Bocksborn bewegen werde, die Scheltworte, mit welchen sie begleitet, in Gelassenheit zu verschlucken. Es ist diesem würdigen Mitgliede unserer Gesellschaft die Ehre seiner Mutter weit lieber, als seine eigene. Wie kann er dann einem Manne etwas übel nehmen, der eben durch die Art, mit welcher er auf ihn losziehet, unsere Gesellschaft verherrlichet? Er wird es nicht thun, grosser Philippi, sondern die herben Ausdrückungen, der du dich in deinem Grimme, gegen ihn, bedienet hast, und welche ihn, wenn sie ihm gleich jetzo, ausser dem Zusammenhange, sollten vorgetragen werden, zum Zorne reizen, und zu verzweifelten Unternehmungen unstreitig verleiten würden, als einen kräftigen Bewegungsgrund ansehen, dich als seinen wehrten Mitbruder zu lieben, und als ein würdiges Oberhaupt zu ehren.

Glaube nicht, grosser Philippi, daß er von einem so heilsamen Vorsatze werde abwendig gemacht werden, wenn er hören sollte, daß du die

höchst ärgerlichen und strafwürdigen Ausdrücke, so du in seiner Lobrede angetroffen, höhern Orts berichtet. Solche Drohungen schrecken ihn nicht, und er würde sich in dem Fall mit den herrlichen Worten eines pygmäischen Weltweisens trösten, dessen Schriften wir vor nicht langer Zeit in einem alten Kranichsnest gefunden haben, *) und in aller Gelassenheit sagen: „Ich bin unter Gott, und dessen seiner Gewalt. Ich scheue die Gewalt der Grossen, die den Herrn fürchten. Die andern habe ich nicht Ursache zu scheuen: Denn sie stehen selbst unter der Gewalt eines erzürnten Richters. Meine Schrift betreffend, so stehet darinn entweder Wahrheit oder Irrthum. Ist es Wahrheit, so bleibt auch die confiscirte Wahrheit doch Wahrheit. Ist es Irrthum, so ge-

---

*) Unsere Gesellschaft schätzt sich glücklich, daß sie diesen herrlichen Fund gethan hat; sie hält ein so rares Manuscript für ihren größten Schatz, und würde nicht ermangeln, dasselbe, zum Besten des menschlichen Geschlechts, heraus zu geben, wenn sie nur einen Verleger bekommen könnte; aber so will es niemand haben. Welches gewiß zu beklagen ist!

het auch hier der Verstand und ein deutlicher Beweis über alle Gewalt.“ *)

Ja wenn er die Beschuldigungen, durch welche du ihn höhern Orts anzuschwärzen suchest, recht ansehen wird: so wird er befinden, daß es deutliche Kennzeichen derjenigen seltenen Gemüthsbeschaffenheit sind, welche wir von unserm Haupte unumgänglich erfordern, und sich in seiner Seelen freuen, daß eben er derjenige seyn müssen, an dessen Lobrede du dein Meisterstück in der Kunst, eine Schrift, wider welche man mit Vernunft nichts aufzubringen weiß, nachdrücklich zu widerlegen, mit allgemeinem Beyfall unserer Gesellschaft, abgeleget hast.

Und eben die Betrachtung dieses Meisterstücks setzt uns fast ausser uns. Wie genau, unvergleichlicher Mann, stimmet dasselbe nicht mit den Gesetzen unserer Gesellschaft überein: Und wie würdig macht es dich nicht derjenigen Stelle

---

*) Dieser Worte hatte sich Philippi in der Vorrede zu seinen sieben neuen Versuchen bedienet; aber dieselbe wieder ausgestrichen: doch so, daß sie derjenige, dem sein Manuscript in die Hände fiel, noch lesen konnte.

in unserer Gesellschaft, welche wir uns erkühnet haben, dir einmühtiglich anzubieten! Man siehet deutlich aus den Klagen und Beschwerden, welche du gegen den von Bocksḣorn führest, daß du mit einer bedachtsamen Lesung und genauen Erwegung der Lobrede, die er auf dich gehalten hat, die edle Zeit, nach Art unserer Feinde, nicht verdorben, sondern daß du, da dir diese Lobrede beym ersten Anblicke bedenklich geschienen, so gleich in dich gekehret bist, um durch eine lebhafte Vorstellung deiner unendlich grossen Verdienste, und durch eine tiefsinnige Betrachtung des eingebildeten Frevels, deines vermeynten Widersachers, in denjenigen Eifer zu gerahten, der unentbehrlich ist, wenn man doppelt sehen, und in einer Schrift Fehler entdecken will, die nirgends zu finden sind. So machen es alle Geister unserer Art, wehrter Philippi, und wir müssen bekennen, daß du in diesem Stücke alle deine Brüder weit übertriffst. Wir preisen dich desfals glücklich, vortrefflicher Mann, und werden uns bestreben, deinem Beyspiele zu folgen. Was hättest du machen wollen, grosser Philippi, wenn du in derjenigen Gelassenheit geblieben wärest, mit welcher sich unsere

Feinde groß wissen? Hättest du wohl das geringste wider die Lobrede des von Bockshorn sagen können, wenn du dich nicht, nach den Regeln unserer Gesellschaft, des Gebrauchs deines Verstandes auf eine Zeitlang geäussert, und die Wut, in der du dich befanden, deine Vernunft in gebührenden Schranken gehalten, und sie verhindert hätte, dich in deinem wichtigen Unternehmen durch ihre verdrießlichen Vorstellungen zu beunruhigen? Aber da nun ein gerechter Eifer sich deiner Sinnen bemeistert, und deine Vernunft gefesselt hat: so hat deine erhitzte Einbildungskraft freye Hände, und du siehest in der Lobrede des von Bockshorn die ungeheuresten Thorheiten, ärgerliche Reden, strafbare Ausdrückungen, Religionsspötteleyen, und ich weiß nicht was vor Greuel.

Du bildest dir ein, der Herr von Bockshorn habe dein Heldengedicht für einen Ochsenkäufer gescholten; obgleich ein ieder, der lesen kann, wohl siehet, daß er nur diejenigen, die von der Güte eines Verses aus dem Reim urtheilen, mit den Ochsenkäufern verglichen. Du tadelst an dem Herrn von Bockshorn diejeni-

gen Gebehrden, in welchen er dir nachgeahmet, z. E. daß er auf einem Bein gehüpfet. Du wirfst ihm als eine Thorheit vor, daß er gesagt, der König müsse aus der Kutsche steigen, wenn er sich auf die Herzen seiner Unterthanen lagern wolle; da doch dieses nichts, als eine ungezwungene Folge aus deinen heroischen Reden, ist. Du meynest, der Herr von Bockshorn treibe sein Gespötte mit der unsichtbaren Kirche, und der Entzückung des Apostels Paulus; ungeachtet es der Augenschein giebt, daß ihm dieses nimmer in den Sinn gekommen sey. Du sprichst ohne Scheu: Er sage von der Königinn in Polen: Es sey unser Glaube wohl irrig, daß sie in der Schaar verklärter Geister sey; da er doch nichts mehr sagt, als: deine Meynung, daß die Freude der Seligen durch die Ankunft der Königinn vermehret worden, streite mit den gemeinen Meynungen der Christen. Du schreibst die Spöttereyen unserer Feinde über die Stelle, in welcher du von der Zehe des verstorbenen Königs von Polen so sonderbar geredet hast, auf die Rechnung deines und unsers Bruders. Du verdenkest es diesem Eiferer für deine Ehre,

daß er der Academie, auf welcher du lehrest, eines Hochmuhts beschuldiget, und deine jetzigen Collegen Nachteulen nennet: da doch niemand besser weiß, als du, was du für ein geringes Lichtlein in den Augen dieser Stolzen bist, und wie unfähig diese grimmigen Feinde aller kleinen Geister sind, deine Vortrefflichkeiten zu erkennen. Du machest dir die wunderlichsten Gedanken von der Welt, von derjenigen Stelle der Lobrede des Herrn von Bocksborn, in welcher er sagt: Man sollte fast schweren, du wärest ein Schooßjünger des Knechts Gottes Jochen in Halle, und bildest dir, ich weiß nicht warum, ein, der Herr von Bocksborn wolle durch den Ausdruck von Schooßjünger des Herrn Rambachs spotten, der, wie du sagst, Johannem einen Schooßjünger Christus genennet. Gerade als wenn es möglich sey, daß ein kleiner Geist von so entsetzlicher Dummheit zu finden, der über einen so gewöhnlichen Titel des Evangelisten Johannes spotten, und es dem Herrn Rambach verdenken könne, daß er den Evangelisten Johannes damit beleget; ob es gleich unstreitig, daß der Herr Rambach so wenig, als

du, und ich, Urheber von dieser Benennung ist. Du siehest nicht, daß der Herr von Bockshorn keine andere Absicht gehabt habe, als dem Herrn Doktor Langen den Titel zu geben, den ihm sein würdiger Schwiegersohn in dem erbaulichen Denkmal der Liebe beyleget, welches er seiner verstorbenen Ehegattinn aufgerichtet, und mit welchem er unserer Gesellschaft die ihm sonst wenig Gutes zutrauet, eine so unverhoffte Freude gemacht hat. Du stellest dir endlich gar den Herrn von Bockshorn als einen Possenreisser und lustige Person vor. Du rähtest ihm ganz höhnisch, er solle sich nach mancher Universität wenden, da dergleichen Leute fehlen, und kannst dich nicht enthalten, bey der Gelegenheit auf einige, schon an ihren Ort gegangene, Spötter zu sticheln, die vielleicht bey ihrem Leben mögen verhindert haben, daß manche Universität schon lange, nach dem Wunsche unserer Gesellschaft, völlig zu einer Wohnung der Unmündigen *) geworden, unter welchen du dich mit Recht zählest. Dieses

*) S. des Herrn Rambachs Leichenpredigt auf den Spötter Gundling.

gefällt uns, grosser Philippi, und wir sehen es als ein Zeichen deines Eifers für das Beste unserer Gesellschaft an, welche alle denen feind ist, die da sitzen, da die Spötter sitzen, und diejenigen für ihre Freunde hält, welche diese schädlichen und gefährlichen Menschen mit ihr hassen und verabscheuen.

An dir, auserwehlter Philippi, haben wir nicht nur einen so treuen Freund gefunden, sondern die Art, mit welcher du wider den von Beckshorn eiferst, überführet uns völlig, daß du mehr als ein Freund unserer Gesellschaft bist; du bist unser Bruder, unser Fleisch und Blut, und würdig, über uns zu herrschen.

Komm demnach, o unendlich kleiner Geist, und nimm den Platz ein, der dir, als unserm Haupte, gebühret. Verschmähe nicht die Ehre, die unsere Gesellschaft durch mich dir antragen lässet. Sey unser König, und errette uns von unsern Feinden. Wir unterwerfen uns dir ohne alle Bedingung, und ich verspreche dir, im Namen unserer ganzen Gesellschaft, den genauesten Gehorsam.

Du schweigest, grosser Philippi. Erlaube uns demnach, daß wir dein Stillschweigen als eine

Einwilligung ansehen. Erlaube mir, deinem Knechte, daß ich dich umarme, und durch den Kuß des Friedens : : : : *) Du stössest mich zurück, ungnädiger Philippi, und giebst durch die zornigsten Gebehrden mehr als zu deutlich zu erkennen, wie sehr dir unser demüthiger Antrag zuwider sey. Aber dadurch wirst du uns nicht vom Halse los. Du sollt unser König seyn: Du mußt unser König seyn, du magst wollen, oder nicht. Glaube nicht, daß die Verachtung, welche du gegen uns bezeigest, uns zum Zorn reizen, und bewegen werde, unsere Wahl zu widerrufen, und dir die Thüre zu weisen. Wir kennen dich: Wir haben dich zu unserm Oberhaupte erkohren: Dabey bleibt es. Du magst noch so hart darauf bestehen, daß du kein kleiner Geist seyst; wir wissen doch wohl, was wir glauben sollen. Deine Schriften bezeugen das Gegentheil, und eben dieser merkliche Mangel der Selbsterkenntniß macht dich in unsern Augen groß und ehrwürdig. Solche

---

*) Hier näherte ich mich dem Herrn Professor Philippi, und wollte ihn umfassen; aber er stieß mich von sich, steckte die Zunge aus und blöckte mich an.

Leute suchen wir. Wundere dich nicht darüber, werther Philipp; wir haben Ursache dazu. Die kleinen Geister sind, dem Grade nach, eben so sehr von einander unterschieden, als die grossen, und man kann sie füglich in drey Classen theilen. Einige Glieder unserer Gesellschaft geben sich für kleine Geister aus, und sind es nicht: Einige geben sich dafür aus, und sind es auch. Einige hergegen sind es, und wissen es nicht. Die ersten machen uns eitel Verdruß und Herzeleid, und wir können sie nicht anders ansehen, als falsche Brüder und heimliche Feinde. Die andern sind zwar gute ehrliche Leute, die unserer Gesellschaft viele Dienste thun; aber es fehlt ihnen an der Beständigkeit. Eine Zeitlang halten sie es mit uns: aber zur Zeit der Anfechtung fallen sie abe. Das macht, der unglückselige Rest ihrer verderbten Vernunft stellet ihnen die Vortheile, wodurch unsere Feinde sie zum Abfall locken, grösser vor, als sie wirklich sind. Sie kennen sich: Sie wissen, wer sie sind, und nehmen sich die Verfolgungen und die Drangsale, denen die kleinen Geister unterworfen sind, recht zu Herzen. Sie suchen denselben zu entge-

hen, und haben oft so böse Stunden, daß sie diejenigen Mängel, in welchen unsere Vollkommenheit bestehet, als Mängel erkennen. Sie merken, daß eben diese Mängel sie verhaßt und lächerlich machen. Sie fangen an, mit ihnen selbst nicht zufrieden zu seyn, und die Furcht vor den Spöttern verleitet sie zur Heucheley. Sie bemühen sich, unsern Feinden zu gefallen, und legen unvermerkt eine Eigenschaft kleiner Geister nach der andern ab, bis sie endlich völlig zu Mammelucken werden. Unsere Feinde sagen dahero im Sprichwort: daß die Erkenntniß der Thorheit der Weisheit Anfang sey.

Die dritte Art der kleinen Geister hergegen ist die allerbeste. Die macht den Kern unserer Gesellschaft aus. Und diesen Ruhm kann ihr auch der Feind nicht rauben. Selbst unsere Verfolger bekennen, daß derjenige der grössieste kleine Geist ist, der es nicht wissen will. Diese beglückten Geister haben ihre verderbte Vernunft, mit welcher Leute unserer Art beständig zu kämpfen haben, völlig unter die Füsse getreten, und ihre Einbildungskraft so sehr erhöhet, daß sie sich

selbst für ganz andere Leute halten, als sie sind. Sie glauben sicherlich, sie wären grosse Geister, und bekümmern sich also wenig, wie es den kleinen gehet. Es ist dahero unmöglich, daß der Jammer unserer Gesellschaft sie rühren sollte. Sie glauben, was uns widerfähret, das gehe sie nicht an; weil sie nicht einmal fähig sind, zu erkennen, daß sie zu uns gehören. Was würde aus unserer Gesellschaft werden, wenn sie solche Glieder nicht hätte? Würde sie nicht in kurzer Zeit untergehen? Denn auf diejenigen, die nur einige Vermuhtung, geschweige dann eine völlige Ueberzeugung haben, daß sie uns angehören, können wir uns nicht verlassen. Und, wie groß auch meine Hochachtung gegen alle meine hier versammleten Brüder ist: so bin ich doch nicht gut dafür, daß sie stark genug sind, die Versuchungen ihrer verderbten Vernunft, die noch zuweilen sich in ihnen reget, zu überwinden, und den listigen Anläufen unserer Feinde zu widerstehen. Dazu wird eine mehr als menschliche Standhaftigkeit, und ein Heldenmuht erfordert, den man nur bey denen findet, die sich durch die Besiegung ihrer Vernunft die-

jenige Unempfindlichkeit erworben haben, die wir bey dir in einem so hohen Grade antreffen.

Wie kannst du uns demnach verdenken, grosser Philippi, daß wir unser Haupt aus der besten Art unserer Mitbrüder wehlen, und dich als den Besten unter den Besten zu dieser Würde erheben? Je mehr du dich wegerst, diese Ehre anzunehmen; je höher du es empfindest, daß wir dich für einen kleinen Geist ansehen: je mehr bekräftigest du uns in der Meynung, daß wir nicht besser wehlen können. Besorge nicht, daß die Einbildung, du wärest kein kleiner, sondern ein grosser Geist, unsere Herzen von dir abwendig machen werde. Wir lassen dir dieselbe um so viel lieber, je grösser die Vortheile sind, die uns daher zuwachsen können. Wir sehen es gerne, daß du dich äusserlich, und mit Worten zu unsern Feinden bekennest, wenn deine Schriften uns nur von der unsichtbaren Gemeinschaft, in welcher du mit uns stehest, überzeugen, und nach dem Geschmacke unserer Gesellschaft eingerichtet sind.

Wir haben dahero nicht den geringsten Verdacht wider dich geschöpfet, als wir vernommen,

daß

daß du deinen mathematischen Versuch wider die Wolfen, an einen unserer Feinde,*) nach Engeland, geschicket. Wir haben uns vielmehr darüber gefreuet. Denn was wird diese Schrift nicht für eine Veränderung verursachen in einem Lande, mit dessen Einwohnern wir bishero in einem beständigen Kriege gelebet haben? Und hättest du es wohl klüger anfangen können, eine uns bisher so aufsätzige Nation auf unsere Seite zu ziehen, als daß du ihr auf eine so listige Art, durch die Vermittelung eines Feindes unserer Gesellschaft, ein Buch in die Hände spielest, welches sie von einem andern nicht würde angenommen haben, und ohne Frucht nicht lesen kann? Ich gestehe, unsere Brüder in Bedlam haben es dir übel genommen, daß du an sie nicht gedacht, und ihnen nicht die Ehre gegönnet hast, durch die Bekanntmachung deines mathematischen Versuchs in Engeland unser Reich zu erweitern: Allein sie haben endlich begriffen, daß der Weg, den du erwehlet hast, der beste sey, und werden sich durch die Verach-

*) An Herrn Clark.

tung, welche du gegen sie bezeiget, nicht abhalten lassen, mit dem ehesten ein Werk ins Englische zu übersetzen, das unserer Gesellschaft einen unglaublichen Vortheil, und dir einen unsterblichen Namen zuwege bringen wird. Dieser Entschluß unserer Freunde in Bedlam, welchen sie uns neulich bekannt gemacht haben, erfreuet uns ungemein. Wir sehen schon im Geiste das stolze Engeland den Hals unter das Joch unserer Gesetze schmiegen, und dich als einen neuen Apostel der Britten und andern Augustinus an. Der Pabst würde über die Wiedereinführung des Peters-Groschen in Engeland keine grössere Freude empfinden, als diejenige ist, welche uns bloß die Hoffnung verursachet, daß dein mathematischer Versuch diese glückselige Insel von der entlezlichen Menge unserer Feinde säubern, und zu dem Gehorsam unserer Gesellschaft bringen werde. Wird diese Hoffnung erfüllet, grosser Philippi: so sollt du, wofern es anders deiner Demuht nicht zuwider ist, Ernestus Conquestor heissen.

Da nun deine Gemeinschaft mit den Feinden unserer Gesellschaft, und der Troz, mit wel-

chem du dich, ohne alle Ursache, für einen grossen Geist ausgiebst, unserer Gesellschaft so ersprießlich, so nützlich, so vortheilhaft ist: so kannst du leicht erachten, unvergleichlicher Mann, daß auch der vertrauteste Umgang mit unsern Verfolgern, und der grössete Abscheu, den du vor uns, deinen Brüdern, bezeigen kannst, uns nicht verhindern werde, dich zu lieben, dich zu ehren, und dich für eine Zierde und Stütze unserer Gesellschaft zu halten.

Trage demnach kein Bedenken, unser Haupt zu seyn. Du irrest dich, wofern du meynest, daß unsere Absicht sey, durch unsere auf dich gefallene Wahl, deine Freyheit einzuschränken. Wir sind zu frieden, daß du vor, wie nach, mit Worten wider uns wütest, und für unsere Feinde die grössete Hochachtung blicken lässest. Es ist uns nicht zuwider, daß du, so lange du lebest, ein Glied der deutschen Gesellschaft in Leipzig bleibest.*) Wir haben in allen gelehrten Ge-

---

*) Der Herr Professor Philippi hat nicht für gut befunden, sich der Freyheit, die wir ihm hier geben, zu bedienen;

sellschaften, die unsere Feinde zu **unserm Verderben** aufgerichtet haben, die **unsern**; und wir würden es für ein **besonderes Glück** achten, wenn du dich in alle diese **Versammlungen** unserer Widersacher **einschleichen**, und, unter der **Larve eines grossen Geistes**, für die **Wohlfahrt** der **kleinen** wachen könntest.

---

sondern den heldenmüthigen Entschluß gefasset, in einer eigenen Rede, die mit dem ehesten das Licht sehen wird von der deutschen Gesellschaft in Leipzig Abschied zu nehmen. Wir erkennen daraus, daß er es redlich mit uns meyne; und wie wir nicht zweifeln, daß diese Abschiedsrede allen rechtschaffenen Gliedern unserer Gesellschaft zu unaussprechlichem Troste gereichen werde: so hoffen wir auch, sie werde gewissen Lästerern das Maul stopfen, die sich nicht entblöden, auszusprengen, der Herr Professor Philippi sey niemalen ein Mitglied der deutschen Gesellschaft in Leipzig gewesen, ob er sich gleich dafür ausgegeben hat. Es habe sich zwar, dichten diese Verwegene, der Herr Professor Philippi um diese Ehre sehr beworben: Allein die deutsche Gesellschaft habe, ob sie gleich zu der Zeit, aus Mangel der Mitglieder, dem Untergange nahe gewesen, sich doch nicht entschliessen können, ihn aufzunehmen, sondern die Schande, welche sie aus der Aufnahme eines so ungeschickten Redners und albernen

Versuche es, theurer Philippi. Gewinne durch eine kluge Verstellung die Liebe unserer Feinde. Du kannst dich nicht besser um uns verdient machen. Denn wenn sie dich erst hochhalten, so können sie uns nicht hassen. Sie müssen uns nothwendig, wofern sie dich, ihren vermeynten Freund, nicht mit treffen wollen, vieles, welches

---

Reimers besorget, für erschrecklicher gehalten, als den Tod; und also mit einer mehr als römischen Standhaftigkeit lieber verderben als sich durch ein so schimpfliches Mittel erhalten wollen. Alle diese Lügen wird die Abschiedsrede, die der Herr Professor Philippi unter Händen hat, zu nichte machen. Denn wer will dem Herrn Professor Philippi, ob er gleich das Haupt einer Gesellschaft ist, von deren Gliedern man alles vermuthen kann, die Thorheit zutrauen, daß er öffentlich von einer Gesellschaft Abschied nehmen sollte, zu der er niemalen gehöret? Wir widersprechen also den Lästerern des Herrn Professor Philippi hiemit öffentlich, und wünschen diesem würdigen Haupte unserer Gesellschaft nicht nur Muth und Kräfte zu Verfertigung seiner Abschiedsrede; sondern auch, welches das Hauptwerk ist, einen Verleger zu der köstlichen Arbeit, die er unter Händen hat, und hoffen, daß endlich die verblendeten Buchführer die Augen aufthun, und begreifen werden, wie vortheilhaft ihnen der

sie, auf ihre Sprache, Thorheit nennen, hingehen lassen, und wir können also unter deinem Schirm vor ihrer Verfolgung sicher seyn, und thun was wir wollen.

Wohlan! demnach, o würdiges Haupt der kleinen Geister? mache dich auf, und betriege unsere Widersacher.

- - dolus an virtus, quis in hoste requirat? *)

Wir wünschen dir Glück zu einem so wichtigen Unternehmen, und unsern Feinden verfinsterte Augen ihres Verstandes, damit sie deinen Betrug nicht merken. Aber, unvergleichlicher Philippi, ist es uns erlaubt, dir unsere Meynung aufrichtig zu sagen: so zweifeln wir sehr an der Erfüllung unserer Wünsche. Wofern ich unsere Feinde recht kenne: so sind sie viel zu listig, als daß sie sich von dir hintergehen lassen sollten. Du bist ihnen schon verdächtig, und hast es in deinen bisherigen Schriften so arg

---

Verlag solcher Schriften nohtwendig seyn müsse, deren Abgang selbst durch die Verächter derselben befördert wird.

*) Virgilius Aeneid. Lib. II. v. 390.

gemacht, daß man bereits an vielen Orten die gerechte Vermuhtung hat, du seyst ein kleiner Geist. Wie schwer wird es dir demnach nicht fallen, dich so zu verstellen, daß unsere Feinde dich für einen von ihrer Rotte halten! Verkappe dich, so stark du willt! sie werden dich doch kennen. Denn einem so vollkommen kleinen Geiste, als du bist, ist es unmöglich, seine Neigung zu unserer Gesellschaft gänzlich zu verbergen. Er lässet sie auch wider seinen Willen, bey aller Gelegenheit, blicken.

Wofern demnach unser weniger Raht bey dir etwas gilt: so gieb dir, allerliebster Philippi, keine vergebliche Mühe, unsere listigen Feinde durch eine Verstellung zu fangen, die über dein Vermögen ist. Bilde dir nicht ein, es sey möglich, diese schlauen Köpfe durch Liebkosungen einzuschläfern. Sie sind gar zu mißtrauisch, und gar zu wohl auf ihrer Hut. Sie sind die Leute nicht, die sich leicht etwas weiß machen lassen, und süssen Worten mehr trauen, als dem Augenschein. Meyne nicht, eine demühtige Zueignungsschrift, eine ehrerbietige Versicherung, du suchest ihnen allen nach-

zuahmen, und einige gezwungene Spötterenen wider unsere Gesellschaft, wären hinlängliche Mittel, ihre Gewogenheit zu gewinnen, und ihnen einzubilden, du wärest wirklich ein grosser Geist, und Feind unserer Anstalten. So bald sie deine Schriften lesen, so sehen sie, wer du bist; sie verlachen deine Complimente, und halten dein Vorgeben, du suchest ihnen nachzuahmen, für eine Beschimpfung. Was kannst du also von diesen Leuten hoffen? Ist dir zu rahten, theurer Philippi, so kehre dich nicht weiter an sie. Sie haben dich bisher noch unter sich geduldet: Aber wer weiß, was über dich verhänget ist? Wie? wenn ihre Geduld, die du so lange gemißbrauchet hast, zerrisse? Komme ihnen zuvor, und zerreiß die Bande, die dich noch an ihre Gesellschaft heften. Ist es dir nicht rühmlicher, sie zu verlassen, als von ihnen mit Ungestüm ausgestossen zu werden? Fasse demnach ein Herz, grosser Mann, und erkläre dich öffentlich wider eine Schaar loser Verächter, die dich, wie fein sie sich auch äusserlich stellen, in ihrem Herzen verachten und hassen. Reiß die falsche Einbildung, daß du ein grosser Geist, und wir deine Feinde, mit

Strumpf und Eckel aus deiner Brust. Wirf einen Blick auf deine Schriften, und halte sie gegen die Gesetze unserer Gesellschaft, die in deinem Herzen weit deutlicher, als an der Decke unsers Saals, geschrieben stehen: so wirst du gewahr werden, daß du, mit gutem Gewissen, dich nicht ferner grausam gegen uns stellen könnest. Du wirst die Stunden bereuen, die du ausser unserer sichtbaren Gemeinschaft zugebracht hast, und dich nicht einen Augenblick bedenken, öffentlich in eine Gesellschaft zu treten, die deine Verdienste besser zu schätzen weiß, als die grossen Geister, denen es niemand leicht recht machen kann. Du siehest, wie unmöglich es ist, den Beyfall dieser Hochmühtigen zu gewinnen. Je eifriger du darnach strebest, je lächerlicher wirst du ihnen. Zeige ihnen demnach, daß du auch ohne ihren Beyfall groß seyn kannst. Wende dich zu uns, deinen Verehrern, die bereit sind, dich mit offenen Armen zu empfangen. Nimm den Posten ein, den wir dir anbieten, und ergreife die Gelegenheit, in demselben, dich, und unsere Gesellschaft, wegen aller Verachtung und Drangsale, so wir von unsern Feinden erlitten haben, mit Nachdruck zu rächen.

Erlaube uns, grosser Philippi, daß wir dich in aller Demuht, noch einmal darum anflehen. Erhöre unsere Bitte, und fasse denjenigen heldenmühtigen Entschluß, der allein fähig ist, den Uebermuht unserer Widersacher zu dämpfen, unsere Gesellschaft aus ihrem Bedruck zu reissen, und deinen Namen unsterblich zu machen.

Haec sunt, quae nostra liceat te voce moneri,
Vade age, et ingentem factis fer ad aethera Trojam. *)

---

*) Virgilius Aeneid. Lib. III. v. 461. 462.

# Sottises Champêtres,

oder

# Schäfergedicht

des (Tit.)

## Herrn Professor Philippi,

seiner Seltenheit wegen

zum Drucke befördert.

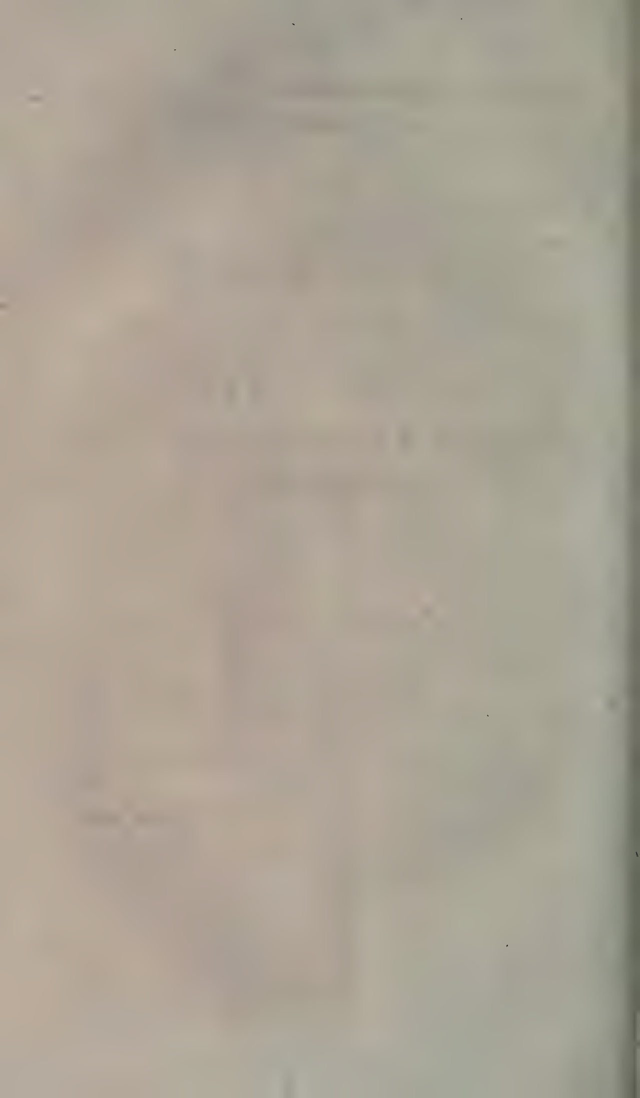
---

Richey.

Ja, ja! da seht ihn nur für an:
Er mengt es schön, wie Kraut und Rüben;
Und wann er etwa Zeug geschrieben,
Daraus kein Mensch was machen kann:
So weiß er sich geschwind zu rahten;
Er setzet kühnlich hie und da
Das edle Wort ein: Aria,
So sinds den Augenblick Cantaten.

---

Leipzig, 1733.



# Vorbericht.

Eine lange Vorrede vor einer kleinen Schrift stehet nicht wohl. Ich will also den Leser nicht lange aufhalten, sondern sage nichts mehr, als dieses:

- - nec satis apparet cur versus factitet,

utrum

Miexerit in patrios cineres, an triste bidental

Moverit incestus. Certe furit *).

Das übrige zeiget der Inhalt. Hiemit

Gott befohlen!

Merseburg, den 26. März,

1733.

---

*) Horatius de arte poëtica.

# Inhalt.

Clara ist ein junges Frauenzimmer, dem die Natur alles beygeleget, was gefallen und reizen kann. Sie lebte in einer Stadt an der Pleisse, die wegen ihrer Academie und Messe in und ausser Deutschland berühmt ist. Placidus, der Vater dieser Schönen, hatte alda der höchsten obrigkeitlichen Würde mit grossem Ruhme vorgestanden, und ihr ein ansehnliches Erbtheil hinterlassen. So viel Vorzügen konnte es an einer Menge von Anbetern nicht wohl fehlen, und unter solchen befand sich auch Briontes der Jüngere. Belebte Seelen sind zur Empfindlichkeit geneigt, und man begreifet ohne langes Nachdenken die Wunden, die Flammen, die Sehnsucht, die Lüsternheit, das Lechzen, die Ohnmacht, die Bezauberung, oder wie man dasjenige nennen

will, was ihn bey dem Anblicke einer so ausbündigen Gestalt befallen. Er entdeckte den Verlust seiner Freyheit der Mariane, einer sinnreichen Dichterinn, deren vertrauten Briefwechsel er bereits öffentlich als ein ganz besonderes Glück gerühmet. In dem andern Traumgesichte dieses Hirtenaedichtes nennet er sie Zedena, seine Gebieterinn Clarimene und ihren Vater den grossen Pan. Nach einiger Zeit, dieerin H***. unweit L***. mit Ausfertigung bekannter Werke zugebracht, wird ihm von der Schäferinn Zedena vorgeschlagen, die Probe seiner deutschen Beredsamkeit in einer mündlichen Anwerbung abzulegen, zu welchem Ende sie eine Unterredung zwischen ihm und seiner Grausamen zu veranlassen verheisse. Briontes eilet auf diese Einladung nach dem Orte ihres Aufenthalts, und, so bald er daselbst angelanget, mit einer sehr behenden Geschwindigkeit, nach dem Zimmer der Zedena, allwo seine Geliebte, nebst ihrer Mutter und andern, eben einen Besuch abstattete, und die schöne Hand mit dem Kartenspiele beschäfftigte. Er ward ihr zur Seiten gesetzt, und ach! er konnte kaum die mit merklicher Heftigkeit abwechselnde Gemühtsbewegungen verhehlen, so in seinem Zun-

der-

der vollen Herzen aufstiegen, da er dem Ziele sei-
ner Wünsche sich so unverhofft genähert sahe.
Zwar erfolgte der Ausbruch der Gesellschaft viel
zu zeitig vor ihn; doch hatte er noch den Trost,
seine entzückende Nachbarinn die Treppe hinunter
in die Kutsche zu führen. Ein widriges Schicksal
wollte ihm den lauteren Genuß dieser Freude nicht
erlauben. Die Liebe, oder eine übel gerahtene
Wendung, oder auch ein unsichtbarer und neidi-
scher Gnome riße ihn aus dem Gleichgewichte,
und er wäre beinahe der Clarimene zu den
Füßen gefallen. Er raffte sich aber bald wieder
auf, küßte ihren Zeigefinger zum Abschiede, und
eilte (wie er schreibt) über Stroh und Heu nach
Hause. Allda hing er den Degen an die Wand,
das Gehenke über den Degen, und den Hut über
beyde, ergriff Feder und Papier, und verfaßte in
der Nacht zwischen dem 26sten und 27sten März 1732
gegenwärtiges Gedichte, welches er, unter einem
zahlreichen Gefolge von- Seufzern und Westen-
winden, der Zedena den folgenden Tag zuschick-
te, mit Bitte, es seiner Göttinn zu überreichen.
Gleichwohl empfing er in kurzer Zeit das schreck-
liche Urtheil seiner Verstossung fast mit so grossem
Entsetzen, doch nicht geringerer Ehrfurcht, als ein

türkischer Bassa die seidene Schnur, die ihn hin-
richten soll; bewundert aber noch jetzo, daß Cla-
ra so kräftigen Worten widerstehen können, und
dem trefflichen Poeten einen vornehmen Cavallier
vorgezogen, mit dem sie in vergnügter Ehe lebet.

---

---

Der ganze geheime Brand,
Der ein'ge Jahre schon
Brionten s treue Brust durchdrungen,
Nahm in dem angenehmen März
Den Ausgang durch sein redlich Herz,
Und da er oft des Schicksals Macht besungen,
So sprach er endlich jüngst mit mattem Ton:

## Aria.

Ihr Götter! könnt ihr grausam seyn?
Könnt ihr der Tugend reine Flammen,
Könnt ihr die Unschuld wohl verdammen?
Ach richtet über meine Pein!
Ihr Götter! könnt ihr grausam seyn?

So brachte er den Göttern seine Klagen,
Und scheute sich, ein lautes Wort zu sagen.

Die Ehrfurcht hielt ihn allezeit zurück,
Die liebste Schäferinn zu nennen,
Der er im Geist sein Herz geschenkt.
Jedoch des Himmels Glück
Krönt eines Wünsche oft, eh er es denkt.
So gieng es dem Briontes auch,
Er trieb nach seinem Brauch
Die Heerd in einen dicken Wald,
Durch den ein reiner Quell mit sanftem Rauschen floß,
Und der ein weites Feld von Wiesen ganz umschloß.
Weil keine Seele nun in diese Oede kam,
Auch ihm die Einsamkeit die Furcht benahm,
Sein Leid den Lüften zu bekennen;
So rief er daselbst bald:

## Aria.

Ach, worzu bin ich doch versehn!
Ich darf nicht Clarimenen lieben,
Und kann doch nicht den starken Trieben
Von ihrer Schönheit widerstehn.
Ach, worzu bin ich doch versehn!

Kaum, da er dis gesagt,
Und seine Seufzer so der stillen Luft geklagt,
Legt er sich unter einen Baum

Auf die noch blumenbelaubte Erde,

„Das eine Auge warf er stets auf seine Heerde,

„Das andere im Geist auf Clarimenens Brust.

Er sah mit angenehmem Herzen

Die anvertrauten Schäflein scherzen.

Da lagen sie in bunter Reih,

Und da gesellte sich hier eins dem andern bey.

O was war das ihm nicht für eine Lust,

Sie so vergnügt vereint zu sehen!

Sein Melar mußte auch als Hüter stehen,

Sein Bellen machte, daß kein Schäflein sich verirrte.

Ein Turteltäubchen,

Das in der Einsamkeit des Waldes vor sich girrte,

Bracht ihn bey dem geheimen Kummer

Zu einem unvermerkten Schlummer,

Darinne kam ihm für,

Als käme er vor Clarimenens Thür.

Er wurde gleich hinein gelassen,

Er durfte sie auch bey der Hand anfassen,

Er küßte diese Hand in größter Zärtlichkeit;

Und war sie gleich ein Kind vom grossen Pan,

So bot er ihr im Schlaf sein Herz doch an,

Und wurde ganz entzücket,

Dieweil es ihm im Traume gar geglücket,

Von ihrem Rosenmund ein Blühmchen abzubrechen:
Ja er durfte sich im Schlaf durch viel tausend Küsse rächen.
Gleich drauf erschreckte ihn ein jäher Donnerschlag,
Davon er alsobald erwachte,
Und ganz bestürzt an seine Schäfchen dachte,
Ob etwa eins des Donners Macht gerührt;
Doch da er nichts gespührt,
Und, da die Wetter sonst die Schäflein bald verjagen,
Sie doch noch, wie zuvor, still ausgestrecket lagen,
Vermerkte er, es sey ein blosser Traum,
Da gab er denn den matten Seufzern Raum:

### A r i a.

Ach unerbittliches Geschicke!
Beweisest du mir wieder eine Tücke!
Ach, Clarimene, stöhrest du
Auch selbst im Schlafe meine Ruh!
Darf ich bey brennendem Verlangen
Dich denn im Traume bloß umfangen?
Heißt dis ein holder Blick?
Ach unerbittliches Geschick!

Indem befahl der abgeneigte Tag
Die Schäfchen wieder einzutreiben;

Die rauhe Morgenluft
Und der darinn noch rauhe Duft
Gestattete des Nachts nicht auf dem Feld zu bleiben:
Drum trieb er sie in ihre Hürden,
Und legte sich mit seinen Liebesbürden
Zu ihnen auf die Streu.
„Sein Unterbette war ein frisch Bund Heu,
„Und da sonst nichts als jene,
„Die holde Clarimene,
„Vor seinen Augen schwebte,
„Weil er ganz in ihr lebte:
„So wickelte die süsse Pein
„Die müden Glieder bald in Schlaf und Schlummer ein.
Von tausend Traumgesichtern
Ward er bald froh, bald schüchtern.
Die grosse Zedena,
Die unter ihrem Orden
Die beste Dichterinn geworden,
Kam ihm zuletzt im Schlaf auch vor,
Und sprach ihm leise in das Ohr:

## A r i a.

Kann Clarimene dich allein vergnügen:
So nenn ihr doch selbst den geheimen Schmerz.
Das Glück wird sich nach deinen Wünschen fügen.

Wer weiß, sie schenkt dir endlich auch ihr Herz,
„Komm, eile, komm noch in dem März.

Der Rest der dunkelgrauen Nacht
Ward drauf von ihm mit Wachen zugebracht.
Er hielte dieses alles nicht
Für ein betrüglich Traumgesicht,
Er sahs für einen Wink der Gottheit an.
Er dachte weiter nach,
Und fühlte allgemach
Das alleräusserste Verlangen
Und ein geheimes Sehnen,
Die Hand der Zedena und Clarimenen
Mit Küssen zu umfangen.
Er schwur bey ihrer Augen Paar,
Das schöner als sonst keiner Schäfrinn war,
Sich weiter nicht zu grämen,
Noch seiner Leidenschaft zu schämen.
Die Zärtlichkeit ließ ihm nicht weiter Ruh,
Er eilte nach den Lindenfeldern zu,
Und zu der Zedena, der theuren Schäferinn,
Mit doppelt starken Schritten hin.
Und o wie wurde er beglückt!
„Als er die Schäferinn, die Schöne,
„Die liebenswürd'ge Clarimene

„So unverkundter da antraf:
„Da dacht er jetzt an Hirtenstab und Schaf.
Und ach! wie freut ihn das so sehr,
Daß er der Clarimenen Mutter,
Die weise Richterinn von allen Schäfersachen,
Und andere Beyspielen mehr,
Besonders auch den Schäfer Dorilas,
Der ganz verliebt bey der Glorinde saß,
Sah unter sich ein Spielchen machen.
Die Zedena erkannte gleich das Ziel
Von des Brionees treuen Wünschen:
Sie zog ihn also mit ins Spiel.
Ach! wie verspielte er mit Lust!
Dieweil sich Auge, Ohr und Brust
An Clarimenen nur ergötzte,
Und dadurch den Verlust vollkommentlich ersetzte.
Das wichtigste, das sie ihm nahm,
War, daß er um sein Herz und Freyheit vollends kam.
Sein Glücksstern gieng den Tag noch heller auf,
„Als sich die Sonn vor diesem grössern Licht
„Gleich als beschämt versteckte.
Weil auch der Zedena liebkosend Angesicht
Ihn immer mehr erweckte:
So ward er frohen Muths
Und kühlte den verschwiegnen Brand

Durch einen Kuß auf Claximenens Hand;
„Auch drückte er mit allem Fleiß
„Sein ganzes Herz in selbige hinein.
„Ich schwere aber drauf,
„Daß Claximene selbst es jetzo noch nicht weiß.
Die Ehrfurcht hielt ihn dabey ab,
Den Zuckermund zum erstenmal zu küssen,
Ob gleich die Reihe rum es reine Küsse gab.
Nein! dacht er, dieser Nectarsaft
Hat eine allzugrosse Kraft;
Denn wer ihn einmal kost, will ihn noch mehr geniessen.
Jetzt meynte er, nun sey es Zeit und Ort,
Sie um ihr Herze zu befragen;
Allein das schlaue aufgeweckte Kind,
Das an Lebhaftigkeit kaum seines gleichen findt,
Fieng also an zu sagen:

Soll ich einst lieben oder freyn,
Muß es was recht apartes seyn.

Die Rede schlug ihm fast alle Hoffnung nieder,
Es war als wie bey einem schwülen Tag
Ein unversehner Donnerschlag.
Doch Zedena, die sich so gar freygebig wies,
Und ihre Gäste nie in Grillen fallen ließ,

Erweckte den Beloutes wieder,
Sie brachte die Gesundheit aus:

Freund! liebst du redlich in Gedanken:
So laß dabey den Muht nicht wanken.

Dadurch ward denn Briontes wieder froh
Und trank vor Aufbruch zu der Ruh
Noch dieses ihr dagegen zu:

Es lebe, was das Herze kennt,
Eh es der treue Mund noch nennt.

„Nachdem es nun zum Aufbruch kam,
„Und er von Zedena verpflichtet Abschied nahm,
„Konnt er nicht Worte finden.
„Noch sich genug verbinden.
„Die schöne Schäferinn, die Engels-Clarimene,
„Die er durch einen Sprung und Fehltritt bald verlohr,
„Ward ihm mit ihrem Arm statt einer Stütz und Lehne.
„Drum hob er sich geschwind empor,
„Und gab zum völl gen Beschluß
„Der schönen Hand noch einen Liebeskuß,
„Und hierauf gieng er über Heu und Stroh,

„Nach einer kleinen Pause,
„Bis Clarimene ihm aus dem Gesichte floh,
„Zumal schon der P lar sich übern Scheitel zoh,
„Aus dieser Schäferey nach Hause.

„Da stimmte er noch dieses Schäferlied:

## Aria.

Hoffe fest! es kann geschehen,
Daß sich Clarimenens Brust
Endlich wird dazu verstehen,
Was jetzt ihr noch unbewußt.
Kann der Himmel was entzünden,
So kann ers auch wohl verbinden.
Solltest du es jetzt nicht sehn,
Hoffe fest! es kann geschehn.

„Dies war der einzge Trost, den er sich selbst beschied.

# Eines

# berühmten Medici glaubwürdiger Bericht

von dem

# Zustande,

in welchem er

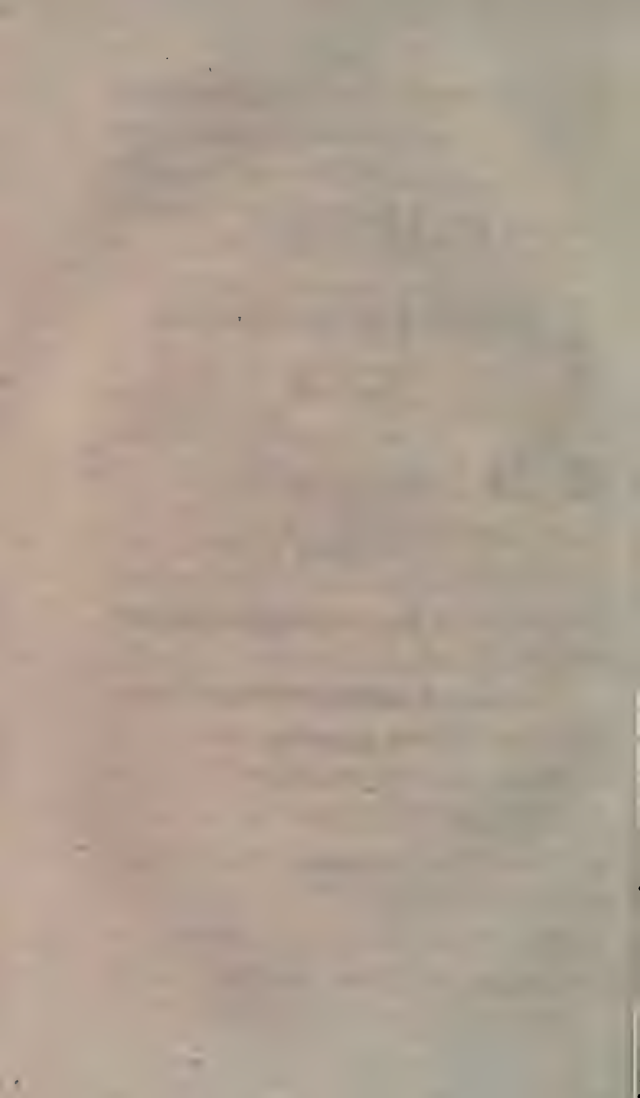
(S. T.) Herrn Professor Philippi

den 20sten Junii 1734

angetroffen.

---

Merseburg, 1734.



# Vorrede.

Geneigter Leser!

Es ist nicht nöhtig, daß ich dir gegenwärtige Schrift weitläuftig anpreise. Sie muß dir nohtwendig gefallen, weil sie den Schwanengesang eines Mannes in sich fasset, der wenige seines gleichen gehabt hat.

Die letzten Worte grosser Männer sind zu allen Zeiten sorgfältig augezeichnet worden, und die Reden, welche der Herr Professor Philippi kurz vor seinem Ende geführet hat, sind um so viel merkwürdiger, je weniger man von ihm dergleichen vermuhtet.

Der Medicus hat also wohl gethan, daß er dieselbe seinem Berichte einverleibet, und ich

bin noch mehr zu loben, daß ich diesen Bericht durch den Druck bekannt mache.

Ich stifte dadurch sehr viel Gutes. Die Klugen, die sonst immer die Bekehrung des Herrn Professor Philippi unter die unmöglichen Dinge gezählet haben, setze ich in eine angenehme Bestürzung, und gebe ihnen Gelegenheit, sich über die unvermuhtete Busse eines Sünders zu freuen, von dem sie geglaubt, daß er schon in dem Stande der Verhärtung stünde: Und die albernen Schreiber nöhtige ich, in sich zu gehen, und sich an dem Exempel ihres Goliaths zu spiegeln.

Sie können daraus lernen, was vor ein schweres Gericht über diejenigen ergehe, die keinen vernünftigen Erinnerungen Platz geben wollen, und alle gelinde Mittel, klug zu werden, muhtwillig verwerfen. Der Herr Professor Philippi hat vor vielen seines gleichen das Glück gehabt, daß ihm sein Elend auf eine sonderbar deutliche, höfliche und liebreiche Art von mitleidigen Personen vorgestellet worden; aber er hat

es

es nicht erkennen, noch bedenken wollen, was zu seinem Frieden diene.

Wie hat er sich nicht in seiner tiefsten Erniedrigung gebrüstet? Mit wie vieler Frechheit hat er nicht der klugen Welt zugemuhtet, ihn, wider den klaren Augenschein, für einen grossen Geist zu halten? Mit wie unglaublicher Hartnäckigkeit hat er nicht der liebreichen Bemühung seiner Bekehrer widerstrebet?

Non Hydra secto corpore firmior
Vinci dolentem crevit in Herculem.

Und siehe! da er am ärgsten wütet, und seine Verfolger durch eine elende Schrift über die andere zu übertäuben suchet, fügt es der Himmel, daß ihm das Verständniß auf eine so gewaltsame Art geöffnet wird, daß allen, die es hören, die Ohren gellen müssen. Ein stumpfer Prügel muß dasjenige möglich machen, woran bishero so viele spitzige Federn umsonst gearbeitet haben, und ein einziger Schlag ein Gewissen aufwecken, dessen Schlummer auch durch den Donner der schärfsten Satyren nicht gestöhret werden können.

Diese Züchtigung scheinet zu hart zu seyn. Aber ein harter Sinn kann auf keine andere Art gebrochen, und ein wunderlicher Kopf durch keine andere als wunderliche Mittel zu recht gebracht werden. Don Quixot bekam durch ein hitziges Fieber, so bey klugen Leuten eine Raserey wirket, seine Vernunft wieder, und es giebt Aerzte, welche die verdorbene Einbildungskraft der Wahnsinnigen durch nichts als Schläge curiren.

Mich deucht, ein Mensch, der sich ohne Ursache für einen grossen Geist hält, ist nicht viel klüger, als einer, der mit Gewalt ein irrender Ritter, oder der grosse Mogol seyn will; und ich kann also das, was dem Herrn Professor Philippi begegnet ist, für nichts anders, als für eine heilsame Züchtigung, und sonderbare Gnade, halten.

Glücklich ist indessen derjenige, der einer solchen Gnade nicht bedarf, sondern bey Zeiten in sich schläget, und sein Elend erkennet. Ich bitte alle, die mit dem Herrn Professor Phi-

lippi in gleicher Verdammniß sind, dieses wohl zu beherzigen. Sie können aus den letzten Klagen desselben lernen, was eine späte Busse vor eine mißliche und gefährliche Sache sey. Wie nahe ist der arme Mann der Verzweifelung nicht gewesen? Doch er hat sich endlich noch ziemlich gefasset, und ein Ende genommen, das sehr erbaulich ist.

Er starb, wie der Medicus vermuhtet, den 21sten Junius, Abends um 6 Uhr 53 Minuten. Eine halbe Stunde vorher wiederholte er nochmal das gethane Bekenntniß von der Scheußlichkeit seiner Schriften, bereuete mit Thränen, daß er sie gemacht, und ließ alle diejenigen, die noch nicht gedruckt waren, vor seinen Augen verbrennen. Wie dieses geschehen war, rief er ganz freudig: Nun will ich gerne sterben. Und ach! fuhr er seufzend fort, was wollte ich darum geben, daß ich meine schon gedruckten Schriften eben so vernichten könnte! Aber es gehet, leider! nicht an. Er woll-

te noch mehr sagen: Allein der Tod übereilte ihn, und machte seinen Klagen und seinem Jammer ein Ende.

- - Ast illi solvuntur frigore membra
Vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras.

Da der Herr Professor Philippi heute das Unglück gehabt, von zwoen Personen, mit welchen er in Händel gerahten, sehr übel zugerichtet zu werden, ward ich Endes Unterschriebener zu ihm gefordert, und verfügte mich sogleich nach seiner Behausung.

Ich traf denselben auf einem Ruhebette, noch in seinen Kleidern, und in einer tiefen Ohnmacht liegend an. Sein Gesicht war ganz blutig, und auf der linken Backe erblickte ich fünf blaue Striemen, die ich für nichts anders, als für Spuren einer verwegenen Hand, ansehen konnte.

Nachdem man ihn durch einen kräftigen Balsam wieder zurecht gebracht hatte, richtete er sich in die Höhe, und setzte sich in die Stellung eines Menschen, der sich erbrechen will:

Allein es kam nicht so weit; sondern er spie nur ungefehr einen guten Löffel voll Blut und vier Zähne aus, unter welchen sich auch derjenige befand, den man den Bachantenzahn nennet.

Ich ließ ihn darauf entkleiden, und fand seinen Rücken und die beyden Arme über und über mit Blut untergelaufen; doch war keine solutio continui, noch vielweniger eine tödtliche Wunde vorhanden; woraus ich schloß, daß diejenigen, welchen der Herr Professor Philippi in die Hände gefallen war, denselben nur trucken abgeprügelt hätten.

Wie aber der Herr Professor ungemein über das Haupt klagte: so besahe ich es, und entdeckte darauf unterschiedene Beulen, und in der Mitte eine kleine Wunde, die gefährlicher war, als ich anfangs glaubte. Denn so bald man dieselbe nur anrührete, wandelte dem Herrn Professor Philippi eine Ohnmacht an, die länger als eine viertel Stunde daurete. Endlich ermunterte er sich wieder, schlug die Augen auf, und gab durch einen tiefgeholten Seufzer zu verstehen, daß noch Leben in ihm sey.

Ich frug ihn: Wie er sich befünde? und erhielte zur Antwort: Sehr schlecht. Ich that noch einige Fragen an ihn: Allein er antwortete mir nicht ein Wort, sondern lag immer in tiefen Gedanken vor sich weg. Nach einigen Minuten sah er auf, drückte mir die Hand, und sagte mit matter Stimme: Ach! wer sein Maul halten könnte! Bin ich nicht ein Narr gewesen, daß ich mich mit den Leuten abgegeben? Was gieng es mich an, ob . . . Ach! ich mag nicht mehr daran gedenken. Da liege ich nun, und kann weder Hand noch Fuß regen. Ja wer weiß, ob mir meine ungereimte Begierde, von allen Dingen ohne Nachdenken zu plaudern, nicht das Leben kosten wird?

Ich fiel ihm in die Rede, und sagte: Das hätte nächst göttlicher Hülfe keine Noht. Keine Noht? erwiederte er: Ich muß am besten wissen, wie mir zu Muhte ist. Doch was ist daran gelegen? Ich habe wenig Freude in der Welt gehabt, und bin meines Lebens so müde, daß es mir gleich viel ist, ob ich heute oder morgen sterbe. Nur verdrießt es mich, daß ich, durch meine eigene Schuld, so liederlich um mein Leben komme,

und mich die kurze Zeit, die ich in diesem Jammerthal gewallet, nicht vernünftiger aufgeführet habe.

Wie ich ihn darauf frug: Was dann in seiner Aufführung thörichtes wäre, das ihn so beunruhigte? sahe er mich starr an, und sprach: Was? Habe ich nicht geschrieben? Ach! meine verfluchten Schriften! Ihre Schriften, wandte ich ein, werden machen, daß sie auch nach ihrem Tode leben. Ja wohl, war seine Antwort; aber sie werden auch das Andenken meiner Thorheit verewigen, und das ist es eben, was mich quälet. Ich suchte ihm diese traurigen Gedanken zu benehmen, und fing an, seine Schriften zu loben: Allein er machte mir ein so ernsthaftes Gesichte, daß ich bald wieder aufhörte. Mein lieber Herr Doctor, sprach er, scherzen sie nicht zur Unzeit mit mir. Ich befinde mich in einem Zustande, da alle Complimente aufhören müssen, und es wäre eine Sünde, wenn sie jetzo meiner spotten wolten. Sie sind viel zu christlich dazu, das weiß ich: Aber sind sie dann der einzige, der so glücklich gewesen ist, daß ihm keine von meinen elenden Schriften zu Gesichte gekommen? Ich

kann mirs kaum einbilden. Wie können sie dann aber mit gutem Gewissen meine Schriften, ich will nicht sagen loben, sondern nur für erträglich halten? Wenn sie meine sechs deutschen Reden gelesen haben: so werden sie wissen, was ich für ein poßirlicher Redner gewesen; und wenn sie sich nur meines Heldengedichts auf den König von Polen erinnern: so werden sie mir gestehen, daß ich den Namen eines unerträglichen Reimers mit Recht verdiene. An meine thüringische Historie mag ich nicht einmal gedenken. Sie würde unstreitig die albernste unter allen meinen Schriften gewesen seyn, wenn sie nur die letzte geblieben wäre. Aber so habe ich nach der Zeit noch weit närrischer Zeug geschrieben; und kann noch nicht begreifen, wie es möglich gewesen, daß ich meiner Schmiersucht keine Grenzen gesetzet, da meine ersten Schriften so übel aufgenommen worden. Denn so bald meine Reden und mein Heldengedicht zum Vorschein kamen, erweckte Gott christliche Herzen, die mir mein Elend vorstelleten, nnd mich auf den rechten Weg zu bringen suchten. Ich hätte diese Züchtigung mit Dank annehmen, und die Ruhte küssen sollen; aber ich war ganz verstockt, und hielte alle die

guten Erinnerungen, die man mir gab, für ehrenrührige Beschimpfungen. Ich leckte wider den Stachel, und suchte Himmel und Erde wider meine eingebildeten Verfolger zu bewegen. Ich war gar so verblendet, daß ich wider diese ehrlichen Leute schrieb: Aber was half es mir? Niemand wollte mein Geschmier verlegen, und das wenige, das ich selbst davon drucken ließ, vergrösserte nur meine Schande, und überführte alle Welt, daß meine Einfalt mit einer ziemlichen Bosheit vergesellschaftet sey. Wenn ich mich bey so gestalten Sachen aus Unmuht erhenkt hätte: so hätte ich etwas gethan, worüber sich niemand würde gewundert haben; allein ich war viel zu wohl mit mir selbst zufrieden, und gebehrdete mich so trotzig, als wenn ich einer der geschicktesten Scribenten meiner Zeit gewesen wäre.

Sagen sie mir nun, habe ich nicht Ursache, mich in mein Herz zu schämen, daß ich mich so vorsetzlich zu einem Liedlein in der gelehrten Welt gemacht? Ist meine Aufführung nicht närrisch genug, mich zu beunruhigen? und verdienen meine abgeschmackten Schriften nicht, daß ich sie verfluche? Ja ich verfluche sie, und wollte wün-

schen, daß ich niemalen die Feder angesetzet hätte. Keine aber sehe ich mit solchem Abscheu an, als die letzte, die ich herausgegeben. Die macht mir den größten Kummer. Sie werden wissen, mein Herr Doctor, daß ich die *Maximes de la Marquise de Sablé* ins Deutsche übersetzet habe: da ich doch wenig oder gar kein Französisch kann. Sie können also leicht erachten, was ich für Schnitzer gemacht, und wie meine Feinde lachen werden, wenn sie sehen, daß ich, dem allen ungeachtet, verwegen genug gewesen bin, der Frau von Ziegler zu Ehren selbst französische Verse zu machen, die so voller Fehler sind, daß man wohl sehen kann, ich sey meinem Sprachmeister zu zeitig entlaufen. Aber dieses sind Kleinigkeiten. Hätte ich es bey der blossen Uebersetzung bewenden lassen: so wäre es noch hingegangen; und man würde mich gelobet haben, daß ich der gelehrten Welt, die ich bishero mit meinen eigenen Einfällen gequälet, durch eine, obwohl schlechte, Uebersetzung fremder und guter Gedanken dienen wollen. Denn es ist noch allemal rühmlicher, ein mittelmäßiger Uebersetzer, als ein unerträglicher Scribent, zu seyn. Allein so habe ich über die schönen Gedanken der Marquise de Sable eine

Brühe gemacht, welche allen, die sie kosten, einen Ekel erwecken muß. Die 366 moralischen Bildnisse, womit ich die Lehren dieser Dame erläutern wollen, sind im höchsten Grade scheußlich, und zeugen nicht nur von der Ungeschicklichkeit meines Pinsels, sondern auch von der Bosheit meines Herzens. Denn ich habe in denselben viele ehrliche Leute auf die abgeschmackteste Art angegriffen, und sogar meines eigenen Vaters nicht verschonet, der doch, ausser dem, daß er mich gezeuget, nichts ungeschicktes gehandelt hat.

Meine Schreibart in dieser Schrift überhaupt ist recht ausserordentlich läppisch, scheußlich, und manchmal, wie zum Exempel S. 223, voll unflätiger Zweydeutigkeiten, deren sich ein Schneidergesell schämen würde, und für welche ich jetzo erröthe. Ich mag an die erdichteten Namen, mit welchen meine Anmerkungen ausgespicket sind, nicht gedenken. Sie sind gar zu abgeschmackt. Nur bitte ich sie, die artige Abhandlung der Frage: Wie man sich zu verhalten habe, wenn man einen Korb bekommen? und die französische Unterredung mit dem so genannten Fräulein von Frohenmuht, mit Bedacht zu lesen. Ich

glaube, sie werden alsdann gestehen, daß niemand, als ich, fähig gewesen, so erbärmliche Gedanken zu haben, und dieselbe so poßirlich auszudrücken: und dennoch bin ich so verblendet, daß ich mir einbilde, ich brächte wichtige Sachen vor, und gar so aufgeblasen, daß ich die Unterredung mit dem Fräulein von Frohenmuht, die doch, was das Französische anlanget, im äusersten Grade barbarisch, und, ihrem Inhalte nach, kindisch ist, für ein Nachfolgungs- würdiges Exempel, was den guten Verstand und beredten Mund betrifft, ausgebe, und zum voraus denen trotze, welche da, wie mir mein eigen Gewissen vorhersaget, dieses Gewäsche für albern, und mich für rasend halten werden, daß ich es drucken lassen.

Urtheilen sie hieraus, ob man die Thorheit höher treiben könne? Ich für meine Person bin versichert, daß ich mich in dieser meiner lezten Schrift ganz erschöpfet habe, und nicht im Stande gewesen seyn würde, weiter zu schwärmen, und wenn ich gleich nicht zur Erkenntniß meines Elendes gekommen wäre.

Aber, Gott Lob! ich erkenne jetzo meine Schwachheit, und bedaure nichts mehr, als daß

ich nicht Zeit habe, durch deutliche Proben meiner Besserung die Schande abzuwischen, die ich mir durch meine Thorheiten zugezogen habe. Ach! daß mir Gott mein Leben so lange fristen wollte! Ich gelobe hiemit heilig an, ein ganz anderer Mensch zu werden. Ich wollte meine ausserordentliche Professur, die mir ohne das nichts einträget, und der ich auch mit Ehren nicht vorstehen kann, und mit derselben den närrischen Hochmuht, wozu sie mich verleitet hat, niederlegen, von vorne zu studiren anfangen, und mich, nächst göttlicher Hülfe, in den Stand setzen, daß diejenigen, die sich so viel Mühe gegeben haben, mich klug zu machen, Ehre und Freude an mir erleben sollten. Aber ich kann dieses nicht hoffen. Ich fühle wohl, daß ich sterben muß, und kann die wenigen Stunden, die ich etwa noch zu leben übrig habe, nicht besser anwenden, als daß ich der gelehrten Welt den Verdruß, den ich ihr durch meine Schriften erwecket habe, demühtig abbitte, und denenjenigen, die mich desfalls freundlich bestrafet, den verbindlichsten Dank abstatte. Sie, mein Herr Doctor, werden die Güte haben, und nach meinem Tode von meiner Bekehrung zeugen. Sie können glauben, daß sie aufrichtig ist:

denn mein jetziger Zustand leidet keine Verstellung. Er kehrete hierauf das Gesicht gegen die Wand, und weinete bitterlich.

Wenn ich nun diese vernünftigen Reden des Herrn Professor Philippi recht erwege: so muß ich sie nohtwendig für ein sehr gefährliches Symptoma ansehen. Denn da es dem Herrn Professor Philippi bey gesunden Tagen niemalen begegnet, daß er zehen kluge Worte hinter einander geredet; da er sonst immer von allen Sachen ganz anders, als kluge Leute, zu denken gewohnt, und daher der einzige gewesen, der allen vernünftigen Menschen zum Trotz sich für einen grossen Mann, und seine Schriften für unverbesserlich gehalten: so kann ich daraus, daß er ganz vernünftig geredet, und von sich selbst und seinen Schriften eben so geurtheilet, als bisher die ganze kluge und vernünftige Welt gethan hat, nichts anders schliessen, als daß durch den Schlag über den Kopf sein Gehirn ganz umgekehret, und just in die Ordnung gesetzet worden, in welcher es sich bey Leuten von gesundem Verstande befindet.

Bey einer so entsetzlichen Verrückung und Erschütterung des Gehirnes kann der Herr Professor

ohne Wunderwerk nicht über vier und zwanzig Stunden leben, und ich halte also den Schlag über den Kopf, und die dadurch verursachte Wunde für tödtlich. Gegeben, Halle den 20sten Junius, 1734.

H. B. M. D.

---

Be=

Bescheidene

# Beantwortung

der

# Einwürfe,

welche

einige Freunde

des

Herrn D. Johann Ernst Philippi,

weiland wohlverdienten Professors der deutschen Wohlredenheit zu Halle,

wider

die Nachricht

von Dessen Tode

gemacht haben.

---

TASSO.

Andava combattendo ed era morto.

---

Halle, 1735.

HORATIUS.

Quum semel occideris, et de te splendida Minos
fecerit arbitria,
Non, Torquate, genus, non te, facundia, non te
restituet pietas.

Ich habe vor einigen Monaten einen glaubwürdigen Bericht eines berühmten Medici von dem Zustande, in welchem er den Herrn Professor Philippi den 20sten Junius 1733 angetroffen, ans Licht gestellet, und in meinem Vorberichte gemeldet, daß der Herr Professor Philippi, wie der Medicus gemuhtmaßet, den 21sten Junius Abends um 6 Uhr 53 Minunten wirklich dieses Zeitliche gesegnet.

Ich hätte mir nimmer eingebildet, daß sich jemand unterstehen würde, mir eine so bekannte und offenbare Sache streitig zu machen: Allein ich habe, zu meiner nicht geringen Befremdung, erfahren müssen, daß es wirklich so wunderliche Leute gebe, die meine wahrhafte Nachricht von dem Tode des Herrn Professor Philippi für falsch, und den glaubwürdigen Bericht eines berühmten Medici für erdichtet, auszuschreyen das Herz haben.

Es hat sich nicht allein ein Ungenannter gefunden, der eine Nachricht in die hamburgischen

Berichte rücken lassen, darinn er behauptet, der Herr Professor Philippi sey noch am Leben; sondern es hat auch die so genannte geheime patriotische Assemblée eine eigene Vertheidigungsschrift, oder ein anderweitiges Bedenken an den Herrn Professor Philippi, nebst zwoen Beylagen, drucken lassen, und will die Welt bereden, alles, was der berühmte Medicus und ich von des Herrn Professor Philippi kläglichem Zustande, und darauf erfolgtem Absterben, geschrieben haben, sey falsch und erlogen.

Ich überlasse dem Herrn D. B*** seinen Bericht von dem Zustande, in welchem er den Herrn Professor Philippi angetroffen hat, wofern er es für nöhtig findet, zu rechtfertigen, und begnüge mich, nur auf dasjenige zu antworten, wodurch man meine Nachricht von dem Tode des Herrn Professor Philippi verdächtig zu machen gesuchet hat.

Ich bin zwar sonst ein Feind von allen Zänkereyen, und gönne einem jeden gerne seine Meynung. Ich würde mir also nimmer die Mühe gegeben haben, meinen Widersprechern ein Wort zu antworten, wenn diese hitzigen Herren sich nur in den Schranken des gemeinen Wohlstandes gehal-

ten, und mich nicht auf eine, unter wohlerzogenen und in einigem Ansehen lebenden Leuten, unerhörte Weise angegriffen hätten. Ich habe Narren gekannt, die zu der Zeit, als der vorige König in Schweden vor Friedrichshall erschossen wurde, aus einer unsinnigen Neigung gegen diesen Prinzen, in langer Zeit nicht glauben wollten, er sey wirklich todt; sondern alles, was von seinem Tode gesaget und geschrieben wurde, für falsch hielten: Aber diese Phantasten gingen doch nicht so weit, daß sie diejenigen, so anderer Meynung waren, als sie, für Lästerer und Majestät Schänder gehalten hätten. Wenn demnach meine Gegner nur halb so viel Vernunft gegen mich gebraucht hätten, als diese Gecken: so würde ich ihren ungereimten Widerspruch ihrer, obgleich unvernünftigen, Liebe zu einem verstorbenen Freunde zu gute gehalten haben. Aber so kann ich unmöglich schweigen. Ihr Verfahren gegen mich ist gar zu grob und ehrenrührig.

„Der Ungenannte heisset mich in den hamburgischen Berichten einen namlosen Pasquillanten, und die geheime patriotische Assemblée nennet die von mir herausgegebene Schrift: eine infame Charteque, und mich einen in-

samen Scribenten. Sie wirft mir, auf die unbescheidenste Art, Unvernunft, kindische Erfindung und boshafte Wut vor, und bietet mir, zur Reinigung meines verschleimten Gehirns, einen ganzen Centner Nieſewurz aus ihrer Apotheke und zehn Doses von ihrem Herz-stärkenden Goldpulver an, um mein lasterhaftes Gemüht zu bessern."

Wenn ich gesaget hätte, der Herr Professor Philippi habe seinen Vater ermordet, und seine Mutter genohtzüchtiget; wenn ich fälschlich vorgegeben hätte, er sey, um dieser oder anderer Missethaten willen, durch Schwerdt, Strang, Rad oder Feuer, auf eine schimpfliche Art, vom Leben zum Tode gebracht worden: so möchten die entsetzlichen Scheltworte, welche die Freunde des Herrn Professor Philippi gegen mich ausgestossen haben, vielleicht einigermaßen zu entschuldigen seyn: Allein, da mein ganzes Verbrechen darin bestehet, daß ich gesaget habe, der Herr Professor Philippi sey auf seinem Bette, sanft und selig, mit den erbaulichsten Gedanken, eingeschlafen: so weiß ich gewiß, daß ein jedes ehrliebendes Gemüht, über die Unbescheidenheit meiner Widersprecher, erstaunen, und sich von der Gemühtsbeschaffenheit derselben einen gar schlechten Begriff machen wird.

Ich glaube nicht, daß, seit der Zeit es gebräuchlich ist, daß die Gelehrten gegen einander schreiben, jemalen ein ehrlicher Mann, wegen einer Sache von so weniger Erheblichkeit, auf eine so entsetzlich grimmige und plumpe Art angegriffen worden; und es könnte mir also nicht verdacht werden, wenn ich meinen Gegnern aus eben dem Tone antwortete: Allein, es sey ferne von mir, daß ich mich Leuten gleichstellen sollte, deren Aufführung so ungeschliffen und niederträchtig ist. Der Abscheu, mit welchem die ganze vernünftige Welt die ehrenrührigen Ausdrückungen, die sie gegen mich gebrauchet haben, nohtwendig ansehen muß, wird mich genugsam an ihnen rächen; und ich kann sie nicht ärger beschämen, als wenn ich, mit aller Höflichkeit und Gelassenheit, die Ursachen anzeige, warum ich glaube, daß ich die schimpflichen Titel nicht verdiene, womit es ihnen beliebet hat, mich zu belegen.

Ich habe gesaget, der Herr Professor Philippi sey gestorben. Dieses leugnen meine Gegner, und sagen, der Herr Professor Philippi lebe. Ich will setzen, sie hätten Recht; aber würde dieses genug seyn, mich zu einem Pasquillanten und infamen Scribenten zu machen? Kann denn das, was ich

von dem Herrn Professor Philippi gesaget habe, seiner Ehre nachtheilig seyn?

Sterben ist kein Schelmstück, sondern eine der natürlichsten Pflichten eines Menschen. Die ehrlichsten und tugendhaftesten Männer können sich derselben nicht entbrechen, und haben sie zu allen Zeiten so wenig für schimpflich gehalten, daß sie vielmehr den grössesten Theil ihres Lebens angewendet haben, sich zu deren Beobachtung geschickt zu machen. Schimpfet man demnach den Herrn Professor Philippi, wenn man sagt, er sey gestorben und an den Ort gegangen?

Quo pius Aeneas, quo Tullus dives, et Ancus?

Er wäre nicht der erste ehrliche Mann, dem dieses begegnet:

Abstulit clarum cita mors Achillem.

Abraham und die Propheten sind gestorben, und bleiben darum doch wohl, wer sie sind.

Ceciderunt in profundum
Summus Aristoteles,
Plato, et Euripides.

Warum schilt man mich demnach für einen Pasquillanten und infamen Scribenten, weil ich gesaget, der Herr Professor Philippi habe etwas gethan, welches so viele grosse Leute, denen er

das Wasser nicht reichet, vor ihm gethan haben, und welches er, wann er es noch nicht gethan, über kurz oder lang doch einmal thun müßte? Was ich, in meinem Vorberichte zu dem medicinischen Bedenken, von seinem Absterben gemeldet habe, kann unmöglich seinen ehrlichen Namen beschmitzen, da es, wie ich versichert bin, wahr ist; und ich glaube also um so viel weniger, daß es seinen guten Leumund schmälern konnte, und wenn es gleich, wie seine Freunde wollen, falsch wäre. Lebt der Herr Professor Philippi noch, so ist es desto besser für ihn, und desto schlimmer für mich. Er kann mich auslachen, und ich würde die Schande haben, daß ich gelogen. Daß ich aber darum ein Pasquillant und unehrlicher Scribent seyn würde, glaube ich nicht; ob gleich meine Herren Gegner, aus einer lächerlichen Hochachtung gegen den Herrn Professor Philippi, mich so nennen.

Ich glaube, sie werden, wenn sie lesen, was ich bisher geschrieben, sich ihrer Uebereilung schämen, und auf ein ander mal behutsamer seyn. Ihr unanständiger Eifer und das Geschrey, welches sie wider mich erreget haben, nützet zu nichts. Sie irren sich, wofern sie meynen, den Herrn

Professor Philippi dadurch von den Todten wieder aufzuwecken. Er ist todt, und wird wohl todt bleiben. Die einzige Wirkung, die ihr Schmähen haben kann, ist diese, daß kluge Leute daher Gelegenheit nehmen, zu muhtmaßen, ihre Sache müsse eben die beste nicht seyn, weil sie, nach Art aller derer, denen es an guten Gründen fehlet, mit Scheltworten um sich werfen, und wer so denkt, betriegt sich nicht.

Meine Gegner, die sich so unnütze machen, sind nicht im Stande gewesen, ihrer verzweifelten Sache auch nur den geringsten Schein zu geben. Alles, was sie gegen meine Nachricht von dem Tode des Herrn Professor Philippi vorbringen, bestehet in einem leeren und unbescheidenen Widerspruche, oder in schändlichen Sophistereyen.

Unser ganze Streit kömmt darauf an: Ob der Herr Professor Philippi todt sey, oder nicht? Ich behaupte das erste. Meine Gegner können dieses nicht leiden, und fassen daher den Entschluß, mich zu widerlegen. Wie es nun ein lächerliches Unternehmen ist, einem Menschen, der seine Vernunft und Sinne hat, etwas abzustreiten, davon er so gewiß, als von seinem eigenen Seyn, überführet ist: so ist es kein Wunder, daß sie es

auf eine lächerliche Art ausgeführet haben, sie begnügen sich, mir mit den auserlesensten Scheltworten zu sagen, daß ich gelogen habe. Ich bekenne, diese Art zu widerlegen ist kurz und gemächlich; aber ich glaube, ihr fehlt der Nachdruck. Mein Ja muß allezeit zum wenigsten so viel gelten, als ihr Nein; und es bleibt also, ihres Widerspruchs ungeachtet, noch immer die Frage übrig: Ob sie Recht haben? oder ich?

Ich will diese Frage nicht entscheiden, weil ich partenisch bin. Es mag bey meinen Lesern stehen, ob sie lieber einem unbescholtenen Manne glauben wollen, der zeuget von dem, das er gesehen hat, und allenfalls das, was er saget, nicht nur durch das Zeugniß einer ganzen Stadt, sondern auch durch einen Auszug aus dem Kirchenbuche, auf die allerbündigste Art, zu erweisen im Stande ist: oder, einer elenden Rotte unbekannter Personen, die zwar grob genug widersprechen, aber nicht den geringsten Grund ihres Widerspruchs geben können; dabey ihre Einfalt so merklich verrahten, daß man Ursache hat, zu zweifeln, ob sie die Sache, worüber sie zu streiten angefangen haben, gründlich verstehen, und so viel Bosheit bezeigen, daß man mit Händen greifen kann,

daß nicht die Liebe zur Wahrheit, sondern ein blosser Frevel, und die boshafte Absicht, ihrem Nächsten wehe zu thun, sie angetrieben hat, eine Sache zu bestreiten, von deren Wahrheit sie selbst so gut überführet sind, als jemand in der Welt.

Solche Leute müssen einen wunderlichen Begriff von dem menschlichen Geschlechte haben, wofern sie glauben, ihr Geschwätz sey fähig, meine Nachricht von dem Tode des Herrn Professor Philippi bey Leuten von gesundem Verstande verdächtig zu machen. Daß sie sagen, ich sey ein Feind des Herrn Professor Philippi, kann ihnen wenig helfen; weil es Grund-falsch ist. Ganz Halle weiß, in was für einem guten Vernehmen ich mit dem Herrn Professor Philippi gestanden; und ich gebe der ganzen vernünftigen Welt zu bedenken: Ob der selige Mann mich wohl in seinem Letzten würde haben zu sich bitten, und die vornehme Leid-tragende Familie zu seinem Begräbniß einladen lassen, wenn ich sein Feind gewesen wäre?

Jedoch, meine lächerlichen Gegner scheinen in dem Wahn zu stehen, es sey ein deutliches Zeichen eines feindseligen Gemühts, wenn man von einem Menschen saget, daß er gestorben sey.

Ich möchte ihnen also nicht sagen, daß mein Vater todt ist. Sie würden mich ganz gewiß für ein ungerahtenes Kind halten. Aber hassen denn diese Herren alle diejenigen, von denen sie glauben, daß sie gestorben sind? Sind sie Feinde der Patriarchen, Propheten und Apostel? Ich glaube es nicht. Müssen sie aber nicht gestehen, daß diese Männer schon längst den Weg alles Fleisches gegangen sind?

Ich sehe vorher, meine Gegner werden hierwider einwenden: „Sie hielten mich nicht für einen Feind des Herrn Professor Philippi, weil ich gesaget, er sey gestorben; sondern darum, weil meine Nachricht von seinem Tode erdichtet: denn daraus könne man schliessen, daß ich seinen Tod wünsche.“ Aber ich weiß auch, daß meine Leser über eine so elende Ausflucht lachen werden. Gewiß, meine Herren Gegner sind die poßirlichsten Leute von der Welt. Sie beweisen die Falschheit meiner Nachricht von dem Tode des Herrn Professor Philippi daher, weil ich sein Feind sey. Und frägt man sie, woher sie dieses wissen? so sprechen sie: Es sey daher klar, weil meine Nachricht von dessen Tode erdichtet. Ich bekenne, dieses ist eine Art zu schliessen, die Leuten, welche

muthwillig schwärmen wollen, sonderlich wohl anstehet: Aber sie ist bey verständigen Leuten in so schlechtem Ruf, daß es sich nicht der Mühe verlohnet, die Schwäche derselben zu zeigen. Meine Leser sehen vor sich schon, daß meine Widersprecher nicht erwiesen haben, daß ich des Herrn Professor Philippi Feind sey, und mögen also urtheilen: Ob man Ursache habe, mein Zeugniß von dem Tode des Herrn Professor Philippi zu verwerfen?

Meine Gegner indessen mögen denken was sie wollen. Ich habe keine so grosse Einbildung von meiner Geschicklichkeit, daß ich mir die Hoffnung machen sollte, Leute ihrer Art durch meine Vorstellungen, wie deutlich und nachdrücklich sie auch immer sind, zur Erkenntniß ihres Unfugs zu bringen. Sie mögen meinetwegen immer dabey bleiben, daß ich des Herrn Professor Philippi Tod wünsche, und folglich sein Feind sey. Genug, daß mein Gewissen mich von dieser Beschuldigung frey spricht.

Ich kann auf meine Ehre versichern, daß es mir niemalen eingefallen, des Herrn Professor Philippi Tod zu wünschen. Was sollte mich dazu bewegen? Ich verlange weder sein Erbe, noch

sein Nachfolger im Amte zu seyn. Ich habe den Herrn Professor Philippi allemal für einen Mann gehalten, der in der gelehrten Welt unentbehrlich ist; und ich hoffe, man wird mir die Ehre thun, zu glauben, daß ich es mit der gelehrten Welt viel zu gut meyne, als daß ich den Tod eines Mannes wünschen sollte, der ihr so manche Lust gemacht hat.

Gesetzt aber, ich hätte des Herrn Professor Philippi Tod gewünschet; folgt denn daraus nohtwendig, daß ich sein Feind seyn müsse? Der liebe selige Mann befand sich in den letzten Jahren seines Lebens in so verdrießlichen Umständen, daß er sich oft selbst den Tod wünschte. Ich kann es am besten wissen, weil er gegen mich sein Herz oft auszuschütten pflegte. Ich glaube aber nicht, daß er es aus Feindschaft gegen sich selbst gethan hat: denn ich kann versichern, daß er, dem allen ungeachtet, seine kleine Person ungemein liebte. Warum sollte man dann nicht, ohne des Herrn Professor Philippi Feind zu seyn, etwas wünschen können, so er selbst gewünschet hat? Hätten meine Gegner den ehrlichen Mann auf seinem Sterbebette gesehen, wie ich: so würden sie mit mir glauben, daß ein seliges Ende das einzige gewe-

sen, welches sein bester Freund ihm, mit Vernunft, wünschen können. Ich habe ihn ungerne verlohren: aber, die Wahrheit zu sagen, er ist wohl daran. Wäre er gleich wieder genesen, so hätte er doch keine fröhliche Stunde mehr gehabt; sondern würde sich, da durch den Schlag über dem Kopf seine, bis dahin im Schlaf gelegene, Vernunft erwecket worden, beständig mit denen verdrießlichen Gedanken haben plagen müssen, mit welchen er die letzten Stunden seines Lebens zugebracht hat. Und kann man also von ihm sagen, was Cicero *Tusc. Quaest. Lib. V.* von dem Tyrannen Dionysius schreibt: Iis enim se adolescens improvida aetate irretierat erratis, eaque commiserat, *ut salvus esse non posset, si sanus esse coepisset.*

Man siehet hieraus, daß, wenn ich gleich des Herrn Professor Philippi Tod gewünschet hätte, doch daraus nicht zu schliessen sey, daß ich eine Feindschaft gegen ihn geheget habe. Wenn ich indessen meinen Gegnern gleich zugeben wollte, daß ich ein Feind des Herrn Professors Philippi sey: so sehe ich doch nicht, was ihnen dieses helfen würde. Aller Vortheil, den sie aus diesem Bekenntnisse ziehen könnten, wäre dieser, daß mein

Zeug-

Zeugniß von dem Tode des Herrn Professor Philippi ungültig. Aber ich möchte wissen: Ob sie dann geschickter sind, von dessen Leben zu zeugen? Bin ich ein verwerflicher Zeuge, weil ich sein Feind bin: so kann gewiß ihr Zeugniß nicht von grossem Gewichte seyn, weil sie seine Freunde sind.

Die Menschen sind so geartet, daß sie glauben, was sie wünschen; und vielleicht bilden sich meine Gegner ein, der Herr Professor Philippi lebe, weil sie es gerne sähen. Es ist also eine ziemliche Unbescheidenheit, daß sie verlangen, man solle ihnen auf ihr blosses Wort glauben, der Herr Professor Philippi sey nicht gestorben. Sie sind gewiß die Leute nicht, von denen man eine zuverläßige Nachricht von dem Leben und Tode des Herrn Professor Philippi erwarten kann. Ihre Parteylichkeit liegt gar zu klar am Tage und ihr Widerspruch kann folglich meine Nachricht von dem Tode des Herrn Professor Philippi nicht verdächtig machen: zumal, da meine Herren Gegner die Güte gehabt haben, ihn so einzurichten, daß dieselbe dadurch noch mehr bekräftiget wird.

Ich habe nicht nöhtig zu meiner Vertheidigung weiter ein Wort zu sagen; sondern bitte nur meine Leser, das, was meine Gegner wider mich

vorgebracht haben, mit einiger Aufmerksamkeit zu betrachten. Sie werden befinden, daß diese eifrigen Freunde des Herrn Professor Philippi es so gemacht haben, wie alle, die eine böse Sache vertheidigen. Sie verkehren den statum controversiae, und suchen ihre Leser durch eine Sophisterey zu blenden, die so handgreiflich ist, daß kein Kind dadurch betrogen werden kann. Ich verdenke ihnen dieses nicht. Ihre Verzweifelung entschuldiget sie hinlänglich. Was hätten sie sagen wollen, wenn sie es so nicht gemacht? Es lässet anfangs, als wollen sie redlich mit mir kämpfen. Sie strafen mich Lügen, schelten mich, und thun alles, was Leute thun können, die vor Eifer nicht bey sich selbst sind. Aber endlich siehet man, daß der Endzweck ihres ganzen Gewäsches kein anderer sey, als zu behaupten, der Herr Professor Philippi sey den 20sten Junius nicht gestorben, und habe den 21sten keine Händel gehabt. Sollte man nicht Blut dabey weinen? Gewiß, ich bin erstaunet, als ich dieses gewahr ward; und ich bin versichert, daß alle meine Leser eine so unerhörte Verdrehung meiner Worte, und eine so plumpe Sophisterey, mit mir verabscheuen werden.

Wer hat dann jemalen gesagt, daß der Herr

Professor Philippi den 20sten Junius gestorben sey? Ich habe es zum wenigsten nicht gethan. Warum dichten mir dann meine Gegner einen Satz an, den ich nimmer behauptet habe? Ist es möglich, daß sie sich einbilden können, die Welt zu überreden, ich sey toll genug zu sagen, der Herr Professor Philippi sey den 20sten Junius von den Schlägen gestorben, die er den 21sten erst bekommen sollen? Habe ich nicht gerade das Gegentheil gesaget? Den 20sten Junius bekam der Herr Professor Philippi die Schläge; den 21sten starb er. Das sage ich. Sind meine Gegner rechtschaffene Leute, so fechten sie diesen Satz an. Aber das Herz haben sie nicht. Sie sollen ihn auch wohl in Ewigkeit stehen lassen. Trotz sey ihnen geboten!

Was wird es ihnen also helfen, daß sie sich die lächerliche Mühe gegeben haben, Dinge zu beweisen, die ihnen niemand zu leugnen begehret? Was soll es heissen, daß sie sprechen: Der Herr Professor Philippi sey vom 20sten Junius bis dato gesund gewesen, und den 30sten August von Halle nach Göttingen gereiset? Ich glaube gerne, daß der Herr Professor Philippi den 20sten Junius, bis des Nachmittags um 2 Uhr, da er in

die unglückseligen Händel gerieth, frisch und gesund gewesen ist: Allein die ganze vernünftige Welt mag urtheilen, ob ein Mensch, der den 21sten Junius gestorben ist, bis dato gesund seyn, und den 30sten August von Halle nach Göttingen habe reisen können? Daß aber der Herr Professor Philippi wirklich an gemeldtem Tage gestorben sey, ist ein Satz, der dadurch außer allem Streit gesetzet wird, daß meine Gegner sich nicht getrauet haben, demselben zu widersprechen.

Ich kann nicht leugnen, es gereichet mir zu einem unaussprechlichen Vergnügen, daß meine grimmigen Gegner eben diejenigen seyn müssen, die meiner Nachricht von dem Tode des Herrn Professor Philippi durch ihren kindischen Widerspruch den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit geben, und also meine Ehre wider sich selbst retten. Mich deucht, die greulichen Lästerworte, welche sie wider mich ausgestossen haben, sind dadurch genug gebüsset. Gleichwie ich nun hoffe, daß sie, wenn sie meine Schrift lesen, in sich schlagen, und ihre Thorheit bereuen werden: so hege ich auch zu meinen Lesern das Vertrauen, sie werden sich durch den kahlen Widerspruch eines Ungenannten, und durch das elende Bedenken der geheimen patrioti-

schen Assembleen nicht verführen lassen, die Richtigkeit meiner Nachricht von dem Tode des Herrn Professor Philippi in Zweifel zu ziehen. Die Schwachen indessen, die sich, über Verhoffen, durch die Frechheit, mit welcher man behauptet, der Herr Professors Philippi lebe, etwan noch abhalten lassen möchten, meiner Nachricht von dessen Tode völligen Glauben beyzumessen, ersuche ich, nachfolgendes zu bedenken.

Niemand thut umsonst Böses: Und wer lüget, lüget also nicht ohne Ursache. Was mich aber bewegen sollte, eine falsche Zeitung von dem Tode des Herrn Professor Philippi auszusprengen, das weiß ich nicht. Ist es also wahrscheinlich, daß ich, ohne Hoffnung des geringsten Vortheils, eine Thorheit sollte begangen haben, die mir unstreitig wenig Ehre bringen würde? Wer mir eine solche Einfalt zutrauet, der muß mich gar nicht kennen. Ich bin viel zu ehrliebend, als daß ich mich durch offenbare Lügen bey der ganzen ehrbaren Welt verächtlich machen sollte, und überlasse allen meinen Lesern zu urtheilen: Ob ein Mensch, der so gesinnet ist, würde vorgegeben haben, der Herr Professor Philippi sey gestorben, wenn dieser berühmte Lehrer noch lebte, und also im Stande

wäre, ein so ungegründetes Gedicht auf das nachdrücklichste zu widerlegen? Und gewiß, es würde mir übel bekommen seyn, wenn ich die Frechheit gehabt hätte, noch bey seinem Leben eine solche Nachricht von seinem Tode herauszugeben, als ich jetzo, da er wirklich in die Ewigkeit gegangen ist, der Welt mitgetheilt habe. Wer den sel. Mann gekannt hat, der weiß, daß er sehr empfindlich und hitzig war, und von der, mehr als menschlichen, Geduld seiner beyden Brüder, Montmaur und Sievers, nicht das geringste an sich hatte. Er schenkte seinen Feinden nichts, und so bald kam nicht eine Schrift gegen ihn heraus, so war er mit der Antwort fertig. Ist es also glaublich, daß er, wenn er noch lebte, meine Nachricht von seinem Tode unbeantwortet gelassen haben würde? Ich will hier nicht untersuchen, wie weit sein Zeugniß in einer Sache, die ihn so nahe angeht, gelten könnte: so viel ist indessen, deucht mich, gewiß, daß, wenn der Herr Professor Philippi einmal sagte, daß er noch im Leben, dieses ein Einwurf wider meine Nachricht seyn würde, der nicht zu verachten wäre, und Leuten, die nicht gar geübte Sinnen haben, und von der wahren Beschaffenheit der Sache nicht hinlänglich unter-

richtet sind, leicht zu einem Anstoß gereichen könnte.

Aber so gebehrdet sich der Herr Professor Philippi nicht anders, als es der Zustand eines Menschen, der wahrhaftig gestorben ist, mit sich bringet. Er sagt kein Wort; und obgleich ganz Halle, und halb Deutschland über die Nachricht von seinem Absterben, in Bewegung kömmt: so rührt er sich doch nicht. Seine Freunde sind so liebreich, und wollen ihn durch den Lerm; den sie wider meine Nachricht erregen, wieder aufwecken. Er aber liegt stille, und giebt nicht das geringste Zeichen einiges Lebens, oder, daß ihm ihre Bemühung gefalle, von sich.

Mich deucht, diese einem Verstorbenen so wohlanständige Aufführung des Herrn Professor Philippi beweiset klärlich, daß meine Nachricht von seinem Tode wahr sey; und ist allein fähig, meinen unverschämten Gegnern das Maul zu stopfen.

Ich weiß wohl, diese Herren haben in ihre Schrift einen Brief eingerückt, den der Herr Professor Philippi an sie geschrieben haben soll. Aber dieser Brief ist zu nichts weniger geschickt, als meine Nachricht umzustossen. Es wäre mir ein leichtes, zu sagen, er sey von meinen Gegnern erdich-

tet; weil er nicht das geringste von Anglicanen, Ackermanninnen, verstorbenen oder noch lebenden Geliebten, geheimen Briefwechseln, fränkischen Rittern und vornehmen Fräulein, als den rechten Kennzeichen eines ächten philippischen Briefes, in sich hält; Allein ich will es nicht thun, sondern glauben, daß sie zu ehrlich sind, einen solchen Betrug zu begehen. Der Brief ist mit so viel Vernunft und Gelassenheit geschrieben, als man von einem Menschen, der mit dem Leibe alle Eitelkeiten und Schwachheiten abgeleget hat, vermuhten kann, und beweiset also, wofern er, wie ich nicht streiten will, wirklich von dem Herrn Professor Philippi ist, daß dieser ehrliche Mann das Sterbliche schon ausgezogen hat.

Ich glaube auch nicht, daß meine Gegner die Absicht gehabt haben, mit diesem Briefe die Falschheit meiner Nachricht von dem Tode des Herrn Professor Philippi zu beweisen; denn dieses wäre eine Einfalt, die ich ihnen, wie schlecht es auch um sie bestellet ist, kaum zutraue. Eben aus diesem Briefe ist deutlich zu ersehen, daß meine Nachricht von dem Tode des Herrn Professor Philippi wahr sey. Der Herr Professor Philippi sagt darinn mit keinem Worte, daß er noch lebe. Ist es aber zu glauben,

daß er eine so schöne Gelegenheit, mich zu Schanden zu machen, würde haben vorbey gehen lassen, wenn er sich getrauet hätte, meiner Nachricht zu widersprechen? Er ist viel zu ehrlich dazu. Er spricht nicht, daß sie falsch sey. Alles, was er thut, ist dieses, daß er sie, nebst den Schriften gegen dieselbe, der patriotischen Assemblee zuschicket, und sich ihr Bedenken darüber ausbittet. Man siehet hieraus, daß der Herr Professor Philippi selbst nicht weiß, ob er lebet, oder todt ist. Zeigt aber diese Ungewißheit, in welcher ein lebendiger Mensch sich unmöglich befinden kann, nicht deutlich genug, daß der Herr Professor Philippi wirklich gestorben sey? Denn, wer von sich selbst nichts weiß, und nicht mehr fühlet, daß er lebet, der ist ganz gewiß todt. Daß aber der Herr Professor Philippi sich in einem solchen Zustande befinde, ist daher klar, weil er sich nicht getrauet, die Frage: Ob er lebe, oder todt sey? selbst zu entscheiden; sondern sich ein Bedenken darüber ausbittet. Ich bedaure, daß er nicht zu mir gekommen ist. Ich hätte ihm aus dem Traum helfen können: Denn ich habe ihn sterben, und seinen erblaßten Cörper in die Gruft senken sehen, welches Dinge sind, die er unmöglich wissen kann. Diejenigen herge-

gen, zu welchen er sich gewendet hat, wissen von nichts, und können auch, natürlicher Weise, von seinem Leben nicht mehr wissen, als er selbst: und dennoch schämen sich diese Leute nicht, und behaupten, der Herr Professor Philippi lebe, obgleich dieser ehrliche Mann aufrichtig bekennet, daß er selbst nichts davon weiß. Ist es nicht eine entsetzliche Frechheit?

Ich sollte nicht meinen, daß jemand so unverschämt seyn werde, mir hier einzuwerfen: Der Herr Professor Philippi habe meine Nachricht von seinem Tode schon dadurch genug widerleget, daß er einen Brief geschrieben; und also nicht nöhtig gehabt, zu sagen, daß er lebe, und meine Nachricht falsch sey. Denn dieser Einwurf würde gar zu elend seyn. Indessen, weil ich gewohnt bin, gründlich zu verfahren, und meinen Gegnern alle Ausflüchte zu beschneiden: so will ich mich die Mühe nicht verdriessen lassen, mit wenigen darauf zu antworten. Ich sage demnach, daß es eben nicht nohtwendig folge, daß ein Mensch, der einen Brief geschrieben hat, noch lebe. Wir haben ganze Bücher von Briefen der Todten an die Lebendigen. Die Letters from the Dead to the Living, so Thomas Brown herausgegeben,

sind bekannt; und noch neulich hat der vorige König von Frankreich einen langen Brief an den jetzigen geschrieben, ohne daß darum jemand gesagt, Ludwig der XIVte sey von den Todten erstanden, oder gar niemals gestorben.

Ich glaube, dieses wird sowol zu Ueberzeugung meiner Leser, als auch zu Beschämung meiner Widersacher, genug seyn; und ich kann also die Feder ohne Bedenken niederlegen. Denn was das Ding anlanget, das zu Göttingen unter der Gestalt und dem Namen des Herr Professor Philippi herum gehen soll: so lasse ich mich darauf nicht ein. Ich habe desfalls noch keine zulängliche Nachricht eingezogen. Daß es indessen der Herr Professor Philippi selbst nicht seyn könne, das hat wohl seine Richtigkeit: Denn der ist schon an dem Ort, unde negant, redire quemquam.

Wenn ich aber meine unvorgreifliche Meinung sagen soll: so halte ich dafür, daß der Teufel sein Spiel darunter habe; und glaube, daß, wer kein Atheist oder Thomasianer ist, meine Meinung, wo nicht für wahrscheinlich, doch für erbaulich halten wird. Was sich mit dem bekannten Wagner zu Wittenberg auf öffentlichem Markte zugetragen hat, das ist frommen Christen aus der wahrhafti-

gen Historie von D. Faust bekannt. Der Teufel ist noch eben so mächtig, als er damals war; und mag vielleicht seine Ursachen haben, warum er sich jetzo, in der Gestalt des Herrn Professors Philippi, zu Göttingen sehen lässet. Wer weiß, ob er nicht, als ein abgesagter Feind aller guten Anstalten, der neuen Universität dadurch einen Schandfleck anzuhängen suchet?

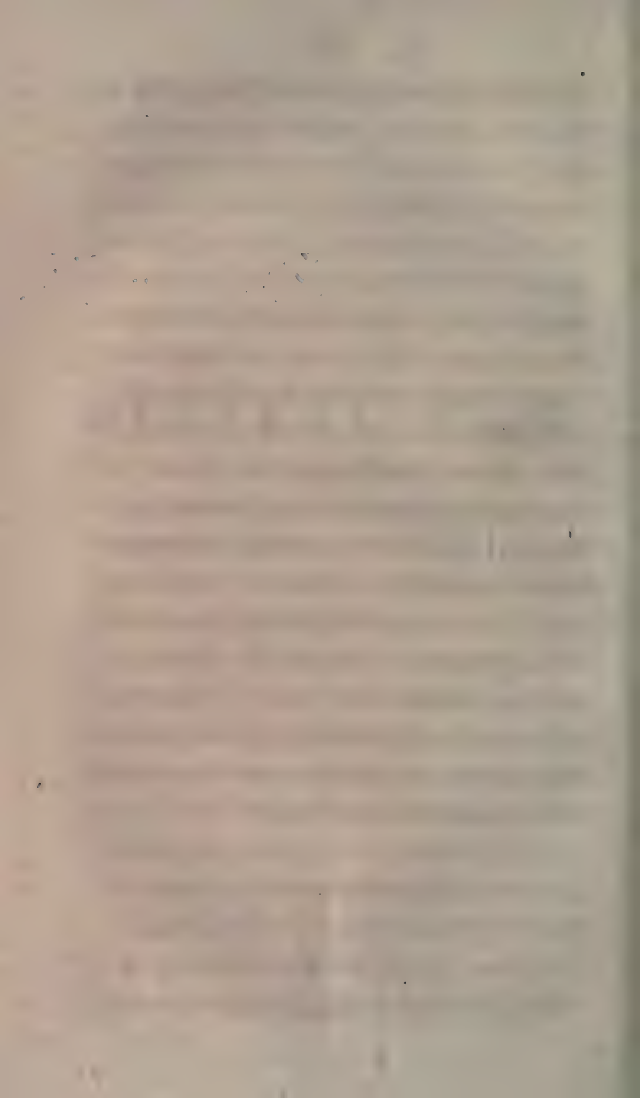
Ich will diese Muhtmaßung zwar niemanden aufdringen; das glaube ich aber ganz gewiß, daß der Philippi, der jetzo zu Göttingen zu sehen seyn soll, nicht der rechte Philippi, sondern sein Gespenst; und also weit geschickter ist, meine Nachrichten von dem Tode des Herrn Professor Philippi zu bestärken, als verdächtig zu machen.

Hat jemand hieran noch einigen Zweifel, der warte nur noch eine kleine Zeit: so wird sichs weisen, ob dieses, in der Gestalt des Herrn Professor Philippi, zu Göttingen umhergehende Gespenst nicht plötzlich verschwinden, und einen Gestank hinter sich lassen wird.

Disparoissez-donc, je Vous prie,
Et que le Ciel par sa bonté
Comble de joye et de santé
Vôtre defunte Seigneurie.

Moliere.

# Anmerkungen.



Dieser Theil der Liscovschen Schriften enthält alle diejenigen Satyren, welche Liscov wider den zu seiner Zeit in Halle lebenden Professor Philippi herausgegeben hat, nehmlich:

1. Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf den Hochedelgebohrnen und Hochgelahrten Herrn, Herrn Dr. Johann Ernst Philippi, öffentlichen Professor der deutschen Beredsamkeit auf der Universität Halle, wie auch Chursächsischen immatriculirten Advocaten etc. etc. nach den Regeln einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit, gehalten in der Gesellschaft der kleinen Geister, in Deutschland, von einem unwürdigen Mitgliede dieser zahlreichen Gesellschaft. 1732.

2. Unparteyische Untersuchung der Frage: Ob die bekannte Satyre, Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf den Herrn Dr. Johann Ernst Philippi, Professor der deutschen Wohlredenheit auf der Universität Halle, mit entsetzlichen Religionsspöttereyen

angefüllet, und eine strafbare Schrift sey? Bey welcher Gelegenheit zugleich augenscheinlich gezeiget wird, daß der Herr Professor Philippi die Schrift: Gleiche Brüder, Gleiche Kappen ꝛc. unmöglich gemacht haben könne. Leipzig, 1733.

3. Stand= oder Antrittsrede, welche der (S. T.) Herr Dr. Johann Ernst Philippi, öffentlicher Professor der deutschen Wohlredenheit zu Halle, den 21sten December 1732, in der Gesellschaft der kleinen Geister gehalten, samt der Ihm darauf, im Namen der ganzen löblichen Gesellschaft der kleinen Geister, von dem (S. T.) Herrn B. G. R. S. F. M. als Aeltesten der Gesellschaft, gewordenen höflichen Antwort. Auf Befehl und Kosten der Gesellschaft der kleinen Geister zum Drucke befordert. 1733.

4. Sottises champètres, oder Schäfergedicht des (Tit.) Herrn Professor Philippi, seiner Seltenheit wegen zum Drucke befördert. Leipzig, 1733.

5. Eines berühmten Medici glaubwürdiger Bericht von dem Zustande, in welchem er (S. T.) Herrn Professor Philippi den 20sten Junii 1734. angetroffen. Merseburg, 1734.

6. Bescheidene Beantwortung der Einwürfe, welche

welche einige Freunde des Herrn Dr. Johann Ernst Philippi, weiland wohlverdienten Professor der deutschen Wohlredenheit zu Halle, wider die Nachricht von dessen Tode gemacht haben. Halle, 1735.

Liscov hat selbst die Gesichtspunkte angegeben, aus welchen er diese Satyren beurtheilet zu sehen wünscht. Er schreibt nehmlich:

„Der andere Held, mit dem ich gekämpfet habe, ist der Herr Dr. Johann Ernst Philippi, ehemaliger Professor der deutschen Wohlredenheit zu Halle. Er ist der andere Sohn eines Hofpredigers zu Merseburg, der vor einigen Jahren gestorben ist, und den Ruhm hinterlassen hat, daß er ein frommer und exemplarischer Mann gewesen. Der Sohn hat nimmer in den Wegen seines Vaters gewandelt, sondern allezeit einen unruhigen Kopf gehabt.“

„Im Jahre 1726 gab er eine Schrift wider die damalige grosse Lotterey in Sachsen heraus, und ward dieses Muhtwillens wegen auf das Schloß zu Meissen gefangen gesetzet. Er kam endlich wieder los, und begab sich nach Merseburg, woselbst er advocirte; aber mit so schlechtem Glücke, daß ihm fast in allen Urtheln bald ein

derber Verweis, bald eine Geldstrafe für die gebrauchten Injurien zuerkannt wurde.

„Ohngefehr im Jahre 1729. geriehte er in Händel, die ihn zwangen, Merseburg zu verlassen. Er begab sich aus Verzweifelung nach Halle, und ward daselbst Professor der deutschen Beredsamkeit. So bald er diesen Posten erhalten hatte, gab er unterschiedene Schriften heraus, die er jetzo vielleicht wünschet nimmer geschrieben zu haben. Denn sie sind die Quellen seines Unglücks.“

„Sie waren an sich im höchsten Grade elend, und unterschiedene Gelehrte in Sachsen hielten sie einer scharfen Ahndung um so viel würdiger, je grösser sich der Verfasser damit wußte. Allein es hatte niemand das Herz, mit dem Herrn Professor Philippi anzubinden. Man fürchtete sich vor dessen Vater, der im Oberconsistorio zu Dresden viele Freunde hatte, und der Herr Professor Philippi blieb eine gute Zeit in der süssen Einbildung, die er von der Grösse seiner Verdienste hatte, ungestöhret. Ich vor meine Person konnte natürlicher Weise nicht die geringste Begierde haben, ihm diese stolze Zufriedenheit mit sich selbst zu rauben; weil ich, was auch seine wunderlichen Schriften in Sachsen vor Aufsehen gemacht hat-

ten, nicht wußte, daß er in der Welt war. Allein das Maaß seiner gelehrten Ausschweifungen war voll, und ich mußte, wider alles Vermuthen, seine Geissel seyn."

„Meine Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem gaben Gelegenheit dazu. Einer meiner Freunde brachte diese Anmerkungen nach Sachsen, und sie hatten das Glück, gewissen Leuten daselbst zu gefallen. Man glaubte, eine Satyre von eben der Art würde dem Herrn Professor Philippi sehr heilsam seyn, und ich ward inständig ersuchet, mich auch über diesen elenden Scribenten zu erbarmen. Man schickte mir zu dem Ende seine sechs deutschen Reden, und ertheilte mir eine umständliche Nachricht von seiner Person und von seinen Umständen."

„Ich gestehe, es kam mir hart vor, gegen einen Menschen zu schreiben, den ich nicht kannte, und der mir niemalen das geringste zuwider gethan hatte. Allein ich trug, aus gewissen Ursachen, Bedenken, denenjenigen, die mich darum ersuchten, ihr Begehren abzuschlagen. Ich las überdem das Heldengedicht auf den König von Polen, nebst den sechs deutschen Reden, und muß bekennen, daß ich über diese zwo Proben der he-

roischen Beredsamkeit des Herrn Professor Philippi erstaunte. Siehe! sprach ich, hier ist mehr, als Sievers, und verfertigte, ohne mir weiter den geringsten Scrupel zu machen, meine Lobrede auf den Herrn Professor Philippi, der ich den Titel: Briontes der Jüngere, gab."

„Man mag von dieser Satyre sagen, was man will: so wird man doch bekennen müssen, daß sie nichts, als eine Critik der sechs deutschen Reden des Herrn Professor Philippi, in sich fasset, und so bescheiden eingerichtet ist, daß man leicht sehen kann, daß mich nicht ein Haß gegen die Person des Herrn Professor Philippi, sondern bloß ein gerechter Eifer wider seine lächerliche Beredsamkeit, bewogen habe, dieselbe zu schreiben. Zum wenigsten glaubte man in Sachsen, der Herr Professor Philippi sey noch zu gelinde davon gekommen; und dieser hällische Redner hätte also Ursache gehabt, Gott zu danken, daß er ihn in meine Hände fallen lassen. Allein so geriebt er in die äusserste Wut. Er glaubte, seine Ehre sey auf das empfindlichste verletzet. Es verdroß ihn, daß meine Schrift wider ihn mit Lust gelesen wurde; ja daß so gar seine Zuhörer

den Briontes mit ins Collegium brachten, und einander, in seiner Gegenwart, ganze Stellen daraus vorlasen, und gab sich daher alle Mühe von der Welt, meine Schrift zu unterdrücken."

„Er bediente sich zu dem Ende eines zwar gemeinen, aber doch sehr unredlichen und tückischen, Mittels. Sein Vater mußte an zwey geistliche Glieder des Oberconsistorii zu Dresden, die seine Freunde waren, einen beweglichen Brief schreiben, und flehentlich bitten, man möchte doch eine mit so entsetzlicher Religionsspötterey angefüllte Schrift nicht so öffentlich verkaufen lassen. Ich weiß nicht, was diese Herren vor Mühe angewandt haben, ihren flehenden Amtsbrüder zu vergnügen; das weiß ich aber, daß das Oberconsistorium klüger war, als der Herr Professor Philippi und sein Vater. Denn alles, was sie erhalten konnten, das war ein kaltsinniger Befehl an die Büchercommißion zu Leipzig, zu untersuchen, ob sich die Sache so verhalte. Dabey blieb es, und der Briontes ward vor wie nach in Leipzig verkauft."

„Wer der Verfasser dieser Satyre sey, das konntte der Herr Professor Philippi unmöglich errathen. Er suchte ihn in Sachsen, und der Herr Professor Gottsched hatte das Unglück, daß der stärkste

Verdacht auf ihn fiel. Der Herr Professor Philippi setzte auch wirklich in der ersten Hitze eine heftige Schrift gegen den Herrn Gottsched auf, und würde sie haben drucken lassen, wenn dieser nicht einen höflichen Brief an ihn geschrieben, und ihn heilig versichert hätte, daß er den Briontes nicht gemacht habe. Er soll auch dem Herrn Professor Philippi in eben diesem Schreiben vertraulich eröffnet haben, daß ich der Verfasser dieser Satyre sey. Ich glaube dieses gerne; denn er war einer von denen, die es am besten wissen konnten. Allein das glaube ich nicht, daß der Herr Professor Gottsched, wie Herr Philippi vorgiebt, den Briontes für ein infames Pasquill erklärt habe. Denn ich habe eine viel zu gute Meinung von dem Herrn Gottsched, als daß ich mir sollte einbilden können, daß er, aus Furcht, vor einem gar nicht furchtbaren Manne, einer Schrift, die ihm gewiß nicht zuwider war, und die er wenigstens für erträglich hielte, wider sein Gewissen einen so schimpflichen Titel beygeleget habe."

„Er mag indessen an den Herrn Professor Philippi geschrieben haben, was er will: so trauete dieser doch seinen Versicherungen so wenig, als

seinen vertraulichen Nachrichten, und hielt ihn dennoch für seinen Feind und Verfolger. Zwar wußte er nicht gewiß, ob Herr Gottsched den Brontes gemacht habe, oder wer sonst der Verfasser desselben sey: Allein diese Ungewißheit hinderte ihn nicht, seine Ehre gegen seinen unbekannten Feind zu retten. Er schrieb zu dem Ende noch im Jahre 1732. seine sieben neuen Versuche *) in der deutschen Beredsamkeit,

---

*) Die Titel dieser neuen Versuche waren folgende: 1) Rede von dem Character der kleinen Redner; als eine vorläufige Abfertigung der Satyre Brontes. 2) Daß der Verstand alle Gewalt übertreffe. 3) Der Character der Freygeisterey und wahrer Verdienst ꝛc. 4) Von grossen, mittelmäßigen und kleinen Genies, besonders von der Niederträchtigkeit der kleinen Geister. 5) Sendschreiben wegen Gültigkeit der Wörter: Duckmäuser, Saalbader, Charletan und Pedant ꝛc. 6) Die großmüthige Verachtung, als eine erlaubte Nohtwehre gegen unrechtmäßige Gewalt, Unverstand und Verleumdung. 7) Die Bedaurung von Redlichgesinnten, als ein Bewegungsgrund, sich mit Pasquillanten in keine Streitschriften einzulassen. In dem 15ten Stücke des hamburgischen Correspondenten vom Jahre 1733. wird zwar gesagt, der Herr Professor Philippi habe seine sieben neuen Versuche zu Hamburg unter die Presse gegeben;

und die Schrift: Gleiche Brüder, gleiche Kappen ꝛc. So hurtig er mit diesen Schriften fertig war, so langsam ging es mit dem Drucke. Niemand wollte sie verlegen, und er bot sie in Leipzig und Hamburg vergebens aus. Sein Manuscript indessen gerieht an beyden Orten, ich weiß nicht, auf was Art, meinen Freunden in die Hände, welche mir einen vollständigen Auszug aus den Kappen, in so ferne sie mich angingen, und eine Abschrift von dem ersten der sieben neuen Versuche, welcher wider die Gesellschaft der kleinen Geister gerichtet war, zuschickten. Ich entschloß mich gleich, beydes drucken zu lassen, und zu beantworten. Nicht darum, daß ich dieses elende Zeug der geringsten Antwort würdig schätzte; sondern aus ganz andern Ursachen."

„Ich hatte, seitdem ich um meiner Sünde wil-

---

allein das war nur Scherz. In Hamburg wollte sie niemand haben. Man schickte sie dem Herrn Professor Philippi wieder, und ich weiß nicht, was er damit gemacht hat. Ich glaube, er hat sie untergesteckt, oder wenigstens das vornehmste daraus in der Vorrede zu seinem Windbeutel, und in seinen moralischen Bildnissen, mit welchen er die Maximes de la Marquise de Sablée erläutert hat, angebracht.

len ein Scribent geworden war, so viel ungereimte und lächerliche Urtheile von der satyrischen Schreibart überhaupt, und von meinen Schriften insbesondere anhören müssen, daß ich es nicht länger erdulden konnte. Zwar kann ich mich nicht darüber beschweren, daß man gar zu verächtlich von meinen Schriften geredet hätte; man lobte sie mehr, als sie es verdienten. Allein auch diejenigen, welche sie lobten, begleiteten ihr gezwungenes Lob mit einem hämischen Aber, das mir empfindlicher war, als wenn man meine Art zu denken und zu schreiben gerade weg getadelt, oder mich gar mit meinen poßirlichen Gegnern in eine Classe gesetzet hätte."

„Dieses Aber sollte die Weisheit und Billigkeit des Heuchlers andeuten, der sich deßelben bediente: allein es war doch nichts, als eine Frucht der Einfalt und Bosheit, und weit unchrißlicher und verdammlicher, als alle meine Satyren. Man sprach: „Es sey doch gleichwohl unbillig und unchrißlich, daß ich ehrliche Leute so empfindlich kränkte, die mir nimmer etwas zuwider gethan hätten. Es gienge mich ja nicht an, ob die Schriften dieser Leute gut oder schlecht gerahten wären. Man müße sich nicht klug dünken laßen, jedermann

zu tadeln. Die satyrische Schreibart sey einem Christen unanständig. Meine Schriften wären Pasquille, und ich müßte ein sehr boshaftes Gemüht haben. Ich bezeugte auch eine schlechte Ehrerbietung gegen die heilige Schrift, mißbrauchte biblische Redensarten, und man sähe wohl, daß ich wenig Religion hätte, weil alles, was ich geschrieben, mit Religionsspöttereyen angefüllet sey, u. s. w."

„Es hätte mich nicht verdriessen sollen, wenn diese unbilligen Urtheile nur von Leuten wären gefället worden, denen ihre Einfalt, oder ihr Amt ein Recht giebt, zu sagen, was sie wollen: Allein, so mußte ich sie auch von Leuten hören, die klug seyn wollten, und die es ohne Verletzung ihres Gewissens seyn konnten. Ich lernete daraus, daß ein gesunder Verstand seltener ist, als man insgemein glaubet, und fand für nöhtig, meinen unbilligen Richtern zu zeigen, daß es ihnen hauptsächlich daran fehle."

„Dasjenige, was mich vornehmlich dazu bewog, das war der Vorwurf von der Religionsspötterey, der ungegründeteste und boshafteste von allen. Es verdroß mich, daß man, obgleich meine Schriften von keinen Religionsmaterien handelten, dennoch

so dreiste und verwegen von meinem Glauben und Unglauben urtheilete, als wenn ich einen Catechismum geschrieben hätte; und ich verfertigte demnach im Jahr 1733. die unpartenische Untersuchung der Frage: Ob die bekannte Satyre, Briontes der Jüngere, mit entsetzlichen Religionsspötterenen angefüllet, und eine strafbare Schrift sen? rc."

„Ich bemühete mich in dieser Schrift, den mich richtenden Pharisäern einmal für allemal das Maul zu stopfen. Ich glaube nicht, daß ich sie gänzlich bekehret habe: doch fingen sie an, sich zu schämen, und wurden stille."

„Weil indessen der Herr Professor Philippi den Vorwurf von Religionsspötterenen, durch welchen er das Oberconsistorium wider den Briontes hatte aufbringen wollen, in seinen sogenannten Kappen wiederholet, und zur Vertheidigung seiner sechs deutschen Reden unterschiedenes vorgebracht hatte: so bediente ich mich der Gelegenheit, auch ihm seine Abfertigung zu geben, und rückte den mir zugeschickten Auszug, aus seinen damals noch ungedruckten Kappen, in meine unpartenische Untersuchung ein. Ich be-

wies, daß diese Schrift im höchsten Grade albern, und so beschaffen sey, daß es nicht zu glauben, daß der Herr Professor Philipi sie gemacht habe. Ich sprach sie ihm auch wirklich aus vierzehn wichtigen Gründen ab. Allein der Herr Professor Philippi hat sich dennoch nicht geschämet, dieses abentheuerliche Werkchen öffentlich für das seine zu erkennen, und es im Jahre 1735. als einen Anhang zu seinem rüchtigen Buche: Cicero, ein grosser Windbeutel rc. drucken zu lassen."

„Eben dieses Büchlein pranget noch mit einem andern Anhange, welcher acht Vertheidigungsschriften wider eben so viel Chartequen in sich fasset. Eine derselben ist wider meine unpartenische Untersuchung gerichtet, und ganz poßirlich. Der Herr Professor Philippi ziehet so seltsame Reden aus meiner Schrift, und sagt Dinge darüber, die lustig genug zu lesen sind; aber den elenden Zustand des armen Menschen so klar an den Tag legen, daß ich mir ein Gewissen gemacht habe, darauf zu antworten."

„Damit ich nicht nöhtig habe, ferner von dem

Buche: Cicero, ein grosser Windbeutel rc. zu reden: so muß ich noch sagen, daß man einen vollständigen Auszug aus demselben in dem [illegible]ten Stücke der niedersächsischen Nachrichten auf das Jahr 17[illegible] findet. Der Auszug ist von mir, und fasset alle Seltenheiten dieser lächerlichen Schrift, und zugleich eine Critik derselben in sich. Es hat auch der Herr Professor Philippi wegen seines an dem Cicero verübten Frevels in dem 20sten Stücke des hamburgischen Correspondenten von 1733. sein Urtheil aus dem Seneca empfangen."

„Nachdem ich also der Welt den Auszug einer Schrift mitgetheilet hatte, der sie sonst noch eine ziemliche Zeit würde haben entbehren müssen: so säumete ich nicht, auch die Rede des Herrn Professor Philipi an die Gesellschaft der kleinen Geister, von der ich eine Abschrift erhalten hatte, zum Drucke zu befördern. Ich gab ihr den Titel: Stand- oder Antrittsrede, welche der Herr Professor Philippi in der Gesellschaft der kleinen Geister gehalten hat rc. Ich beantwortete sie im Namen des Aeltesten dieser Gesellschaft. Diese Antwort ist unstreitig die giftigste Schrift, die ich gegen den Herrn Profes-

sor Philippi gemacht habe, *) und ich glaube nicht, daß er jemalen auf eine unbarmherzigere Weise gemißhandelt worden. Allein er empfing was seine Thaten wehrt waren. Warum gab er sich mit mir ins Spotten? Warum wagte er sich in die Ironie, eine Figur, die ihm zu hoch war? Ueber mich kann er sich nicht beschweren, und thut er es, so antworte ich ihm: Haec scripsi — — — ut eo ipso in genere, in quo aliquid posse vis, te nihil esse cognosceres. **)"

„Indessen war dieses meine einzige Absicht nicht; sondern ich hatte noch einen andern Zweck.

---

*) Und dennoch sagt der Doctor Hartmann, zu Erfurt, in seiner Anleitung zur Historie der leibnitz-wolfischen Philosophie, S. 851. 952. daß Philippi diese Schrift gemacht habe, und daß darinn der mathematische Versuch wider jedermann vertheidiget werde. Es ist dieses ein Fehler, den er nicht würde begangen haben, wenn er sich nur feste an seinen ihm so nützlichen Vorgänger, den Herrn Ludovici, den er vor Augen gehabt zu haben scheinet, gehalten hätte; aber da er klüger seyn will: so sagt er etwas, das eben so wahr ist, als daß, wie er S. 153. meynet, die Socinianer kurz nach dem Nicenischen Concilio entstanden.

**) Cicero Epist. ad Familiares, Lib. VII. Eq. 27.

Der Herr Professor Philippi hatte zwo Schriften ausgehen lassen, an welchen wenig gesundes war. Die eine war seine thüringische Historie, und die andere sein mathematischer Versuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt. Der Herr Professor Philippi hatte in der ersten dem Churhause Sachsen die Bisthümer Merseburg und Naumburg gänzlich abgesprochen; ja er war gar so thöricht, daß er sich einbildete, seine elende Schrift habe zu unterschiedenen harten Rescripten Anlaß gegeben, welche zu der Zeit, als der kaiserliche und sächsische Hof bekanntermassen nicht wohl mit einander standen, dieser Bisthümer wegen, an den verstorbenen König von Polen ergingen. Man hatte mich ersuchet, den Herrn Professor Philippi dieses Frevels und Stolzes wegen zu züchtigen, und ihm zu weisen, daß seine thüringische Historie kein Werk sey, auf welches er sich viel einzubilden Ursache hätte. Dieses suchte ich meinem in einer Anmerkung zu dem Briontes gethanen Versprechen zu Folge, in dieser Beantwortung der philippischen Anrede an die Gesellschaft der kleinen Geister, ins Werk zu richten, und der mathematische Versuch von der Unmöglichkeit einer ewigen

Welt mußte bey der Gelegenheit mit an den Tanz."

„Ich war nicht der einzige, dem diese letzte Schrift lächerlich vorkam. Sie war schon, ehe ich dieselbe gesehen hatte, in zwo unterschiedenen Satyren, mit unterschiedenem Glücke, angegriffen worden. Die erste war das Sendschreiben der fünf Schwestern an den Herrn Professor Philippi. Die fünf Schwestern waren die fünf Sinnen, und die Satyre war, so viel ich mich erinnere, artig genug geschrieben. Sie gieng nur zu Leipzig im Manuscript herum, und der Herr Professor Philippi, dem eine Abschrift davon in die Hände fiel, ließ sie unter dem Titel: Wunderseltsames Fündelkind rc. im Jahre 1733 mit Anmerkungen drucken. Ich habe dieser Anmerkungen in meiner unpartheyischen Untersuchung erwehnet, und dem Herrn Professor Philippi, wie die Kappen, abgesprochen. Der Herr Professor Philippi meinet in diesen Anmerkungen, daß ich Vater zum dem sogenannten Fündelkinde sey. Allein er thut mir Unrecht. Ich bin an dieser Satyre unschuldig, und habe auch nimmer erfahren können, wer der Verfasser derselben sey."

„Der

„Die andere Satyre, welche wider den mathematischen Versuch heraus kam, führte den Titel: Abgestrafter Vorwitz eines unbesonnenen Critici ꝛc. Sie war in Versen geschrieben, welche der Verfasser mit Anmerkungen erläuterte. Er nennete sich Grimaldo, und gab sich auf dem Titel für einen dem Herrn Professor Philippi wohlbekannten Weissenfelser aus. Er hieß aber Grützner, und war ein Student aus Jena. Ich kenne den Menschen nicht; aber nach seiner Schrift zu urtheilen, ist es ein armer Sünder, der nur immer hätte zu Hause bleiben mögen. Der Herr Professor Philippi hat ihn auch in dem Anhange zu seinem Windbeutel nach Verdienst gezüchtiget, und mir selbst kam sein Geschmier so abscheulich und unerträglich vor, daß ich eine scharfe Censur desselben in das 30ste Stück des hamburgischen Correspondenten von 1733 setzen ließ. Der gute Grimaldo empfand dieses so hoch, daß er drohete, er wollte auch wider den Verfasser des Correspondenten schreiben. Es ist aber, so viel ich weiß, nichts daraus geworden.“

„Der Herr Professor Philippi indessen war viel zu streitbar, als daß er meine Stand- oder

Antrittsrede hätte unbeantwortet lassen sollen. Er gab auf frischer That eine kleine Schrift dagegen heraus, welche er ein Bedenken der patriotische Assemblée nennete. Ich weiß den Inhalt dieser Schrift nicht mehr; so viel weiß ich, daß sie sehr grob und einfältig gerahten war."

„Mittlerweile nun, daß ich mit der Verfertigung meiner Antwort, auf die philippische Standrede beschäfftiget war, spielte man dem Herrn Professor Philippi einen Streich, dessen er sich nicht versahe. Es war dieser kurzweilige Redner in ein reiches und junges Frauenzimmer zu Leipzig sterblich verliebt gewesen, und hatte dieser seiner Göttinn zu Ehren ein Schäfergedicht gemacht, welches die Frau von Ziegler in Verwahrung hatte, und sehr geheim hielt. Es fiel aber doch, ich weiß nicht durch was für einen Zufall, gewissen Leuten zu Leipzig in die Hände, die schickten es nach Hamburg, und baten, man möchte es daselbst zum Drucke befördern. Von Hamburg ward es an mich nach Lübeck geschickt, und ich gab ihm den Namen: Sottises champêtres, oder Schäfergedicht des Herrn Professor Philippi rc. machte eine kurze Vorrede dazu, und schickte es wieder nach Hamburg, woselbst es, nachdem

ein anderer guter Freund den Inhalt dazu gemacht hatte, eiligst gedruckt ward."

„Die Frau von Ziegler empfand die Bekanntmachung dieses Schäfergedichtes sehr hoch. Ich weiß nicht, was sie für Ursachen dazu hatte; doch kann ich versichern, daß wenn ich dieses vorher gewußt hätte, die besondere Ehrerbietung, welche ich gegen diese Dame hege, mich würde abgehalten haben, das geringste zu der Herausgabe dieses philippischen Schäfergedichtes beyzutragen."

„Was den Herrn Professor Philippi anlanget: so setzten ihn die Sottises champêtres in die äusserste Wut. Er verfiel wieder auf die alten Grillen, daß Herr Gottsched sein Verfolger sey, und gab unter dem Namen eines Freyherrn von Frohenmuht gegen diesen ganz unschuldigen Mann eine Schrift heraus, die er Sottises galantes nennete, und in welcher er den Herrn Professor Gottsched auf eine recht rasende Art angriff. Der Herr Professor Gottsched wählte, statt der Rache, ein großmühtiges Stillschweigen, und er that wohl daran. Eine so ehrenrührige Schandschrift war keiner Beantwortung würdig."

„Als der Lerm wegen der Sottises champê-

tres und galantes vorbey war, kam allererst die Stand- und Antrittsrede ans Licht. Ich gedachte, dieses sollte meine letzte Schrift gegen den Herrn Professor Philippi seyn; aber ich mußte noch einen Gang mit ihm wagen."

„Er gab im Jahr 1734 eine Uebersetzung der Maximes de la Marquise de Sablé heraus, welche er mit 366 moralischen Bildnissen erläutert hatte. Von dieser Uebersetzung ward in dem 83sten Stücke des hamburgischen Correspondenten von 1734 sehr verächtlich geurtheilet; und der Herr Professor Philippi nahm diese Freyheit, welcher der Verfasser des Correspondenten sich gegen ihn bedienet hatte, so übel, daß er sich bey dem Rahte zu Hamburg darüber beschwerete, und seinen Brief an den Raht, ich weiß nicht warum, drucken ließ. Aus diesem Briefe, der auf gewisse Maasse nicht ohne Wirkung war, leuchtete so viel Bosheit und ein so unerträglicher Stolz hervor, daß ich, so bald ich ihn las, den Entschluß fassete, die lächerliche Schrift, über deren Censur der Herr Professor Philippi sich beschwerete, noch schärfer vorzunehmen, als der Verfasser des Correspondenten gethan hatte. Denn, die Wahrheit zu sagen, es

verdroß mich, daß der Herr Professor Philippi, nach aller meiner Mühe, die ich mir gegeben hatte, ihn zu demüthigen, sich doch noch so trotzig gebehrdete, und unverschämt genug war, mit Ungestüm zu verlangen, daß die Leute anders, als mit Verachtung und Abscheu, von seinen Schriften reden sollten.“

„Ich wollte ihm demnach den Rest geben, und schrieb den glaubwürdigen Bericht eines Medici von dem Zustande, in welchem er den Herrn Professor Philippi den 20sten Junius 1732 angetroffen. Ich führte in diesem Berichte den Herrn Professor Philippi redend ein. Er mußte seine Fehler bereuen, seine Schriften verfluchen, und von seiner Uebersetzung der Maximes de la Marquise de Sable, und allen ihren Zusätzen, so viel böses sagen, als ich glaubte, daß eine so läppische Schrift verdiente. In der Vorrede sagte ich, der Herr Professor Philippi sey den 21sten Junius wirklich gestorben. Dieses Vorgeben war falsch; aber daß der Herr Professor Philippi Schläge bekommen hatte, das war mehr als zu wahr. Er bekam sie ungefehr um die Zeit, als ich gesaget hatte, in einem Wirthshause zu Halle, von zween

Officieren, gegen welche er sich sehr unnütze gemacht hatte. Ja er war von diesen unbarmherzigen Kriegsknechten so zugerichtet worden, daß man ihn hatte nach Hause tragen müssen."

„Dieses war die Begebenheit, welche mich veranlassete, meiner Satyre die Tour zu geben, die ich ihr gegeben habe. An die andern Schläge, die der Herr Professor Philippi kurz darauf von höherer Hand bekommen hatte, habe ich nicht gedacht. Ich hielte es für niederträchtig, über einen Unfall zu spotten, der einem jeden ehrlichen Manne hätte begegnen können, und beklagte den Herrn Professor Philippi von Herzen."

„Indessen hatten diese letzten Schläge den Herrn Professor Philippi gezwungen, Halle und seine ausserordentliche Professur zu verlassen, und ihn in einen Stand gesetzet, daß er, ich weiß nicht was, darum hätte geben sollen, daß meine Nachricht von seinem Tode wahr gewesen wäre. Er war unstet und flüchtig, und hatte alle Mühe von der Welt, den Händen der merseburgischen Regierung zu entgehen, die ein Urtheil an ihm vollziehen wollte, in welchem ihm, ich weiß nicht warum, ein zweyjähriges Gefängniß zuerkannt war. Aber dem allen ungeachtet wollte er doch

nicht todt seyn. Er ließ, wiewohl nicht in seinem Namen, von Göttingen aus einen Aufsatz in die hamburgischen Berichte rücken, in welchem ich, der ich ihm dieses nachgeredet hatte, ein namloser Pasquillant genennet, und aller Welt kund gethan wurde, der Herr Professer Philippi sey noch am Leben, und befinde sich in Göttingen.“

„Das war nun wohl der Mühe wehrt, und es stand dem Herrn Professor Philippi, der in allen Stücken etwas besonders hatte, wohl an, auf eine so ernsthafte Art einer Nachricht zu widersprechen, die jedermann für Scherz hielte. Nach meiner Meinung hat der Herr Professor Philippi niemalen etwas lächerlichers begangen. Allein er ließ es dabey noch nicht bewenden; sondern gab eine Schrift gegen den glaubwürdigen Bericht eines berühmten Medici heraus, in welcher er Dinge sagte, die mich im geringsten nicht angiengen. Sie hatte den Titel: Der geheimen patriotischen Assemblée anderweitiges Bedenken an den Herrn Professor Philippi ꝛc. und war so wunderlich eingerichtet, daß man Mühe hatte, klug daraus zu werden. Ein sogenannter Hermolaus

Barbarus, welches, wo mir recht ist, des D. Langens jüngster Sohn seyn sollte, und ein gewisser Professor zu Halle, der nur mit den Buchstaben F. W. angedeutet wurde, behielten nicht für einen Heller Ehre darinn. Der Herr Professor Philippi hatte, aus Ursachen, die mir unbekannt sind, einen Verdacht auf diese Leute geworfen, und glaubte ganz feste, der glaubwürdige Bericht eines Medici sey in Halle gedruckt worden; weil das Exemplar, das er bekommen hatte, noch naß gewesen war. Allein er betrog sich; denn ich hatte diese Schrift in Mecklenburg auf dem Lande gemacht, und zu Lauenburg drucken lassen."

„Was man übrigens in dem Berichte des Medici den sterbenden Philippi von sich und seinen Schriften hatte sagen lassen, das überging die geheime patriotische Assemblée, ob es gleich das Hauptwerk war, mit Stillschweigen, und bemühete sich nur, zu beweisen, daß der Herr Professor Philippi noch lebe. Es gab also der ehrliche Mann seine ihm sonst so liebe Schriften Preis, um sein Leben zu retten. Denn todt wollte er mit Gewalt nicht seyn. Er hielte es für eine Beschimpfung, daß ich dieses von ihm gesaget

hatte: er stieß die gröbsten Scheltworte wider mich aus, und stellete sich nicht anders, als wenn ein seliger Tod eine Sache gewesen wäre, der sich ein ehrlicher Mann zu schämen hätte."

„Mir kam dieses Verfahren sehr wunderlich vor. Ich gedachte bey mir selbst: Es sind so viele ehrliche Leute gestorben, und der Herr Professor Philippi meint, es sey ihm eine Schande!

Lumina sis oculis etiam bonus Ancus reliquit,
Qui melior multis quam tu fuit improbe rebus;
Inde alii multi reges, rerumque potentes
Occiderunt, magnis qui gentibus imperitarunt.
. . . . . . . .
Ipse Epicurus obit decurso lumine vitae,
Qui genus humanum ingenio superavit, et omnes
Praestrinxit stellas, exortus uti aethereus Sol.
Tu vero dubitabis et indignabere obire
Mortua cui vita est prope jam vivo atque videnti. *)

Diese Gedanken veranlasseten mich, es mit der geheimen patriotischen Assemblée aufzunehmen, und ihr aus Gründen, die sie mir durch ihren lächerlichen, unnöhtigen und unbedachtsamen Widerspruch selbst an die Hand gegeben hatte, zu

---

*) Lucret. Lib. III.

beweisen, daß der Herr Professor Philippi dennoch gestorben sey."

„Ich schrieb zu dem Ende zu Anfange des 1735sten Jahrs meine bescheidene Beantwortung der Einwürfe, welche einige Freunde des Herrn Professor Philippi wider die Nachricht von dessen Tode gemacht haben. Der Herr Professor Philippi hat nicht darauf geantwortet. Und daran hat er, meines Erachtens, sehr weislich gehandelt. Denn wenn er hätte fortfahren wollen, im Namen der patriotischen Assemblee, auf eben den Fuß gegen mich zu schreiben: so würde die Sache, worüber wir stritten, so zweifelhaft geworden seyn, daß niemand, und so gar er selbst, zuletzt nicht gewußt haben würde, ob er noch lebe, oder todt sey. Man kann hieraus lernen, wie unglücklich die Leute sind, die keinen Scherz verstehen, und wie nohtwendig solche Leute, denen, welche ihnen die Ehre thun, mit ihnen zu scherzen, durch ihre Heftigkeit, und durch ihren ernsthaften und unnöhtigen Widerspruch, die Waffen in die Hände geben müssen, sie noch lächerlicher zu machen. Meine Absicht war, den Herrn Professor Philippi zu guter Letzt wenigstens noch von dieser Wahrheit zu

überführen. Nach der Zeit habe ich weiter mit ihm nichts zu thun gehabt."

„Er gerieth auch kurz darauf in einen Zustand, daß man seiner ohne Sünde ferner nicht spotten konnte. Da er, wie ich schon erwehnet habe, genöhtiget wurde, Halle zu verlassen: so begab er sich nach Göttingen. Allein, ausser daß die merseburgische Regierung ihn noch immer verfolgte, und auf seine Auslieferung drang: so wollte es auch sonst daselbst mit ihm nicht fort. Er fing an zu lesen, und seinen Freydenker herauszugeben. Man wollte es aber nicht leiden, und es ward ihm sowohl das Lesen, als das Bücherschreiben, gänzlich verboten. Ich bekenne, die Diät, welche man ihm durch dieses Verbot vorschrieb, war seinem innern Menschen sehr heilsam; aber der äussere mußte nohtwendig dabey zu kurz kommen, und das, deucht mich, war zu hart. Allein nicht lange darauf ging es ihm noch ärger. Er bekam das Consilium abeundi, und ward, wie man mir berichtet hat, bey hellem Tage zum Thor hinaus gebracht. Ob nun gleich dadurch erfüllet ward, was ich von seiner plötzlichen Verschwindung in meiner letzten Schrift geweissaget hatte: so habe ich ihn dennoch von Herzen bedauret,

und hätte lieber ein falscher Prophet seyn, als ihn dergestalt beschimpfet sehen mögen."

„Was man in Göttingen für Ursachen gehabt habe, so hart mit einem Manne zu verfahren, der doch, was er sonst auch für Schwachheiten an sich hatte, einmal ein Doctor und Professor war, das kann ich nicht sagen. Ich habe das Verbrechen des Herrn Professor Philippi nimmer erfahren können. Vermuhtlich hat er sein Unglück seinem Freydenker zu danken. Denn in dieser elenden Wochenschrift soll er keines Menschen verschonet haben. Neun Stücke habe ich davon gesehen, und ich glaube nicht, daß sie weiter fortgesetzet ist, weil man dem Herrn Professor Philippi das Handwerk gar zu bald legte."

„Was nun diesem ehrlichen Manne nach seiner Vertreibung von Göttingen begegnet ist, daß weiß ich so eigentlich nicht. Viel Freude hat er allem Ansehen nach nicht gehabt. Denn er hat nach der Zeit seinen Vater verlohren, und, wie man sagt, auch zu Jena das Consilium abeundi bekommen."

## Rezensionen.

### No. 1.

Halle. Der hiesige öffentliche Professor der deutschen Beredsamkeit, Herr Dr. Johann Ernst Philippi, hat ein Heldengedicht drucken lassen, das er den eröffneten Tempel der Ehren und Vorsehung, und die im Pallaste der Glückseligkeit abgelegten Wünsche bey dem höchstbeglückten Antritte des hohen 63sten Stufenjahres Ihro Königlichen Majestät in Polen und Churfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen, Friedrich des Grossen, benennet, und zu dessen öffentlicher Vorlesung die Zuhörer auf den verwichenen 12ten May durch ein Programma von ihm eingeladen worden, worinnen in Erwägung gezogen ist: Daß die wahre Ehre eine Frucht

der Tugend, sonderlich bey einem grossen Prinzen sey. Das Gedicht beträgt mit dem vorgesetzten Inhalt desselben 3. Bogen, und das Programma 1. Bogen in Folio. Man ersieht aus diesem Gedichte, daß der Herr Verfasser die alte gezwungene Art zu poetisiren der neuern, fliessenden und reinern vorgezogen, und gleichsam zu verstehen gegeben habe, als wenn er die deutsche Poesie auf den vorigen Fuß wiederum zu setzen gedächte. Ferner kann man aus dem Zusammenhalt des Gedichtes mit dem Programmate erkennen, was doch auch bey einem einzigen Menschen für ein Unterschied zwischen der poetischen und prosaischen Beredsamkeit sich befinde. Die beyden Strophen, worinnen Polen gegen Deutschland hitzige Worte ausstossen soll, darüber es von der Vorsehung einen Verweis bekömmt, mögen zur Probe dienen:

So leb ein Friedrich dann, sprach Deutschland ewiglich!
Doch hatte es nicht Raum, dies völlig auszusprechen,
Denn Polen zog zugleich das vorige auf sich.
Drum konnt es, ihm ins Wort zu fall'n sich nicht entbrechen:
Was sagtest, Deutschland, du? Sollt dies drum übel gehn,

Wenn etwa einst mein [illegible] soll Zepter [illegible] sehen?
Wärst du nicht mit mir hier, verschwör ich [illegible] auf Po-
len,
Ich lüde dich sogleich auf Säbel und Pistolen.

Gemach! still! still! Weißt du, o Polen, wo du
bist?
So fiel die Vorsicht denn? Sind dieses deine Klagen?
Denkst du, daß etwa hier ein polnischer Reichstag
ist?
Getraust du, Polen, dich mit Deutschland gar zu schla-
gen?
Und ist denn hier der Ort? Ich denke so im Zorn
An das von deiner Wuht mit Blut besprützte
Thorn!
Verlangst du, daß ich dir zur Schuld noch mehr an-
schreibe?
Und willst du, daß ich dich gar aus dem Lande treibe?

Jedoch fällt der Herr Professor der Beredsam-
keit selbst von seiner Arbeit gleich anfänglich ein
Urtheil, und sagt deutlich, woran es ihm fehle,
wenn es heißt:

O möcht mir Brocks den Mund, nebst seines gleichen
gönnen,
Wie sollte mein Gedicht vom Feuer zeugen können!
Allein, der rauhe Ton, der bey mir nicht gestimmt,
Die matte Fähigkeit zum Denken und zum Dichten,

Die schamhaftsvolle Furcht, die allen Muth benimmt,
Entkräftet meinen Geist, anstatt ihn aufzurichten. :c.

Am Ende des Programmatis, wo er seine Lectiones, die er zu halten gedenkt, anführt, wird zugleich gemeldet, daß er Mittwochs und Sonnabends publice von 11. bis 12. Uhr über die Stücke des hamburgischen Patrioten lesen wolle. Also hat man wohl gar mit der Zeit einen Commentarium darüber von ihm zu gewarten.

---

No. 2.

## No. 2.

Hamburg. In hiesigen Buchläden, siehet man eine Schrift liegen, die sonder Zweifel auch allhier gedruckt ist, und die den Titel führt: Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf den Hochedelgebohrnen und Hochgelahrten Herrn, Herrn Dr. Johann Ernst Philippi, öffentlichen Profeßor der deutschen Beredsamkeit auf der Universität Halle, wie auch Chursächsischen immatriculirten Advocaten ꝛc ꝛc. nach denen Regeln einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit, gehalten in der Gesellschaft der kleinen Geister in Deutschland, von einem unwürdigen Mitgliede dieser zahlreichen Gesellschaft 1732. in 8. von vier Bogen. Wer die reine und ungezwungene deutsche Schreibart, sammt der angebrachten lustigen, oder eigentlicher zu reden, swiftischen Erfindung, in diesen Bogen beobachtet, und beides mit den

vor kurzer Zeit nach fieverischen Geschmack heraus-
gekommenen Anmerkungen über die Zerstöhrung der
Stadt Jerusalem, wie auch des Cliftons Be-
trachtungen der gefrornen Fensterscheibe, zusam-
men hält, der wird auf die Gedanken verfallen,
daß nur von einem einzigen der Herren kleinen
Geister alles dreyes entsprungen sey. Des Herrn
Professor Philippi sonderliche Beredsamkeit, die
er in seinen sechs gedruckten Reden zu erkennen
gegeben, wird dermaßen empfindlich durchgestrie-
gelt, daß, wie er ehemals in einer von seinen ge-
haltenen Reden gekünstelterweise ohnmächtig wor-
den, nunmehro bey Durchlesung einer auf ihn ge-
richteten Lobrede natürlicher Weise in eine tiefe
Ohnmacht sinken möchte. Es wäre kein Wunder,
wenn er die Gesellschaft der kleinen Geister für
kleine aus England in Deutschland angekommene
Gespensterchen, oder sonst etwa für Rübezahls
Kinder ansähe, welche die neuen Gelehrten, wenn
sie auch Professores heissen, plagen wollen. Und
da des Herrn Philippi Reden eine solche satyri-
sche Feuerprobe aushalten müssen; wie wird es
nicht mit seiner thüringischen Historie, die gewiß-
lich einer noch schärfern Lauge würdig ist, und
deren löbliche Beurtheilung versprochen wird,

aussehen? Nur möchte sich das beredte Mitglied der kleinen Geister, von welchem die philippische Lobrede herkömmt, dieses lassen ins Ohr gesagt seyn, daß es sich der Redensarten, die eine schlechte Ehrerbietung für die Schrift und Theologie an Tag legen, enthielte; wie denn in gedachter Rede die Vergleichung der Gesellschaft kleiner Geister mit der unsichtbaren Kirche, absonderlich die Erwähnung der Reise Pauli in den dritten Himmel, ferner die Redensart von der Ausplünderung des Psalms und der Offenbarung, sammt noch einigen andern, wohl hätten wegbleiben mögen. Denn dadurch wird dem Herrn Professor Philippi Gelegenheit gegeben, daß er, statt einer Danksagungsrede für sein grosses Lob, vielmehr auf eine häßliche Strafpredigt wird bedacht seyn, die mit lauter Spötter und Schriftverächtern um sich wirft.

---

## No. 5.

Hamburg. Man siehet allhier eine Schrift von vier Bogen unter folgendem Titel: Brionntes der Jüngere, oder Lobrede auf den (S. T.) Herrn D. Johann Ernst Philippi, öffentlichen Professor der deutschen Beredsamkeit auf der Universität Halle ꝛc. nach denen Regeln einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit gehalten in der Gesellschaft der kleinen Geister in Deutschland, von einem unwürdigen Mitgliede dieser zahlreichen Gesellschaft. Es stehet wenigen Lesern zuzutrauen, daß sie einen Gelehrten nicht kennen sollten, den seine thüringiche Historie berühmt, sechs deutsche Reden aber unsterblich gemachet. Eben diese haben ihm diese wohlverdiente Lobrede zugezogen, der es weder an Wahrheit noch Scharfsinnigkeit fehlet, und die in der That ein Meisterstück ist. Des ungenannten

Herrn Verfassers Absicht scheinet keine andere gewesen zu seyn, als dem jüngern Briontes oder Herrn Professor Philippi zu der besondern Unsterblichkeit zu verhelfen, wozu ihn seine natürliche, männliche und heroische Beredsamkeit genugsam berechtiget hat. Dennoch sind wir von des leztern Bescheidenheit fast versichert, er habe diese Lobeserhebungen gelesen, ohne durch eine einzige derselben stolz zu werden: Auch widersprechen wir hiermit öffentlich dem Gerüchte, welches Neider seiner sich ausbreitenden Verdienste von ihm ausgesprenget, daß er diese Lobrede selbst verfertiget. Wir sind von dem Ungrunde dieser Ausbürdung überzeuget. Wir haben eine zärtliche Hochachtung für Sr. Excellenz, den Herrn Professor; wir ergötzen uns recht herzlich an seinen Schriften. Ja dürften wir zu seinem Ruhm und unserer Belustigung etwas wünschen: so wäre es, auch künftig hin die Proben seiner Fähigkeit in der Dichtkunst vermehrt zu sehen. Er ist dem poetischen Geiste nach so stark, als dem Leibe nach Ohnmachten unterworfen; und wir erinnern uns der Stelle des Plinius von einem kränklichen Weisen, dem er par animo corpus anwünschte. Herr Briontes der Jüngere würde wohl thun,

die Stunden, die er auf die Beredsamkeit wendet, künftig in doppelter Maaße der deutschen Poesie zu widmen. Alsdann wird ihm der Lorbeer nicht entstehen, den er schon ereilen können, wenn er etwas mehres, als ein Heldengedicht, in gebundener Rede aufgesetzet. In dieser angenehmen Hoffnung können wir uns kaum entbrechen, ihm mit etwas veränderten Worten aus dem von Canitz dieses zuzurufen.

Euch, ihr Zeiten, die verlaufen,
Könnt' er euch mit Dint' erkaufen,
Die er oft aus Unbedacht
Ohne Reimen zugebracht.

Sonne! schenk ihm deine Blicke;
Komm, verdopple deinen Schritt.
Eilt, ihr Zeiten, eilt zurücke;
Bringt ihm aber Reimen mit.

## No. 4.

Ein gelehrter Medicus hat uns ohnlängst mit einem Schreiben beehret, aus dem wir in folgendem Auszuge eine neue Entdeckung der Heilungswissenschaft mittheilen wollen.

Hiernächst, schreibt er, muß ich Ew. Hochedlen etwas sonderbares melden, so ich in meinem hiesigen Praxi medica neulich angemerket. In einem nah gelegenen Orte ward am 16. Febr. ein Candidatus Ministerii durch vieles Predigen und Judenbekehren in allerhand schmerzliche Zufälle gestürzet, da er sich dann meiner Hülfe bediente. Zuvörderst suchte ich schlimmern Folgen vorzubeugen, die jedoch so wenig fruchteten, daß vielmehr am 20sten eine anhaltende Schlaflosigkeit, oder ἀγρυπνία sich einfand und seine Genesung ziemlich zu entfernen schien. Nun hatte aber der Kranke am 25sten von seinem Hauswirthe, einem Gewürz-

händler und gar willfährigen Manne, des Herrn Professor Philippi in Halle Heldengedicht auf Se. Majestät, den gottseligen König in Polen, oder den Tempel der Ehre und Vorsehung, sich reichen lass'n, ohne Zweifel sein Gemüht etwas zu ergetzen; und siehe! die Natur half sich selbst auf eine wunderbare Art, da wohlzubereitete Opiata und Narcotica nicht anschlagen wollen. Der Patient fing an, mit einer vernehmlichen Stimme seiner Wärterinn dieses Gedicht vorzulesen. Nach dieser Frauen und anderer gar eigentlichen Aussage stieß ihm ein kurzer Schauer zu bey der andern Strophe der neunten Seite. Bey Aussprechung der letzten Sylbe dieser beyden Zeilen S. 13.

> Nennt in der Allnatur mir irgend eine Art
> Von Raritäten, die da nicht gefunden ward.

ließ er das Haupt sinken, seufzte und gerieht in einen sanften und lieblichen Schlummer, der einige Stunden dauerte, sich auch noch allezeit einstellet, so oft er dieses heilsame Werk lieset, wodurch ich dann, da ich dieses schreibe, am 1sten März eine merkliche Besserung gespühret. Seine Wirthinn, eine fromme Matrone, verwahret nunmehro dieses Gedicht, wovon sie zwanzig Exem-

plaria gesammlet, mit grösserm Fleisse, vermeint auch, dieses Hausmittel habe wirklich in gleichen Umständen bey ihrer einzigen maunbaren Tochter schon von neuem seine Kraft bewiesen.

Ich finde diesen Casum ungemein merkwürdig, und wünschte, daß die gelehrte Gesellschaften in und ausser Deutschland solchen gründlich untersuchen möchten. Durch langes Wachen waren freylich die subtilen flüchtigen Lebensgeister des Kranken, sonderlich in parte cerebri corticali, in äusserordentliche Bewegung gesetzet worden. Den erfolgten Schlummer konnte demnach nichts befördern, ohne zugleich jene zu mäßigen und zu hemmen, wie denn Henricus Regius, der nebst dem du Hamel die Hirnnerven zum Subjecto des Schlafes machet, folglich vom Willisio abgehet, selbigen gleichwohl durch eine subsidentiam s. arctationem cerebri et nervorum erkläret;) wozu dann vor allen ein irdisches, grobes, verdickendes, und einschläferndes Wesen, oder die von einem neoterico sogenannte vis inspissatoria erfodert wird. Da nun diese Kraft sich mitten im Lesen des oberwehnten Gedichtes geäussert: so mögen andere ausmachen, ob sie in selbigem verborgen gewesen, und dem Patienten, nachdem sie dessen Ge-

danken auf eine besondere geheime Weise gerühret, so heilsam seyn können. Wenigstens bezeuget diese wahrhafte, jedoch vielen unglaubliche, Geschichte, daß die Seele einen sehr großen Antheil an der Gesundheit, Krankheit und Genesung unsers Körpers habe, welches, anderer zu geschweigen, der berühmte Hoffmann in der gründlichen Anweisung P. I. Sect. IV. hinlänglich ausgeführet rc. Ich gedenke hiervon mit mehrerem in meinen Centuriis observat. medicar. zu handeln.

## No. 5.

### Auszug eines Schreibens an den Verfasser niedersächsischer Nachrichten vom 24sten März a. c.

Der neulich angeführte Casus medicinalis, von der kräftigen Wirkung einer deutschen Poesie des Herrn Professor Philippi, hat mir sehr wohl gefallen. Lassen Sie sich doch gegen ihre gefaßte Meinung bewegen, dieses heilsamen Mannes noch einmal zu gedenken, und geben durch Einrückung meiner Gedanken, wenn es nicht ferner geschehen soll, dem Eloquenznagel den letzten Schlag auf den Kopf. Es hat der Herr Professor neulich eine Schrift ausfliegen lassen, von 2 und einem halben Bogen in 8, welche mein Diener in einer alten Käsebude gekauft, zum Durchlesen mit nach Hause genommen, mir endlich als was neues

und lächerliches überreicht hat, und die ich Ihnen nunmehro ebenfalls zum Besehen überschicke. Setzen Sie doch ihren ganzen Titel hin, weil er den völligen Inhalt so schön vor Augen legt. Da ist er: Wunderseltsames Fündelkind, welches mit einem gewissen Sendschreiben an den Verfasser des mathematischen Versuchs von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt, in geheim abgeschicket, nunmehro aber mit einem Gebuhrtsschein und Freybrief, darinne die eigentliche Meinung des Herrn Hofraths Wolfen von der Ewigkeit der Welt wie auch der verderbene Geschmack der kleinen Geister lebendig vorgestellt, nach seiner Heimat wieder abgefertiget worden von D. Johann Ernst Philippi, P. P. 1733. Es hat sich auch bey mir, nach vollendeter Durchlesung, eine heilsame Kraft dieser Schrift ereignet, indem sie mich von einer dreytägigen Verstopfung befreyet Wie es zugegangen sey, mag ich jetzo nicht erzehlen. Genug, daß ich sie als ein gutes Mittel gegen das sonst so schwer zu vertreibende malum hypochondriacum ansehe. Nur dieses ist zu bedauren, daß sich der Herr Professor durch seine Arbeit des Thomasianismi nunmehro gar zu verdächtig gemacht hat, wogegen er doch in der

Lobrede auf seine heroische Beredsamkeit ganz wohlmeinend vertheidiget worden; indem er den angeführten Brief, wie ehemals Thomasius in seinen Monaten des Peter Schippings Schrift, mit Anmerkungen zu widerlegen, und dem Thomasio nachzuahmen getrachtet. Inzwischen ist es wahr, daß der Verfasser des Briefes das Bild der Dunkelheit in dem mathematischen Versuche des Herrn Philippi besser vorstellen mögen. Mir ist endlich auch eine Anmerkung über des Herrn Professors, sowohl jetzt angeführte, als übrige Schriften, aus des Cicero erstem Buche seiner tusculanischen Fragen beygefallen: Fieri potest, ut recte quis sentiat, et id quod sentit, recte eloqui non possit: sed mandare quenquam literis cogitationes suas, qui nec disponere nec illustrare possit, nec delectatione aliqua allicere lectorem, hominis est intemperanter abutentis et otio et literis. etc.

## No. 6.

Leipzig. Allhier belustiget uns das wunderseltsame Fündelkind rc. oder die neue Schrift unsers galanten und gelehrten Nachbarn, des Herrn Philippi zu Halle, die ihres berühmten Verfassers wegen billig anzupreisen stehet. Ein Ungenannter hatte an den Autorem des mathematischen Versuches von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt insgeheim ein Schreibrn im Namen der fünf Sinne abgeschicket. Weil aber dieser mit selbigen sich in keine Gesellschaft einzulassen gesonnen: so siehet man ihre Zuschrift mit 104 netten Anmerkungen und einem sinnreichen poetischen Nachbericht, nach Art der beliebten Leberreime, gründlich abgefertiget. Der Urheber derselben, den er bald Lobesan, bald Stockfisch, bald aus ungemeiner Leutseligkeit nach einem der grössesten Gelehrten benannt, wird p. 8. unter die kleinen Geister gestel-

let, deren Absicht nicht ist, in solchem Sendschreiben Unterricht anzunehmen, sondern die grossen Genies, z. E. den Herrn von Leibnitz, Thomasius und Philippi, zu hofmeistern. Wem dieses Fündelkind beyzulegen, wissen wir nicht. Se. Excellenz, der Herr Doctor und Professor, bezeuget p. 5. als ein geschworner kayserlicher Notarius, daß es kein Wechselbalg sey. Jedoch scheinet nur ihm, und sonst keinem einzigen, diese Ausgeburt der Satyre Briontes so ähnlich, als ein Rabe dem andern, p. 4. Dieses ist ganz falsch und unwahrscheinlich. Wiewohl ein so kleiner Fehler verstecket sich hinter viele Schönheiten, und man wird seiner kaum gewahr. Die spielende Natur hat wirklich in den hällischen Redner etwas besonders geleget. Durch die gehäuften Spöttereyen, die aus beyden sächsischen Kraisen auf ihn zueilen, geräht er so wenig in gekünstelte oder wahre Ohnmachten, daß vielmehr eine jede Hetze seine Kräfte augenscheinlich verdoppelt, und er vielleicht unüberwindlich seyn würde, wenn er seinen Feinden noch lächerlicher schiene. Er erwartet daher seiner Gegner in voller Rüstung, kämpfet mit ihnen bis auf das allerletzte Serum seines Gehirnes, und weiß auf eine schlaue Art seine Stacheln und Waffen

mit den ihrigen so wohl zu verwirren, daß dieses grosse Genie wenigstens streitend erlieget, wie

Der Riese, der vom Blitz erlegt ist, und selbst blitzet.

Guarini.

Er ist zur Satyre gebohren, und wir wünschen ihm, nicht sonder einigen Eigennutz, ein langes Leben. Vielleicht möchte aber dieser dürre Säugling nicht die Jahre seines würdigen Pflegevaters erreichen, wann ein Liebhaber der Alten, der sich durch sein Amt dazu berechtiget zu seyn glauben, und seinem eigensinnigen Geschmacke nachhangen dörfte, den baldigen Untergang desselben befördern wollte: welches wir wirklich zu befürchten haben.

. . O puer, ut sis
Vitalis metuo; et majorum ne quis amicus
Frigore te feriat.

Hor. Sat. L. 2.

## No. 7.

Hamburg. Wer unter der Menge von neuen gedruckten Sachen das scharfsinnige liebt, der lese folgende Schrift: Unparteyische Untersuchung der Frage: Ob die bekannte Satyre, Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf den Herrn Dr. Johann Ernst Philippi, Professor der deutschen Wohlredenheit auf der Universität Halle, mit entsetzlichen Religionsspötteregen angefüllet, und eine strafbare Schrift sey? Bey welcher Gelegenheit zugleich augenscheinlich gezeiget wird, daß der Herr Professor Philippi die Schrift: Gleiche Brüder, gleiche Kappen ꝛc. unmöglich gemacht haben könne. Leipzig, 1733. in Octav von 9 Bogen. Ob der Herr Verfasser des Briontes und sein jetziger Vertheidiger in einem Leibe wohnen? oder ob man zwey Personen daraus machen könne? darum mögen sich andre bekümmern. Was

das übrige betrifft, so wird ein jeder unparteyischer Leser mit uns gestehen müssen, daß der elende Schneidergeselle, welcher die so genannten Kappen aus alten Lumpen zusammengeflickt, auf eine wohlverdiente Weise sey gezwackt, auch dessen gemachte Vorwürfe der Religionsspötterey, verletzten Ehre u. dgl., sehr nachdrücklich abgewiesen worden, und das auf eine angenehme und besondere Art, die mit lauter nützlichen Regeln und Urtheilen untermenget ist. Denn es sind darinn zwar kurz, aber sehr wohl, und nicht auf gemeine Art, vorgestellet, was eigentlich eine gute Satyre sey, was darzu gehöret, und was sie vor Schicksalen unterworfen? ferner: was eine Ironie erfodert, beym Unterscheid eines Gleichnisses zu merken? und endlich: wie nöthig und nützlich es sey, die bösen Scribenten zu bestrafen? Des Verfassers der niedersächsischen Nachrichten wird auf der 10ten Seite auch gedacht, und dessen bey Anführung des Briontes gegebener Raht, sich der biblischen und theologischen Redensarten in einer Satyre lieber zu enthalten, gebilligt; indem es eingetroffen, daß der Kappenmacher eben hierüber das meiste Geschrey angestimmet, und allerhand lächerliche Glossen ausgeheckt hat. Der Wunsch des gedachten

Verfassers war freylich kein anderer, als daß den Spinnen die gänzliche Macht, ihren Gift auszulassen, möchte benommen seyn; und wenn dergleichen Redensarten den einfältigen Kappenmäkeler zur Flickerey nicht bewogen hätten: so glaubt man, daß er mit seiner übrigen Stümperey würde zu Hause geblieben seyn. Solche Ausdrüke mögen noch so unschuldig seyn, und auf das gründlichste vertheidigt werden: so ist der Anstoß doch nicht zu vermeiden; tamen aliquid haeret; und besser ist doch besser. Eine gründliche Satyre, die davon ledig ist, wird den Lästerungen und andern Anfällen so leicht nicht unterworfen seyn, und ein Satyrenschreiber kann allen andern Argwohn eher, als die Religionsspötterey, von sich abwälzen. Dem Herrn Verfasser der unpartheyischen Untersuchung werden diese vielleicht überflüßigen, doch wohlmeinenden Gedanken hoffentlich nicht entgegen seyn. Was ferner die Kappen anbelangt: so sind sie dem Verfasser niedersächsischer Nachrichten noch nicht zu Gesichte gekommen, daß er sagen könnte, wie und auf was Weise man dasjenige, so wegen des Herrn Professors Philippi zu verschiedenenmalen erinnert worden, angefochten habe. Es werden aber ganz gewiß eben so

elende Läppereyen seyn, als diejenigen, welche dem Kappenmacher in der unparteyischen Untersuchung sind unter Augen gestellet worden. Wüßte auch der Verfaßer niedersächsischer Nachrichten, worinn etwa die gegen ihn gemachten Vorwürfe und Tadelungen bestünden: so nähme er sich dennoch nicht die Mühe, das geringste darauf zu antworten, nachdem in oft benannter Untersuchung den Kappen der Staub und die Motten dermaßen ausgeklopfet sind, daß kein guter Faden mehr daran bleibt. Kurz: die Kappen sind als eine durchgehends alberne, einfältige und unvernünftige, obwohl zuweilen boshafte, Schrift deutlich abgemahlt. Es wird auch daher mit Recht gemuhtmaßet, und aus 14 Beweisgründen dargethan, daß der Herr Professor Philippi ein solches Geschmier unmöglich könne aufgesetzt haben; sondern daß es von seinen ärgsten Feinden, gegen die er seine Ehre retten müsse, herrühre. Daß solches wahr sey, glaubt der Verfaßer niedersächsischer Nachrichten auch, daher um desto mehr, weil ihm der Herr Professor Philippi nur neulich einen gar vernünftigen und höflichen Brief zugeschickt, und darinnen gemeldet hat: „Er lese diese Nachrichten mit Vergnügen; und ob er wohl das Unglück ge-

habt, darinn etlichemal angegriffen zu werden: so schlage solches in ihm die Begierde dennoch nicht nieder, des Verfassers Freundschaft zu suchen, sondern erwecke sie vielmehr, indem er genugsame Ursache finde, es mit denen Herren Schriftrichtern nicht zu verderben ꝛc." Zugleich hat der Herr Professor seine Einleitung zu denjenigen Theilen der Gelehrsamkeit, darüber er künftig Jahr aus Jahr ein zu lesen entschlossen, und welche 2 Bogen in Octav beträgt, mitgesandt, woraus genugsam erhellet, daß derselbe kein so schlechter Philosoph, noch mehr aber ein guter Jurist, seyn könne. Auch den übrigen und gehörigen Ruhm wird man dem Herr Professor niemals streitig machen, oder ihm ferner Gelegenheit geben, sich zu beschweren. Wie denn auch der Vertheidiger des Briontes gezeiget, er sey nicht ein Feind, sondern ein guter Freund des Herrn Professor Philippi.

## No. 8.

Leipzig. Die sinnreiche Lobrede auf den öffentlichen Lehrer der deutschen Beredsamkeit in Halle, oder Briontes der Jüngere &c. ist mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen worden. Sie hat gewisse Herren, die lesen und schreiben können, in eine heimliche Unruhe gesetzet. Ihnen hat missfallen, daß dieses Werkchen so viel Neues besitzet und keine Copie ist. Sie haben in einer Schrift, der sie, ohne wider den Strom zu schwimmen, Witz und Schönheit nicht absprechen durften, Spöttereyen der Religion und ewiger Wahrheiten gesuchet. Diese Gewohnheit ist zu vortheilhaft, um jemal zu verjähren. Wer sich die Freyheit nimmt, Virum Clarissimum für sich denken zu lassen, muß sich nur zeitig auf solche Urtheile gefaßt machen, die witzigen Köpfen schwerer zu vermeiden, als

zu widerlegen, sind. Von beyden ist diese hieselbst herausgekommene Schutzschrift eine Probe: Unpartenische Untersuchung der Frage: ob die bekannte Satyre, Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf den Herrn Dr. Johann Ernst Philippi, Professor der deutschen Wohlredenheit auf der Universität Halle, mit entsetzlichen Religionsspöttereyen angefüllet, und eine strafbare Schrift sey? Bey welcher Gelegenheit zugleich augenscheinlich gezeiget wird, daß der Herr Professor Philippi die Schrift: Gleiche Brüder gleiche Kappen rc. unmöglich gemacht haben könne, Leipzig, 1733. 10 Bogen, in Octavo. Eine gute Satyre ist das kräftigste Heilungsmittel der Invaliden des Parnaßes. Sie erwecket unter ihnen eine allgemeine Demuht und Ehrerbietung. Diese Wirkung hat auch Briontes der Jüngere, den Herrn Professor Philippi, der ein grosser Kenner dieser Schriften ist, für eine Satyre hält. Er hat also, nach deren reiflichen Untersuchung, die Stimme einer mitleidigen Vorsicht erkannt, die ihm seinen Feinden nicht ganz überantworten, noch verstatten will, daß kein Deutscher sich des Lachens enthalte, der den Namen Briontes höret. Er ist überzeuget, die Sicher-

heit eines Scribenten sey dem Hochmuhte ähnlich; dieser aber allemal ein Vorbote des Falles. Er hat sich also nicht ungebehrdig gestellet, nicht gescholten oder getobet, wie ein kleiner Geist gethan haben würde. Seine Feinde kränket es daher nicht wenig, daß sie ihm nicht auch eine gewisse Seuche, die in der Schule herrschet, oder den pudorem malum vieler Bücherschreiber, vorwerfen können, die nie gestehen wollen, daß sie gefehlet, und oft zehn Werke schreiben, um die Schwachheiten eines einzigen zu verewigen. Unser Freund, der Herr Professor Philippi, ist kein solches Gefäße der Schmiersucht. Zwar hat sich ein so genanntes Fündelkind und eine armselige Schrift: Gleiche Brüder, gleiche Kappen, doch nur auf 24 Stunden, sehen lassen: Diese Untersuchung zeiget aber ausführlich, daß der Herr Professor Philippi an diesen Mißgeburhten nie Antheil gehabt. Er siehet auch mit Freuden, wie sein Glück steiget; wie wenig die Verläumdung ihm den Ruhm der Bescheidenheit und Selbsterkenntniß durch Aufbürdung solcher Schriften entziehen könne; wie die Lobrede Briontes, der allein er diesen Ruhm zu danken hat, und wie sonderlich er selbst in diesem

neuen Werke auf eine so gründliche Art vertheidiget worden, daß er schwerlich wird entscheiden können, ob die Lobrede, oder derselben Schutzschrift, scharfsinniger sey.

## No. 9.

Hamburg. Von Leipzig ist uns neulich eine Schrift zugesandt, die nachfolgenden Titel führet: Stand- oder Antrittsrede, welche der (S. T.) Herr Dr. Johann Ernst Philippi, öffentlicher Professor der deutschen Wohlredenheit zu Halle, den 21sten December 1732 in der Gesellschaft der kleinen Geister gehalten, sammt der ihm darauf, im Namen der ganzen löblichen Gesellschaft der kleinen Geister, von dem (S. T.) Herrn B. G. R. S. F. M. als Aeltesten der Gesellschaft, gewordenen höflichen Antwort. Auf Befehl und Kosten der Gesellschaft der kleinen Geister zum Drucke befördert. Exsequias Philippo quoi commodum ire, jam tempus est, ollus desertur. 1733. 5½ Bogen, in Octav. Wüßte man, was wir für ein herzliches Mitleiden mit dem Herrn Professor Philippi, und für einen unüberwindlichen Ekel ge-

gegen satyrische Schriften tragen: so wären wir nimmer ersuchet worden, dieser beissenden Schrift zu gedenken. Es ist wahr, wir haben eine Zeit her unterschiedenen Satyren einen Platz in unsern Blättern gegönnet; allein wir haben auch erfahren müssen, daß uns dieses von vielen christlichen Gemühtern verdacht worden, und finden Ursache, zu besorgen, daß mancher denke, wir hätten einen Gefallen an der Frechheit gewisser Spötter, die seit einiger Zeit viele stattliche Scribenten so übel und unverantwortlich handthieret, daß es einen Stein in der Erde erbarmen möchte. Wir würden also die uns zugeschickte Standrede des Herrn Professor Philippi, und deren höfliche Beantwortung, bey uns niedergeleget haben, ohne ein Wort davon zu sagen, wenn wir nicht gesehen, daß auf dem Titel dem Herrn Professor Philippi zu Grabe gesungen und alle Welt eingeladen worden, demselben die letzte Ehre zu erweisen. Wir schliessen daraus, daß dieses vermuhtlich die letzte Satyre wider diesen berühmten Mann seyn werde, und haben also diese Gelegenheit nicht vorbey lassen wollen, unsern Lesern das Aergerniß demühtig abzubitten, so das Lob, welches wir einigen Schriften dieser Art beygeleget, ihnen etwa

verursachet. Wir loben zwar die Scharfsinnigkeit eines Scribenten; aber wir nehmen keinen Theil an dessen Schärfe. Ob wir demnach gleich bekennen müssen, daß die Antwort auf die philippische Standrede wohl geschrieben, und voll sinnreicher und artiger Einfälle ist, so tadeln wir doch die Unbarmherzigkeit des Verfassers, und billigen sein liebloses Verfahren nicht. Der Herr Professor Philippi war dem Parnasse ein Fremdling. Man hat ihn gewitziget, und das war genug. Wie groß auch seine Fehler: so hat er doch kein Verbrechen begangen, wesfalls er verdiente, lebendig begraben zu werden. Doch es ist nun einmal geschehen. Wir indessen wünschen dem Herrn Professor Philippi in der Gruft, worinn man ihn gesenket, eine sanfte Ruhe, und ersuchen seinen unbarmherzigen Leichenbitter, dieselbe nicht zu stöhren. Er hat Ursache, die Asche eines Mannes zu ehren, der ihm so manche lustige Stunde gemacht, und wird wohl thun, wenn er sich erinnert, was man, nach einem bekannten Sprichworte, den Todten und Abwesenden schuldig. Was den Herrn Professor Philippi anlanget: so hoffen wir, daß dieser lebendigtodte Redner die Person eines Verstorbenen wohl spielen, und sich nicht weiter rühren

werde. Denn was will er anfangen? Es ist aus mit ihm, und das klügste, was er thun kann, dieses, daß er von der undankbaren gelehrten Welt, die seine Verdienste nicht erkennen will, auf ewig Abschied nimmt. Denn sie ist sein nicht wehrt. Alsdann werden die Spötter, die sich bisher auf seine Unkosten lustig gemacht, erst inne werden, was sie an ihm verlohren. Die besondere Neigung, so wir zu den Herrn Professor Philippi tragen, treibet uns an, ihm diesen wohlgemeinten Raht zu geben, und noch zu guter Letzt aus dem Calpurnius zuzurufen:

Frange puer Calamos, et inanes desere musas,
Et potius glandes, rubicundaque collige corna!
Duc ad mulcra greges, et lac venale per urbem
Non tacitus porta. Quid enim tibi fistula reddet,
Quo tutere famem?

---

## No. 10.

Hamburg. Abermal, und vielleicht auch zum letztenmal, ist der Herr Dr. und Professor Philippi in Halle mit einer Rede, weil er dazu Gelegenheit gegeben, auf eine sonderliche Weise, die ihm eben so wenig, als einem Patienten das Schneiden, Brennen und Beizen des Wundarztes, gefallen kann, beehret werden, und welche man in hiesigen Buchläden antrift unter folgendem Titel: Stand oder Antrittsrede, welche der (S. T) Herr Dr. Johann Ernst Philipi, öffentlicher Professor der deutschen Wohlredenheit zu Halle den 21sten December 1732. in der Gesellschaft der kleinen Geister gehalten, sammt der ihm darauf im Namen der ganzen löblichen Gesellschaft der kleinen Geister von dem (S. T.) Herrn B G. R. S. F. M. als Aeltesten der Gesellschaft, gewordenen höflichen Antwort. Auf Befehl und Kosten

der Gesellschaft der kleinen Geister zum Drucke befördert. Exequias Philippo quoi commodum est ire, jam tempus est, ollus defertur. 1733. in 8. von fünf und einem halben Bogen. Wer die ehemalige Lobrede auf den Herrn Professor Philippi, Briontes der Jüngere genannt, wie auch die Beweisgründe, daß der Herr Philippi die Kappen nicht gemacht, gelesen, den können wir versichern, daß solche beyde Schriften die obgedachte in der ironischen Schreibart noch übertreffe. Wem seine Beredsamkeit solche abscheuliche Ehre, als dem Herrn Professor Philippi, bringet, der sollte wünschen, daß doch niemals ein beredtes Wort aus seinem Munde gegangen, oder aus seiner Feder geflossen wäre. Wie die Vorrede des Herrn Secretars der Gesellschft der kleinen Geister, welcher sich bloß mit den etwas fürchterlich lautenden Anfangsbuchstaben seines Namen C. A. V. E. unterschrieben, meldet: so ist die Standrede des Herrn Philippi, worinn er seinen Zorn gegen die kleinen Geister ausgeschüttet, da und dort unter der Händen der Leser im Manuscript umgeschweift, und hat eher keinen Verleger finden können, bis sich die Gesellschaft der kleinen Geister, nach vieler Ueberlegung und mit 777 Stimmen

gegen 365 entschlossen, dieselbe, samt der darauf ertheilten Antwort ans Licht zu stellen. Die feuerspeyende Rede des Herrn Doctor Philippi trägt kaum einen Bogen aus, da die kräftige Antwort fast ganzer vier Bogen anfüllet. Hierinn nun werden die Qualitäten des Herrn Philippi so abgeschildert, daß die Gesellschaft gestehen muß, er sey einer der vollkommensten kleinen Geister, und verdiene, als der würdigste unter den würdigen, zum Oberhaupte derselben erkiest zu werden, welche Ehre anzunehmen, sie ihn auch mit wehmühtigen Bitten und Flehen nöhtigen. Hiernächst wird seine thüringische Historie als ein Werk gepriesen, worinn lauter unerhörte Dinge stehen, die man in andern Geschichtschreibern vergebens sucht, und wovon eine gute Reihe nach einander erzehlt stehet. Ferner wird aus dessen Versuche von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt, woselbst der Herr Philippi die Ankunft des jüngsten Tages auf das 53ste Jahr setzt, erwiesen, daß er ein wahrhafter Seher, Prophet und wunderbarer Mann, und kein philosophischer Enthusiast sey; ja daß er nicht nach gemeiner und plumper Weise den jüngsten Tag vorher verkündiget, sondern mit einer prophetischen Zweydeutigkeit, worüber man

sich

sich verwunden müsse, seine Ehre in Sicherheit gesetzt habe. In Summa, es ist diese dem Herrn Professor Philippi zur Antwort ertheilte Rede ein Zeugniß eines aufgeweckten und in allen Stücken geübten Verstandes, daß jeder, der sie gelesen, wünschen wird, es möge der Herr Autor, vermöge des Schlusses der Vorrede, seine Leser bald wieder sprechen. Wir und viele andere wünschten, daß der Dippel eine solche Musterung passiren müßte.

---

## No. 11.

Leipzig. Allhier belustigen einige sich an einer Schrift von einem Bogen, welche folgenden Titel hat: Sottises Champêtres, oder Schäfergedicht des Tit. Herrn Professor Philippi, seiner Seltenheit wegen zum Druck befördert. Leipzig, 1733. in Octav. Der Titel, Vorrede, und der Inhalt, so diesem Schäfergedichte des Herrn Professor Philippi vorgesetzet, geben klärlich, daß die Feinde des Herrn Professor die Herausgabe desselben besorget. Ihre Absicht ist unstreitig die beste nicht, und wir glauben, daß der Dank, den sie damit bey dem Herrn Professor Philippi sowohl, als bey unparteyischen Lesern, verdienen werden, sehr schlecht seyn wird. Wir wenigstens, unsers geringen Orts, können nicht umhin, diesen ungebetenen Herausgebern einer fremden Arbeit aufrichtig zu sagen, daß uns die Mühe und Unko-

sten, so sie sich gemacht, sehr unnütze scheinen. Wer nur das Heldengedicht des Herrn Professor Philippi gelesen, der weiß schon, wie weit sich die Geschicklichkeit dieses berühmten Lehrers in der Poesie erstrecke, und lernet aus dem Schäfergedichte nichts neues. Meinen diese Herren aber, es sey der Welt daran gelegen, daß sie wisse, daß die Fähigkeit des Herrn Professor Philippi in allen Arten der Gedichte gleich, und seine Schäfergedichte mit eben so viel Seltenheiten prangen, als sein Heldengedicht: so müssen wir ihnen sagen, daß ihr Verfahren im höchsten Grade lieblos, weil ihnen unstreitig bekannt seyn muß, wie übel der Herr Professor Philippi mit seinem Heldengedichte angekommen, und wie wenig die jetzige böse Welt geschickt sey, die Vortrefflichkeit der Gedichte dieses unermüdeten Poeten gebührend einzusehen. Ihr Vorsatz ist also nohtwendig, dem Herrn Professor Philippi durch die Herausgebung seines Schäfergedichts einen Verdruß zu machen, den die ausserordentliche Höflichkeit, so er durch die Verbergung desselben gegen die undankbare Welt bezeiget, nicht verdienet. Wir können dieses nicht billigen; und wie wir das widrige Verhängniß des Herrn Professor Philippi beklagen: so hof-

sen wir auch, es werde derselbe bey so gefährlichen und treulosen Zeiten die Stunden, so ihm die Verfertigung der herrlichen Schriften, durch welche er sich die gelehrte Welt so sehr verbindet, übrig lässet, hinführo anwenden, diejenigen Personen, mit denen er sich in einen vertrauten Briefwechsel einlässet, und denen er seine geheimesten Angelegenheiten vertrauet, genauer und besser kennen zu lernen.

---

## No. 12.

Hamburg. Ohnlängst ist von einem Ungenannten an einige hiesige Buchhändler eine Schrift von zwey Bogen in Quart, genannt: Sottises galantes etc. eingeschicket worden. Der Verfasser derselben, welcher sich auf dem Titel Carl Gustav Freyherr von Frohenmuht genennet, hat die Absicht, die Ehre des Herrn Professor Philippi wider diejenigen zu retten, die diesen hällischen Redner durch die Herausgebung seines Schäfergedichts, seiner Meinung nach, beschimpfet haben. Er meinet, ein gewisser Lehrer der hohen Schule in Leipzig sey derjenige, der dem Herrn Professor Philippi diesen Streich gespielet, und dieser Verdacht verleitet ihn so weit, daß er Dinge vorbringet, die seine Schrift zu einem förmlichen Pasquill, ihn der Strafe, welche auf Schriften solcher Art gesetzet, würdig, und das seltsame Schäfergedicht

des Herrn Professor Philippi doch nicht um ein Haar besser machen. Es sey ferne von uns, daß wir dieses Blatt durch Wiederholung der greßlichen und ehrenrührigen Auflagen, durch welche der unglückselige Verfasser dieses Pasquills den guten Leumund eines ehrlichen Mannes auf eine rasende Art kränken wollen, besudeln sollten. Wir machen uns ein Gewissen daraus, und sind versichert, daß alle ehrliebende Gemühter, und der Herr Professor Philippi selbst, das strafbare Beginnen eines so ehrvergessenen Pasquillanten mit uns verabscheuen werden. Sr. Freyherrliche Excelenz werden nicht ungnädig nehmen, daß wir unsere Gedanken so offenherzig sagen; wir sagen noch viel zu wenig, und müßten eine heroische und ausserordentliche Beredsamkeit besitzen, wenn wir die Bosheit, Dummheit und Raserey, so aus allen Zeilen der sogenannten Sottises galantes hervorleuchtet, nach dem Leben vorstellen wollten. Wir halten dieses auch für unnöhtig, und würden dieser boshaften Schandschrift gar nicht einmal die Ehre gethan haben, ihrer zu erwehnen, wenn nicht der Elende, der dieselbe zu seiner eigenen Schande verfertiget, so frech und unverschämt gewesen wäre, uns durch die Uebersendung eines

Exemplars von seiner abgeschmackten und lästerlichen Schrift dazu aufzumuntern, und in denen elenden Versen, mit welchen er dieselbe beschliesset, ausdrücklich zu bitten, ihm seinen Theil zu geben. Er thut dieses leztere auf eine Art, die eben nicht gar edel und freyherrlich herauskömmt; indem er uns Namen beyleget, die auch aus dem Munde des Pöbels übel klingen. Einige Vorwitzige haben hieraus, und weil sie eine grosse Aehnlichkeit, in Ansehung der Schreibart zwischen dem Fündelkinde und diesem Pasquill bemerket zu haben vermeinen, schliessen wollen, daß der Herr Professor Philippi selbst der Urheber dieser galanten Thorheiten sey. Allein wir halten dieses für unmöglich. Sollte der Herr Professor Philippi, dem wir unsere Hochachtung bey aller Gelegenheit spühren lassen, und der uns noch neulich in einer höflichen Zuschrift seine Freundschaft, dafür wir uns bedanken, angetragen, jetzo so unfreundlich gegen uns verfahren, uns vor der Nase braviren, und ohne Noht muhtwillig wider sich haben reizen können? Wenn wir überdem erwegen, daß der Herr Professor ein Lehrer der Rechte, und daß ihm folglich nicht unbekannt sey, wie sehr der Verfasser eines solchen Pasquills sich der Gefah-

einer empfindlichen Leibesstrafe aussetze: so müssen wir allen Verdacht, so scheinbar er auch seyn mag, fahren lassen. Wir wünschen übrigens, Se. neugebackene freyherrliche Excellenz von Frohenmuht dem wahren Namen nach kennen zu lernen; nicht eben um Rache an ihm zu üben, oder üben zu sehen, sondern damit, wenn der rechte Thäter bekannt wird, die Unschuld aus dem Verdacht kommen möge. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es mit der Zeit geschehen, und der Freyherr von Frohenmuht sich alsdann in einen Chevalier de la triste Figure verwandelt sehen werde.

---

## No. 13.

Leipzig. Hier stehet man: Abgestrafter Vorwitz eines unbesonnenen Critici, das ist: Nachdrückliche Erinnerung an den Herrn Professor Philippi in Halle, doch einmal vernünftiger und klüger von gelehrten und ansehnlichen Personen zu urtheilen. Wobey sonderlich seine letzte Schrift: Mathematischer Versuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt in gebundener Rede, erwogen wird, von einem ihm wohlbekannten Weissenfelser. Freystadt. 1733. Der Verfaßer dieser Schrift stehet in dem Wahn, der mathematische Versuch des Herrn Profeßor Philippi sey eine Schmähschrift, in welcher derselbe sich nicht nur an den Herrn Hofraht Wolf, sondern auch an Gott und denenjenigen, die, wie er S. 14. No. k. redet, in dem hällischen Waisenhause am Werke des Herrn arbeiten, gröblich versündiget. Er hält sich daher

in seinem Gewissen verbunden, den Vorwitz des Herrn Professor Philippi mit Ernst zu bestrafen. Zu dem Ende hat er einen ganzen Bogen mit deutschen Versen bemakelt, in welchen er dem Herrn Professor Philippi vermeinten Unverstand, Eigenliebe, Schmähsucht und dergleichen Fehler auf eine ziemlich plumpe Art vorwirft. Was sich nicht in Reime zwingen lassen wollen, hat er in gewisse Anmerkungen eingeschlossen, und diese ungebundenen Anmerkungen sind eben so ungereimt, als der gereimte Text, den sie erläutern sollen. Aus beyden leuchtet die eigene Schwäche des Verfassers so deutlich hervor, daß man leicht siehet, wie er gar nicht gebohren, andern Leuten die ihrige zu nennen. Niemand hat jemalen den Titel eines unbesonnenen Critici besser verdienet, als eben er; und es müßte viel seyn, wenn sein Vorwitz unbestraft bleiben sollte. Der gute Herr Grimaldo, so nennet sich der Verfasser in seinem letzten Verse, wird sein Unglück nicht übersehen, wo sein verderbtes Priesterthum, so er S. 15. Not. l. ehestens ans Licht zu stellen verspricht, nicht besser geräht, als seine nachdrückliche Erinnerung an den Herrn Professor Philippi, und wir rahten ihm wohlmeinentlich, sowohl mit diesem

Büchlein zu Hause zu bleiben, als auch die gelehrte Welt mit ferneren Strafpredigten gegen den Herrn Professor Philippi zu verschonen. Er hat keinen Beruf dazu. Er ist zu jung, und taugt nicht zum Richten. Es lassen sich dieses alle diejenigen gesagt seyn, die vielleicht bey einem gleichen Unvermögen, einen gleichen Kitzel, sich an den Herrn Professor Philippi zu reiben, bey sich spühren. Es ist ein Elend, daß nunmehro ein jeder Stümper an dem Herrn Professor Philippi zum Ritter werden will. Kaum hat der Verfasser des Briontes den ersten Schlag gethan: so fällt dem Herrn Professor Philippi eine ganze Schaar von Widersachern auf den Hals, und es will nach gerade diesem ehrlichen Manne nicht viel anders gehen, als einem unglückseligen Chevalier d'Industrie, der auf einem Jahrmarkte über den Gebrauch seiner verbotenen Kunst ertappet, und durch das Geschrey der Umstehenden dem weltlichen Arm einer muhtwilligen Jugend übergeben worden. Wir könnnen nicht glauben, daß der Verfasser des Briontes durch den liebreichen Backenstreich, den er dem Herrn Professor Philippi gegeben, ein solches Ungewitter wider ihn erregen wollen. Die Absicht dieses Scribenten ist unstrei-

tig nicht gewesen, den Herrn Professor Philippi durch seine Satyre dem Muhtwillen ungezogener Jünglinge Preis zu geben; und wir zweifeln nicht, er werde es mit Verdruß ansehen, daß der sogenannte Weissenfelser diesem hällischen Redner auf eine so grobe und muhtwillige Art begegnet. Der Herr Professor Philippi indessen hat, unsers Erachtens, keine Ursache, sich über das Verfahren dieses Weissenfelsers zu ärgern. Er kann sich vielmehr glücklich schätzen, daß so schlechte Helden gegen ihn zu Felde ziehen. Es bringt ihm dieses einen gewissen und herrlichen Sieg, und überdem die süsse Hoffnung zuwege, daß der gefährliche Verfasser des Briontes ihn inskünftige zufrieden lassen, und sich schämen werde, in so unanständiger Gesellschaft wider ihn zu kämpfen.

## No. 14.

Hamburg. Folgende Schrift eines zum Bathos gebohrnen, und durch Uebung darinn vollkommen gewordenen Redners und Poeten, ist uns, nach dem sie viele Zeit auf Reisen zugebracht, um irgendwo unter die Presse zu kommen, und endlich, was sie gesucht, gefunden hat, zu Gesichte gekommen. Sie hat den Titel: Der Marquisinn von Sablee hundert vernünftige Maximen, mit 366 moralischen Bildnissen erläutert; ihrer Fürtrefflichkeit wegen aus dem Französischen übersetzet, und mit einer Zuschrift an Ihro Hochwohlgebohrne, die Frau von Ziegler, kaiserliche gekrönte Poetinn, und der deutschen Gesellschaft zu Leipzig Mitglied, begleitet, von D. Johann Ernst Philippi, der deutschen Wohlredenheit öffentlichen Lehrer zu Halle. Leipzig, 1734. 20 Bogen in Octav. Wenn wir, unse-

rer bisherigen Gewohnheit nach, mit dem Herrn Professor Philippi scherzen wollten: so würden wir sagen, daß seine Uebersetzung vortrefflich wohl gerahten; daß die in den Noten, Zusätzen, Erläuterungen und Erinnerungen vorkommenden so genannten moralischen Bildnisse ihres gleichen nicht hätten; und daß dasjenige, was Theophraste und Bruyere von der Art geschrieben, gegen seine Arbeit gehalten, läppisch Zeug wäre. Wollten wir im Ernste, welches sonst noch nicht geschehen, mit ihm reden: so müßten wir bekennen, daß er kein Französisch verstehe, elend übersetzt, und in der ihm bishero gewöhnlichen abgeschmackten Schreibart sich selbst übertroffen habe. Allein weil wir von ihm nicht vermuhten können, daß er Scherz und Ernst zu unterscheiden wisse, und genug sehen, daß bey ihm beydes gleich übel angewendet seyn werde: so wollen wir auch keines von beyden gegen ihn gebrauchen. Der sel. D. Luther unterrichtet uns, wie man einem Scribenten, seines Schlages, begegnen müsse. Nach seiner Meinung verdienet er keinen Spott, keine Züchtigung, oder dergleichen etwas, sondern Mitleid und Erbarmung. „Denn," spricht er im II. Tom. Jen. pag. 136. „wie sollt

ein arm Mann thun, der gern schreiben wolle und künd nichts? Er muß je so hielsangen und mit Worten umherschweifen, daß die Leute denken, er wolle ein Buch schreiben."

---

## No. 15.

Halle. Nachdem ein Ungenanter gegen den Professor und Dr. Philippi allhier, welcher am 30. August nach Göttingen gegangen, auch allda bereits glücklich angelanget, eine Schrift von 2 Bogen: Wahrhafter Bericht ꝛc. herausgegeben, darinn er vorgiebt, als ob ein hiesiger berühmter Medicus, H. B. (womit der Verfasser den Lesern weiß machen wollen, als ob es von hiesigem Herrn Dr. Basen komme,) den Herrn Doctor wegen harter Wunden, die er in einer Schlägerey bekommen hätte, besucht, ꝛc. so berichtet man hierdurch, zur Steuer der Wahrheit, daß alles erdichtet sey, und der Herr Professor Philippi vom 20ten Junii, da er soll tödtlich darnieder

der gelegen haben, bis zur Abreise nicht nur gesund gewesen, sondern auch das ungeschliffene Vorbringen des namlosen Pasquillanten durch alle, so den Herrn Professor bis zur Abreise gesprochen, widerleget werde.

## No. 16.

Gleichfalls ist es auch der Herr von Ludewig, der mit seinen Intelligenzzetteln den Herrn Dr. Philippi, (der zur ersten Sorte anfänglich gedachter Gelehrten gehöret) zu der feuerspeyenden Schrift, daß der ehrliche Cicero ein grosser Windbeutel, Rabulist und Charlatan gewesen sey, verführt hat; indem jener dem Cicero solche Namen am ersten beygeleget, und dieser, nach dem Geständnisse in seiner Vorrede, solches windmacherische Angeben ausführen wollen. Wie der gute Herr Dr. Philippi seine Sache ausgeführet hat, solches ist ihm gar nachdrücklich in ihren Nachrichten gezeigt worden. Mir kamen bey Erblickung des Titels die Gedanken ein, daß die Worte: hic Rhodus, hic salta! sich auf das Kupfer beziehen müßten; weil es scheint, als wenn der Hr. Dr. Philippi ein Blasebalgballet tanzen wollte.

Doch er will kein Tänzer, sondern ein Händler seyn. An ihrem Orte rufen die Püsterhändler ihre Waare auf der Strasse herum, und tragen sie unter dem Arme; wenn aber D. Philippi bey ihnen aufgezogen käme, wie er auf dem Titel stehet, und daß die Bälge um ihn herum flögen, er bekäme tausendmal grössern Zulauf, als in Halle und Göttingen. Wir müssen jetzo in Halle seiner männlichen und heroischen Beredsamkeit entbehren. Weil er auf eine ganz neue Art die Windbeuteleyen aus einer Rede des Cicero gezogen, und derselbe dadurch klärlich erwiesen, daß er sich auf das Windmachen sonderlich verstehet: so wäre es vielleicht nicht uneben, wenn ihm aufgetragen würde, daß er auch aus den übrigen Autoribus classicis die darinn steckenden Windbeuteleyen zeigte, und ein Opus ventosum schriebe, worinn die Winde der Autorum classicorum gesammlet stünden. Aber unser Wunsch wird wohl unter den piis desideriis bestecken bleiben, sintemal mir eine neue Schrift von der Gewißheit seines Todes, und daß er zu Göttingen als ein Gespenst herumgehe, zu Gesichte gekommen, mit der Ueberschrift: Bescheidene Beantwortung der Einwürfe, welche einige Freunde des Herrn Dr.

Johann Ernst Philippi, weiland wohlverdienten Professor der deutschen Wohlredenheit zu Halle, wider die Nachricht von dessen Tode gemacht haben. Halle, 1735 in Octav von 2 Bogen. Plin. Post sepulturam quoque visorum exempla sunt. Gegen den ehmaligen Bericht eines Medici, daß der Herr Professor Philippi den 21sten Junius Abends um 6 Uhr 53 Minuten wirklich dieses Zeitliche gesegnet, haben einige Freunde desselben eine Schrift herausgegeben, sich seiner als die strengsten Renomisten mit Hauen, Stechen, Schlagen und Schelten angenommen, den Bericht des Medici für erlogen und erdichtet ausgeschrieben, auch unter andern unrichtigen Berichten des Herrn Medici der Welt mit Schmähworten kund machen lassen, der Herr Professor Philippi lebe. Weil nun der Herr Verfasser des Berichts eines Medici gar zu grob und ehrenrührig gemißhandelt worden: so hat er billig nicht geschrieen, sondern auf eine bescheidene, angenehme und sowohl ernst- als scherzhafte Weise seine Lästerer widerleget, und gezeiget, daß der Herr Professor Philippi dennoch todt sey, und daß seine Freunde den Beweis: er lebe! schlecht geführet. Man kann mit Grunde der Wahrheit sagen, daß er seine grimmigen und

plumpen Lästerer zu Schanden und Spott gemacht, die ihn ärger tractirt, als wenn er gesagt hätte, der Herrn Professor Philippi habe seinen Vater ermordet und seine Mutter genothzüchtiget, da er doch nur geschrieben, der Herr Professor Philippi sey auf seinem Bette sanft und selig mit den erbaulichsten Gedanken eingeschlafen. Denn sterben ist ja kein Schelmstück, und es sind viel tausend wackere Leute vor ihm gestorben. Es wird ferner gewiesen, 1) daß es kein Beweis sey, wenn die unbekannte Rotte der Freunde des Herrn Professor Philippi, bloß mit den auserlesensten Scheltworten sage: er lebe! 2) daß der Autor des Berichts eines Medici kein Feind des Herrn Professor Philippi sey, und aus keinem feindseligen Gemühte der Welt eröffnet, daß Herr Professor Philippi todt sey, indem er weder sein Erbe noch sein Nachfolger im Amte zu seyn verlange; 3) daß es nicht genug sey, wenn Herr Professor Philippi selbst sage: er lebe! weil testis in propria causa nichts gilt; da er doch kein Wort seines Lebens wegen bis anhero gesprochen; 4) daß der Brief, den er nach solcher Zeit soll geschrieben haben, auch nichts beweiset, weil er kann erdichtet seyn, und viele Briefe nach dem Tode gelehrter Leute

heraus kommen; 5) wenn es heisse, Herr Profes-
sor Philippi ginge zu Göttingen herum, so ist die
Meinung des Herrn Verfassers, der Teufel habe
darunter sein Spiel, es sey des Herrn Professor
Philippi Gespenst, das endlich verschwinden und
einen Gestank hinter sich lassen werde. — — —
Ich kann ihnen, M. H. zum Beschlusse noch die-
ses benachrichtigen, daß ein Gespräch im Reiche
der Todten zwischen dem Herrn Professor Philippi
und Herrn Doctor Rodigasten bald werde aus der
Presse kommen. Denn der letztere gehöret nun
auch unter die Todten. Dadurch ist dieses per
subscriptionem berühmten Polyhistoris Corpus
Juris Casuale ins Stecken gerahten. Ein grosser
Verlust zur Freude der Welt! Der Herr Rodigast
wird sich in der Ewigkeit über des Herrn Kohls
Bericht höchlich beschweren, daß er die gelehrte
Welt vergeblich getröstet, ihr das Maul aufge-
sperret, und vorgegeben, daß Herrn Rodigasts,
Doctoris und JCti, Werk fertig und in allen
Buchläden zu haben sey. Ingleichen wird der
Herr Professor Philippi über Herrn Kohls neuli-
chen gelehrten Bericht von einem Baurens-
knecht, der einen jungen Hund ausge-
spien, welcher in jener Welt kund worden, sei-

neu Argwohn empfindlich zu erkennen geben; indem er glaubt, man habe seiner gespottet, weil der Bauerknecht Philippi heißt. Ich stelle es ihnen frey, M. H. ob sie meine Gedanken ihren gelehrten Nachrichten wollen beyfügen. Geschiehet es, so warte ich bald mit mehrerm Beytrage auf 2c. 2c.

## No. 17.

Hamburg. Hier siehet man eine Schrift unter folgendem Titel; Cicero, ein grosser Windbeutel, Rabulist und Charlatan; zur Probe aus dessen übersetzter Schutzrede, die er für den Quintius gegen den Nävius gehalten: klar erwiesen von Dr. Johann Ernst Philippi, Professor der deutschen Beredsamkeit zu Halle. Sammt einem doppelten Anhange, 1) der gleichen Brüder, gleicher Kappen, 2) von acht Vertheidigungsschriften gegen eben so viel Chartequen Hic Rhodus, hic salta. Halle, 1735. In Verlegung des Autoris, und in Leipzig in Commission zu finden bey Jacob Born, auf dem Nicolai Kirchhof, unter der Frau Doct. Schambergerinn Hause, 1½ Alphabet in Octav. Mit dem Bildnisse des Autoris.

Erat autem *Cestius, nullius quidem ingenii, Ciceroni* etiam *infestus, quod illi non impune*

*cessit.* Nam cum M. Tullius, filius Ciceronis, Asiam obtineret, homo qui nihil ex paterno ingenio habuit praeter urbanitatem, coenabat apud eum Cestius. M. Tullio et natura memoriam dempserat, et ebrietas, si quid ex ea superest, subducebat: subinde interrogabat: Quis ille vocaretur, qui in imo recumberet? et cum saepe subjectum nomen Cestii excidisset, novissime servus, ut aliqua nota memoriam ejus faceret certiorem, interroganti domino, quis ille esset, qui in imo recumberet? ait: *Hic est Cestius, qui patrem tuum negabat litteras scisse, afferri protinus flagra jussit, et Ciceronis, ut oportuit de corio Cestii satisfecit.* Seneca Suasor. VII.

---

## No. 18.

Extract eines Schreibens aus Göttingen vom 29sten Januar 1735.

Hamburg. Der Herr Professor Philippi ist noch hier, und hat endlich seinen so lange versprochenen Tractat: Cicero ein grosser Windbeutel, auf seine eigene Kosten drucken lassen. Der ganze Titel dieses Werks lautet also: Cicero, ein grosser Windbeutel, Rabulist, und Charlatan; zur Probe aus dessen übersetzter Schutzrede, die er für den Quintius gegen den Nävius gehalten: klar erwiesen von Dr. Johann Ernst Philippi, Professor der deutschen Beredsamkeit zu Halle. Sammt einem doppelten Anhange: 1) der gleichen Brüder, gleicher Kappen, 2) von acht Vertheidigungsschriften, gegen

eben so viel Charteguen. *Hic Rhodus, hic saltat* Halle, 1735. In Verlegung des *Autoris*, und in Leipzig in Commission zu finden bey Jacob Born auf dem Nicolai Kirchhof, unter der Frau D. Schambergerinn Hause, anderthalb Alphabet in Octav. Der Herr Professor Philippi weiß sich recht groß mit dieser Schrift, und er hat es auch Ursache. Alles, was er bishero geschrieben, ist für nichts dagegen zu achten. In der ziemlich langen Vorrede handelt er gar umständlich von der Absicht seiner Schrift, und drücket in derselben den Character eines Windbeutels, Rabulisten und Charlatans vortreflich aus. Er beschreibt den letzten nach der lebendigen Erfahrung, so er in diesem Stücke hat: „Ein Charlatan ist ein gelehrter Gaukler, der bey seiner vorgegebenen Wissenschaft viel lächerliches an sich hat, das er selbst nicht dafür erkennet, S. 35, und verspricht S. 37, die Charlatanerie nach D. Swifts Lehrart in Form einer Wissenschaft vorzutragen." Es ist zu wünschen, daß er sein Versprechen halten möge; denn seine Lehrsätze von der Charlatanerie werden vortrefflich, und, in ihrem Geschlechte, eben so kräftig seyn, als die Lehren eines wiedergebohrnen

Predigers, weil er sie unstreitig mit seinem Exempel unterstützen wird. Die Uebersetzung der Oration pro Quintio ist eben so schön, als diejenige so er neulich von denen Maximen der Marquise de Sablé herausgegeben. Der Herr Professor Philippi hält es sich für schimpflich, einen Wortklauber abzugeben, und, nach Art der gemeinen Uebersetzer, den Sinn seines Originals genau auszudrücken. Er übersetzet heroisch und männlich; und daher findet man in seiner Uebersetzung unterschiedene Stellen, die zwar an sich vortrefflich, aber doch ganz was anders sagen, als Cicero sagen wollen, und daher manchem Anlaß geben können, zu denken, der Herr Professor Philippi verstehe kein Latein. Denn so übersetzet er, zum Exempel, S. 61. die Worte: ad me ventum est, qui, *ut summa haberem cetera*, temporis quidem certe vix satis habui, ut rem tantam, tot controversiis implicatam, possem cognoscere, also: „und ist also diese Sache an mich gekommen, der ich, n u n a n d e r e w i c h t i g e A n g e l e g e n h e i t e n a b z u w a r t e n, in Wahrheit kaum so viel Zeit übrig gehabt u. s. w." Da doch ein jeder leicht siehet, daß Cicero mit den Worten: ut summa haberem cetera, nicht auf seine vie-

len Geschäffte, sondern auf die eloquentiam und gratiam ziele, worinn, wie er vorher schon gesagt, Nävius und sein Advocat Hortensius ihm und seinem Clienten so sehr überlegen. Mancher, der auch sonst eben kein Wortklauber ist, wird sich also kaum des Lachens enthalten können, wenn er siehet, daß der Herr Professor Philippi über die so wunderbar übersetzten Worte des Cicero nachfolgende Anmerkung macht: Ut summa haberem cetera. „Hierinne liegt eine Ruhmsucht. Denn Cicero will so viel sagen, als: Sehet doch, wie sehr ich mir alles übrige angelegen seyn lasse; was würdet ihr euch also von mir versprechen können, wenn ich nur genugsame Zeit gehabt?“ not. 8. Und S. 72 verdollmetschet er die eben nicht dunkelen Worte des Cicero: Nam qui ab adolescentulo quaestum sibi instituisset sine impendio, *posteaquam nescio quid impendit*, et in commune contulit, mediocri quaestu contentus esse non poterat, auf eine gar besondere Weise, also: „Denn da er als ein junger Kerl ohne Mühe sich was erworben, nachher weiß nicht was vorgehabt, und in gemeiner Classe eingeleget rc.“ und macht dabey die poßirliche Anmerkung: „Cicero will sagen: der Narr hatte, ich

weiß nicht was vor Chimeren im Kopf: so verdreußt es also den Cicero, daß dieser Windbeutel sich durch seine Windbeuteley zum Hochmuhte verleiten lassen, mithin straft er an andern, was bey ihm selbst, obwohl in einer andern Art der Windbeuteley, zutraf." not. 57.

Einem Manne, der es so weit in der lateinischen Sprache gebracht, muß es ungemein artig lassen, wenn er einen Criticum abgeben will. Der Herr Professor Philippi thut es; aber auf eine ganz besondere Art. Er verbessert Stellen, die keiner Verbesserung bedürfen, und wenn der Text verdorben ist, so macht er übel ärger. Wenn Cicero spricht: denunciat (Alphenus) sese procuratorem esse; istum (Naevium,) aequum esse famae fortunisque P. Quintii consulere, et adventum ejus exspectare. Das ist: Alphenus sagt, er wolle den Quintius vor Gericht vertreten, und Nävius müsse den ehrlichen Mann nicht so gleich um Ehre und Gut bringen, sondern dessen Ankunft erwarten: so macht der Herr Professor Philippi S. 86. folgende critische Anmerkung: „Es ist im Lateinischen wohl verdruckt: istum aequum esse famae fortunisque consulere. Daher muß es heissen: istius aequum etc. (not. 81.)

durch welche Verbesserung aber der gute Cicero zu einem römischen Philippi gemacht wird, wenn er hergegen gleich darauf heißt: „Wenn er (Nävius) aber dieses nicht thun wollte (nämlich des Quintius Ankunft erwarten;) sondern sich fest vorgenommen, den Quintius auf solche Art (nämlich durch die übereilte und unrechtmäßige Verkaufung seiner Güter) dahin zu bringen, daß er eingehen müsse, was er (der Nävius) haben wollte: so wolle er (Alphenus) ihm weiter keine gute Worte geben, sondern er (Nävius) könne nur, wenn es ihm beliebte, zum Richter wandern, da wollte er ihm schon zur Antwort kommen.“ Quod si facere nolit, atque *inhibuerit* ejusmodi rationibus illum ad suam conditiones perducere, sese nihil precari, et, si quid agere velit, judicio defendere: so sieht der Herr Professor Philippi nicht, daß hier das inhibuerit nichts heisse, und dafür entweder imbiberit, oder instituerit gesetzt werden müsse; sondern macht eine trotzige und lehrreiche Anmerkung. „Der Notenschreiber,“ spricht er,“ zermartert sich über das Wort inhibuerit ejusmodi rationibus illum ad suas conditionibus perducere, und setzet einer so, der andere so; aber man muß nur sehen, von wem die

Rede, nämlich: Si Naevius inhibuerit Procuratorem Alphenum, ne rationali modo Quintium disponere posset, se eum in jus vocare." (not. 83.) Man lernet hieraus zweyerley: 1) daß Alphenus den Quintum durch vernünftige Vorstellungen zum Vergleich bringen wollen, wovon doch Cicero nicht ein Wort saget, und 2) daß in jus vocare, und judicio defendere einerley sey, welches man sonst nicht gewußt. Man kann sich also leicht vorstellen, wie schön eine Uebersetzung, die auf solche Gründe gebauet, gerahten seyn müsse, und darf sich nicht wundern, daß ein über die gemeinen Notenschreiber so weit erhabener Criticus, als der Herr Professor Philippi, oft durch die kleinesten Druckfehler, die einen mäßigen Schulknaben kaum im Lesen aufhalten können, ganz irre gemacht werde. Ich finde davon zwey klägliche Exempel. Cicerero spricht: „Nävius müsse, wenn er als ein ehrlicher Mann leben wolle, vieles lernen, und sich vieles abgewöhnen, welches beydes einem Manne von seinen Jahren schwer ankomme." Si vult virorum bonorum instituto vivere, multa oportet discat, atque dediscat, quorum illi aetati *utrumque* difficile est. Der Herr Professor Philipi lieset für utrumque, virumque;

weil

weil etwan das t nicht recht ausgedrukt gewesen, und macht S. 123. folgende Anmerkung: „In der Ausgabe der Reden Cicero vom Freigio, welche ich hier zum Grunde geleget, heißt es Tom. I. p. 31. quorum illi aetati virumque difficile eit. Die Critici mögen sich den Kopf zerbrechen, wie es heissen soll. Ich hoffe seine Gedanken errahten zu haben, die Worte mögen heissen, wie sie immer wollen.“ Aber er hat sie nicht errahten, und folglich sehr schlecht ausgedrüket. Bald darauf hat der Herr Professor Philippi das Unglück, daß er ein c für e ansiehet. Cicero sagt: Litterae P. Quintii, tot testes, (L. Albius, et familiares Albii et Quintii,) quibus omnibus causa justissima, *cur scire potuerint*, nulla, cur mentiantur etc. So viele Zeugen, die alle einen guten Grund ihrer Wissenschaft angeben können, und nicht die geringste Ursache haben zu lügen, u. s. w. Aber der Herr Professor Philippi lieset für scire, se ire, und bringet also Dinge in seine Uebersetzung, die sich weder mit dem vorhergehenden noch folgenden reimen, und dem Cicero nimmer in den Sinn gekommen. „Auch des Quintius eigene Briefe, heißt es S. 123. sind so viel Zeugen, darinn die gerechteste Ursache enthalten, warum sie: ha-

ben die Reise vornehmen können; hingegen ist keine vorhanden, als ob er sich heimlich davon gemacht, und es anders vorgegeben ꝛc." Er ist damit noch nicht zufrieden, sondern macht eine Anmerkung, die alle Leser in Bestürzung setzen wird. „Cur se ire potuerint, sagt er not. 253. ist ein besonderer Idiotismus im Lateinischen, der sich nach den Worten im Deutschen gar nicht ausdrücken lässet, wenn man sagen wollte: warum sie sich gehen könnten." Es legt der Herr Professor Philippi durch diese Anmerkung seine tiefe Einsicht in die lateinische Sprache eben so deutlich an den Tag, als er in seiner Uebersetzung überhaupt seine Stärke in der deutschen gewiesen, um welche er sich auch nur dadurch unsterblich verdient gemacht, daß er S. 149. das Wort Dictator durch Machtsprecher übersetzet.

Ich komme auf die Anmerkungen, in welchen der Herr Professor Philippi dem Cicero seine Fehler zeigen will. Sie sind kurz und nachdrücklich. Wenn ihm eine Stelle in der Rede des Cicero nicht gefällt, so spricht er gerade weg: das ist ein Windstreich, ein Luftstreich, oratorischer Wind, ein Fehlschluß, ein rabulistisch Stückgen, ein Galimahtias u. s. w. Er ruft: o Blendwerk! Blend-

werk! stellt sich, als wenn ihm bey dem Geschmacke des Cicero übel wird, und schilt ihn für einen Harlequin, Windbeutel und Marktschreyer. Ich bekenne, dieses ist lustig zu lesen: nur ist zu bedauren, daß oft Religionsspöttereyen mit unterlaufen. Ich rechne dahin, wenn der Herr Professor Philippi, um den Cicero recht zu beschimpfen, spricht: er rede Catechismus- und Canzelmäßig. (not. 83. 21. 123.) Wenn er von der geistlichen Beredsamkeit überhaupt sehr höhnisch urtheilet, und um den usum consolatorium lächerlich zu machen, sagt, es sey der beste Trost, daß man daraus schliessen könne, die Predigt werde bald aus seyn. (not. 114. 116. 163.) Wenn er auf dem Kupferblatte, und sonst die Worte Christi: der Wind bläset, wo er will rc. und, ihr irret und wisset die Schrift nicht, freventlich mißbrauchet. (not. 151. 312.) Und wenn er endlich (not. 287) mit denen Wortern des Catechismus: es bedeutet, daß der alte Adam rc. sein Gespötte treibet, indem er auf die Frage: was bedeutets also? antwortet: es bedeutet, daß der alte Cicero rc. welches gewiß so profan klinget. Doch man muß dieses für was erträgliches halten an einem Manne, der in der Vorrede (S. 9. 10.) eine lange Stelle

aus einem atheistischen Manuscript, dessen Verfasser Gott bekannt, ohne die geringste Widerlegung anführet, ja noch dazu wegen der schönen Schreibart lobet, und daben beklaget, daß die Schwachheit und der blinde Eifer vieler Leser ihm nicht zulasse, die ganze Handschrift, die er ein Meisterstück nennet, ans Tageslicht zu stellen. (S. 11.) Ueberdem ist der Herrn Professor Philippi ein Jurist. Man könnte dieses, wenn man es auch sonst nicht wüßte, zur Noht aus einigen Stellen seiner Anmerkungen schliessen. Denn so wundert er sich, (not. 244.) warum Nävius den Quintium nicht ex l. si contendat provociret, und spricht (not. 263.) Nävius habe vor Notarien und Zeugen protestiret, daß Quintius ausgetreten. Ich glaube wohl, daß viele gemeine Rechtsgelehrte über diese Anmerkungen spotten, und sagen werden, es sey lächerlich zu glauben, daß man zu Rom Notarien gehabt, und zu verlangen, daß Nävius seinen Gegner aus einem Gesetze provociren sollen, welches zu seiner Zeit noch nicht vorhanden gewesen, und in welchem die gemeine Praxis gar nicht gegründet: Allein ich glaube auch, daß der Herr Professor Philippi diese Spötter schon abfertigen wird. Er weiß seine

Feinde schon zu putzen. Selbst in diesen Anmerkungen, die nur bloß gegen den Cicero gemacht zu seyn scheinen, versetzt er ihnen manchmal eines, und das auf die scharfsinnigste Art. Zum Exempel not. 40. putzt er den Advocaten, der in dem Processe, welchen der Herr Professor Philippi mit einem gewissen Manne in M., von dem er erschrecklich gemißhandelt worden, gehabt, die Distinction unter Philippi vor dem Fall, und nach dem Fall angebracht. Dieser Advocat muß (not. 339.) nochmals herhalten, woselbst auch der Herr Professor Philippi einer gewissen Regierung vom vierten Range, wie er spricht, seine Ungnade ankündiget, und ihr nur noch eine kleine Frist zur Busse giebt. Not. 255. hat der Herr Professor Philippi mit einigen lieblosen Leuten zu thun, die ihm nicht ein Paar Ellen Sammet und Atlas borgen, und nicht leihen wollen, da sie nichts zu hoffen gehabt; welches unchristlich. Der Herr Professor Philippi aber ist höflich, und sagt nur, das wären Grobiansstreiche. S. auch not. 112. 203. 396. Indessen muß man gestehen, daß er, wenn ihm seine Feinde zu mächtig, sich in seinem Eifer klüglich zu mäßigen wisse. Ich berufe mich auf not. 371. und 389. b. da er mit der grösse-

sten Behutsamkeit von einer gewissen Rügesache redet, und insonderheit auf not. 275. woselbst er bey Gelegenheit der Worte des Cicero: Tametsi nolo eam rem commemorando renovare, cujus omnino rei memoriam omnem tolli funditus ac deleri arbitror oportere, in christlicher Gelassenheit spricht: „Dies denke ich auch bey einer gewissen Affaire, dabey ich nicht sagen darf, daß mir zu viel geschehen.“ Was dieses indessen für eine Affaire sey, kann man einigermaßen aus der 85ten Anmerkung schliessen, die also lautet: „Accepta insigni injuria, wie jener, der einem grossen Herrn ein wohlgesetzt Gedicht überreichen wollte, und ihm dieser dafür ins Gesicht schlug.“ Denn ob gleich der Herr Professor Philippi, damit niemand denken möge, er rede von sich selber, sagt, das Gedicht sey wohlgesetzt gewesen: so sieht man doch wohl, daß er auf das bekannte grosse Unglück ziele, so ihm im vorigen Sommer begegnet. Er ist desfalls wahrhaftig zu beklagen. Allein gleichwie nichts in der Welt so schlimm ist, das nicht worzu gut wäre: so haben wir auch diesem Unglücke des Herrn Professor Philippi die wichtige Anmerkung zu danken, daß die Kopfstösse die gefährlichsten. (not. 87.) Viele

schöne Anmerkungen, die der eben angeführten nichts nachgeben, übergebe ich mit Stillschweigen. Nur gedenke ich noch der zehnten, weil sie denjenigen, so der Herr Magister Sievers über die Worte: Habt ihr nichts zu essen? und sein Nachahmer über das Wort: Rotten, gemacht haben, sehr ähnlich, und der letzten, weil sie gleichfalls erbaulich ist. Jene lautet also: „Iam a suis penatibus praeceps ejectus heißt hier nicht, als ob die Hausgötter ihn aus dem Gute gejaget hätten: denn die armen Teufel rührten sich nicht; also ists so viel, als daß er sie mit dem Rücken ansehen müssen.“ Und diese: „Es lagen damals die Marianische und Syllanische Partey einander in den Haaren. Ich gedenke dabey mit zwey Worten, daß in Deutschland jetzo auch eine Marianische Partey sey, von dem Vornamen einer gewissen vornehmen Dame also benannt; zu solcher gehört auch die scherzhafte Gesellschaft in Leipzig, wie auch die Gesellschaft der schönen Büsgen, und die Bockshornische Bande. Ich gehöre zu keinen von diesen dreyen.“

Von des Lucius Philippus Beantwortung der Rede des Cicero sage ich nichts mehr, als daß sie denen übrigen Reden des Herrn Professor Phi-

lippi vollkommen gleiche. Wenn man nicht wüßte, daß dieser berühmte Redner Urheber davon sey: so könnte man es aus dem Schlusse derselben deutlich abnehmen, als welcher recht philippisch ist. „Wie gut aber wäre es,“ heißt es daselbst S. 223, „wenn durch dero viel vermögende Vermittelung, hochansehnlicher Herr Stadtrichter, und Herren Beysitzer, die Sache gänzlich in Güte verglichen, und sofort abgethan werden könnte; so wollten wir einander, als redliche Römer, die Hände geben, zusammen nach Hause gehen, mit einander ein Freudenmahl anstellen, und dabey die Gesundheit unter andern einander zubringen: Es lebe der Herr Oberrichter Aquilius, und dessen Beysitzer! Es lebe der ganze römische Raht! Es lebe die edele, die römische, die höchstschätzbare Freyheit!“

Wer sich die Mühe geben will, die Rede des Cicero mit der Beantwortung zusammen zu halten, wird leicht sehen, ob der Herr Professor Philippi Ursache gehabt, auf diesen römischen Redner so entsetzlich loszuziehen. Ich kenne hier Leute, die da glauben, er habe daran sehr übel gethan. Und in der That kömmt es wunderlich heraus, daß der Herr Professor Philippi sich gegen den Cicero auflehnet, und einen Redner, der seines

gleichen schwerlich hat, zu einem Windbeutel, Rabulisten und Charlatan macht, bloß darum, weil er seinem Clienten redlich gedienet, und dessen Noht, wie es seine Pflicht erforderte, lebhaft, nachdrücklich und beweglich vorgestellet. Allein der Herr Professor Philippi muß doch seine Ursachen gehabt haben, warum er den Cicero so herum genommen. Ich bilde mir ein, daß ich sie errahten. Die Rede des Cicero ist sehr satyrisch. Der Herr Professor Philippi klagt fast in allen Anmerkungen darüber. Ist dieses nicht genug, den Herrn Professor Philippi in Harnisch zu bringen? Sie wissen, mein Herr, wie barbarisch die Spötter mit ihm umgegangen. Sie wissen es um so viel besser, weil Sie selbst oft seiner nicht geschonet. Was ist demnach natürlicher, als daß der Herrn Professor Philippi einen tödtlichen Haß gegen alle Spötter heget, und da er mit denen Lebendigen nicht auskommen kann, an denen Todten Rache übet? Er soll überdem schon lange einen heimlichen Groll auf den Cicero gehabt haben, weil er sich einbildet, dieser Römer habe ihn in einigen Stellen seiner Schriften angezapfet. So glaubt er, zum Exempel, er sey der homo ineptus et loquax, sed (ut sibi videtur) ita doctus, ut

etiam magister aliorum esse possit, von welchem Cicero *in Orat. pro Flacco* redet. Er bildet sich ein, Cicero meine ihn, wenn er in eben dieser Oration schreibt: Habebat *rhetor iste* adolescentes quosdam locupletes, quos dimidio redderet stultiores, quam acceperat, ubi nihil possent discere, nisi ignorantiam litterarum, und die Redensart: infatuare aliquem mercede publica, der sich Cicero Philip. 3tia bedienet, könne auf nichts anders zielen, als auf die besondere Art, mit welcher er seine ausserordentliche Professur verwaltet. Was ihn aber am meisten wider den Cicero erbittert, ist die Stelle *de Nat. Deor. Lib. I.* da Cicero ihn, wie er glaubt, hominem sine arte, sine litteris, insultantem in omnes, sine acumine ullo, sine autoritate, sine lepore genennet. Da nun Cicero sich kein Gewissen gemacht, einen Menschen vor seiner Gebuhrt so grob und höhnisch durchzuziehen, so muß ers auch haben, daß ihn der Herr Professor Philippi nach seinem Tode weidlich wieder striegelt. Der doppelte Anhang fasset eine Wiederlegung aller Gegner des Herrn Professor Philippi in sich, und Sie, mein Herr, bekommen ihr Theil auch darinn. Viele der hiesigen Gelehrten, die es mit dem Herrn Professor

Philippi gut meinen, glauben, er habe besser gethan, wenn er seine alten, ihm gar nicht rühmlichen Händel, einmal ruhen lassen. Aber ich bin anderer Meinung. Eben dieser doppelte Anhang wird denen Feinden des Herrn Professor Philippi das Maul stopfen. Die Schreibart, und die ganz eigene Art zu denken und zu schliessen, der sich der Herr Professor Philippi in demselben bedienet, muß nothwendig zu seiner künftigen Sicherheit dienen, und seine Verfolger überführen, daß er unüberwindlich. Sie werden sich also, wo sie nicht die einfältigsten Leute von der Welt sind, nicht weiter die unnütze Mühe geben, gegen den Herrn Professor Philippi zu schreiben, sondern bedenken, was Seneca Epist. 94. sagt: Si quis furioso praecepta det, *quomodo loqui debeat* quomodo procedere, quomodo in publico se gerere, quomodo in privato, erit ipso, quem monebit insanior. Billis nigra curanda est, et ipsa furoris causa removenda. Ich verbleibe rc. rc.

---

## No. 19.

Daß es ein höchstgefährliches Ding sey, sich einer Sache anzumaßen, welcher man nicht gewachsen ist, zeigt unter andern das Exempel des Herrn Professor Philippi, auf welchen, wegen seiner zu leicht befundenen Fähigkeit, alle Wetter zusammen zu schlagen scheinen. Denn kaum hatte derselbe Zeit gehabt in der Vortrefflichkeit und Nohtwendigkeit der elenden Scribenten, (einer Schrift, welche, wegen ihrer sinnreichen Erfindung und lebhaften Ausführung, denen mit so allgemeinem Beyfalle aufgenommenen Schriften des berühmten Dr. Swifts im geringsten nichts bevor giebt) über seine armselige Gelehrsamkeit und erfolgte Fatalitäten seine vielleicht zur Besserung (wo noch eine zu hoffen ist) nicht undienliche Betrachtungen anzustellen: so kommet schon wieder eine andre Schrift hervor, welche

mit dem guten Herrn Professor nicht allzuschaberlich verfähret. Sein größter Trost in seinem Unglücke mag wohl freylich das Socios habuisse malorum seyn; und wer weiß, ob nicht hin und wieder selbst noch Professores (zum wenigsten einer ganz in der Nähe) anzutreffen, welche mit dem Herrn Philippi um den Rang der Unvernunft und Prahlereyen, absonderlich in ausgegebenen marktschreyerischen Zetteln, streiten könnten, wenn selbige nur, bey jetzigen für dergleichen Leute so bedrängten Zeiten, das Haupt ohne Schande und Spott empor heben dürften. Doch wir lassen dieses an seinen Ort gestellet seyn, und melden nur, daß der Titel der erwehnten neulich herausgekommenen Schrift folgender sey: **Wohlmeynender Raht, welchen dem S. T. Herrn Dr. Johann Ernst Philippi, gewesenen öffentlichen ausserordentlichen Lehrers der deutschen Beredsamkeit auf der Universität Halle, imgleichen Chursächsischen immatriculirten Advocaten, als er nach unverhoffter Genesung sich von Halle wegbegab, in einem tröstlichen Sendschreiben ertheilet, dessen aufrichtiger Freund und Bruder, Thomas Mar-**

lewitsch, Carniolanus. Nürnberg, 1734. in Octav, 2 Bogen. Der Verfasser ist vor der Hand noch unbekannt, so viel aber aus der Schrift erhellet, ein grosser Gönner des berühmten neuberischen Comödiantentruppes. Der wohlmeinende Raht bestehet darinn, daß der Herr Professor den ihm so feindseligen Lehrstuhl verlassen, und seine Geschicklichkeit und Gaben unter dem müllerischen Truppe, welcher in dieser Schrift mit dem Herrn Philippi causam communem hat, auf der Schaubühne, zur Beförderung der Unvernunft, dem höchst unvernünftigen Pöbel zur Bewunderung vor die Augen legen möge. Wir erwarten, wozu sich bey so verweifelten Umständen der Herr Philippi entschliessen werde; glauben aber indeßen, daß derselbe seinen rühmlichen Zweck, auch post fata zu leben, schon ziemlichermaßen erreichet habe.

## No. 20.

Göttingen. Von dort aus hat eine unbekannte Hand uns drey Stücke einer Schrift, die wöchentlich alle Donnerstage daselbst ausgegeben wird, übersandt. Sie hat den Titel: Der Freydenker, und beträgt jedesmal einen halben Bogen in Quart. Es scheinet dieser neue Sitten- und Vernunftlehrer wohl durch nichts, als den innerlichen Ruf, welchen er im Magen fühlet, zur Ausgabe dieser Blätter bewegen zu seyn:

. . . Paupertas impulit audax.

Horat. Lib. II. Epist. II.

Das Schöne und Erhabene in den Wissenschaften überhaupt, das Heilsame und Brauchbare in allen Ständen, der Wachsthum guter Künste, der Flor der Handlung, die Kunst reich und glücklich zu werden, samt denen richtig befundenen

Vorschlägen, allen Mängeln im gemeinen Wesen je mehr und mehr abzuhelfen, soll, wie das erste Blatt verspricht, der Vorwurf seiner Betrachtung seyn. Allein aus den beyden folgenden Blättern sollte man fast argwohnen, daß ihn dieses Versprechen schon gereue, wenigstens findet man von allen diesen schönen Sachen nichts darinn. Das erste Blatt lobet die Freyheit zu denken, das andere rühmet die Denkfreyheit, und das dritte preiset die freye Denkungskraft. Folgende tröstliche Denksprüchlein können es zeigen. So stehet vor dem ersten Stücke:

Es läßt sich der Verstand gar nicht in Bande legen;
Hingegen durch Vernunft und Wahrheit leicht bewegen.

Vor dem andern:

Wenn manche den Verstand in enge Grenzen schrenken;
Soll uns nichts höher seyn, als immer frey zu denken.

Und endlich vor dem dritten:

Die freye Denkungskraft geht über die Gewalt,
Sie zieht, sie neigt, sie lockt; man sey jung oder alt.

Nun sagt zwar Horaz:

. . . . . . Citharoedus
Ridetur chorda qui semper oberrat eadem.

Allein

Allein einem Freydenker ist nichts unanständig. Wir glauben, er werde in den künftigen Stücken von der Art frey zu denken, und von der freyen Art zu denken, eben so gründlich, als in dem gegenwärtigen, handeln, wo ihn nicht der Beytrag gelehrter und erfahrner Männer, auf den er, bey seinem Unvermögen, sich und den Lesern im ersten Blatte vertröstet, den einmal eingeschlagenen Weg zu verlassen nöhtiget. Was für ein Begriff eigentlich mit dem Worte Freydenker oder Denkfreyheit verknüpft werden solle, findet man nicht erkläret. Es bedingt sich der Freydenker nichts weiter aus, als daß man ihn nicht für einen Freygeist halten möge, welches auch hoffentlich geschehen wird, daferne nur nicht die im dritten Stücke vorkommende Stelle, da er die Wiederbringung aller Dinge lehret, solches hindert. So viel sonst die Art zu denken und zu schreiben, die in diesen Stücken herrschet, urtheilen lässet: so kann der Freydenker nichts, als einen Menschen, bedeuten, der von dem Joche vernünftiger Regeln frey ist, und ohne Absicht und Ordnung denket und schreibet. Diese Erklärung mag gelten, bis eine richtigere gegeben worden. Bis dahin halten wir die unsrige für angenommen, und

glauben, nach derselben berechtigt zu seyn, dem Freydenker seinen Rang zu bestimmen, welcher unmittelbar über die Classe der elenden Scribenten ist, die, wenn sie schreiben, gar nicht denken. Um indessen allen Verdacht der Partenlichkeit zu vermeiden: so kann man nicht umhin, an diesen Blättern billig zu rühmen, daß sie zwar auf schlechtem Papier, doch mit grossen Lettern und ansehnlich breitem Rande weitläuftig gedruckt, und wie im ersten Stücke die erste Seite, so in beyden andern die letzten Seiten fast ganz ledig zu finden sind. Vortheile, die, bey Schriften dieser Art, in der That vernünftigen Lesern viel wehrt seyn müssen.

No. 21.

Hamburg. Man hat uns abermal drey Stücke des Freydenkers zuzusenden beliebet, deren Inhalt wir, so viel es die Menge derer etwas regellos durch einander laufenden Gedanken zuläßt, anzeigen wollen. Das vierte Stück enthält drey Briefe. Im ersten erzehlet Herr Duldreich ein Histörgen von einem atheistischen Papageyen, welches der Freydenker mit einem etwas freygeistigen Urtheile begleitet. Im zweyten fraget Herr Gradezu, was der Freydenker für einen Beruf habe? Er antwortet hierauf aber, welches mit seiner Erlaubniß gesagt, nicht so gründlich, als es von uns Nummero 20. geschehen. Der dritte Brief des Herrn Rechtliebs bittet um Nachricht des göttingischen Universitätswesens, welche, nebst der Anzeige, wie der mit ihm zu führende Briefwechsel beschaffen seyn und eingerichtet werden solle, ver-

sprochen wird. Auch dieses Stück fasset also, wie jeder siehet, wenig oder nichts in sich, was mit der im ersten Stücke vorgegebenen Absicht übereinkomme. Im fünften Stücke verspricht er den Mißbrauch der Freydenkerey in Betrachtung zu ziehen. Nach wenig Worten, die, wenn man tief nachdenkt, dahin zu zielen scheinen, fängt er aber an, den richterlich entschiedenen Streit zu beschreiben, welchen er mit seiner zornigen Wirthinn, die er Frau Furia nennet, über einige Kleinigkeiten gehabt, da sie ihm die Aufwartung entzogen, ein Geschirr genommen, keine reine Vorhänge wieder geben wollen rc. welches er unsittigliche Handlungen nennet. Hierauf erinnert er sich des erstgedachten Mißbrauchs der Freydenkerey wieder, giebt einige allgemeine Anmerkungen, worunter diese, daß sie der Vernunft unterworfen seyn müsse, wohl die beste, weil sie sonst von der Thorheit oder Raserey nicht zu unterscheiden; gleichwohl aber, welches wir mit aller Bescheidenheit erinnern, finden wir nicht, daß der Herr Freydenker bey seinen Aufsätzen sich durchgehends gar genau nach derselben gerichtet. Das sechste fängt mit einem Briefe des Herrn Belfumeurs, Mitglieds der ausgeräumten Gesellschaft, an, der ihm

vorwirft, er habe in den drey ersten Stücken gar zu ernsthaft zu moralisiren angefangen, und ihn bittet, eine Liste der Materien, die er das ganze Jahr durch zu liefern gedenke, mitzutheilen. Was den ersten Punct betrifft, so erkläret er sich darauf etwas nachdenklich, und giebt sodann eine Liste von 53 Materien, die im Freydenker nach und nach ausgeführet werden sollen. Diejenigen, welche wir darunter vor andern ausgearbeitet zu sehen wünschen, sind: Der Vorschlag, ohne einzige Kosten in Zeit von 15 Jahren eine Armee von mehr als 50000 Mann auf die Beine zu bringen; das sittliche und unsittliche Studentenleben; das moralische Portrait der liebenswürdigen Anglicana, einer Braut des Freydenkers; Merkwürdigkeiten bey der neuen göttingischen Universität, aus einem darüber vom Anfange gehaltenen Tagebuche rc. Warum das vierte und fünfte Stück allein von Patriotenstadt datiret worden, wissen wir nicht; so viel ist uns gemeldet, daß diese Schrift zwar in Göttingen ohne Censur zu Papier gebracht, aber zu Allendorf, einem Orte im Heßischen, gedruckt werde. Wer der Verfasser sey, halten wir unnöhtig zu sagen, weil in ganz Deutschland nur ein Mann, auf den der Verdacht fallen kann. In-

dessen können wir nicht unerinnert lassen, daß der Verleger vielleicht besser thun würde, wenn er diese Blätter nicht so hoch, als er thut, im Preise hielte. Wer kann mit gutem Gewissen für ein Blatt dieses Schlages vier Pfennige geben?

---

## No. 22.

Hamburg. Von dem Freydenker sind uns abermal drey Stücke zugesandt. Diese Erstlinge des gegenwärtigen Jahres haben in der That einen Vorzug vor denen vom vorigen. Nicht darinn, daß sie etwa Dinge in sich fasseten, die vernünftiger, nutzbarer, sinn- oder lehrreicher wären, als in denen vom vorigen Jahr vorkommen; sondern weil sie noch mehr von dem Endzwecke abgehen, den der Verfasser im ersten Stücke sich vorgesetzet zu haben vorgegeben. Der Inhalt derselben, den wir aufrichtig mittheilen, soll es zeigen. Im siebenden Stücke, welches das erste von diesem Jahre, wird dem Leser ein Neujahrswunsch versprochen; aber nicht gegeben. Im achten werden zwo Fabel erzehlet, die aber so beschaffen sind, daß auch kein Esop noch Fontaine davon die Deutung zu geben im Stande seyn würde. Das neunte erzeh-

let den Zufall, da ein Schwermühtiger sich selbst Leid gethan. Dies soll der Inhalt gedachter Stücke freylich seyn; wie aber ein Freydenker ganz anders verfähret, als ein anderer vernünftiger Mensch: so kann der Leser aus obigen kaum den zwanzigsten Theil desjenigen erkennen, was wirklich darinn zu finden. Sollte man wohl gedenken, daß in dem siebenden Stücke würde erzehlet seyn, wie alt der Freydenker, und welcher Tag eigentlich sein Geburtstag? Gleichwohl berichtet er dies nicht nur von sich, sondern auch von seinem Vater, und macht aus der Anmerkung, wie viel dieser älter, als er, so viel besonders, daß er es nicht mehr thun können, wenn er das Gegentheil behaupten wollen. Was demjenigen begegnet, der in seinem Namen in Göttingen das Neujahr wünschen müssen, möchte wohl kein Mensch darinn suchen, und dennoch wird er es finden, und zwar so umständlich, daß er Ursache haben wird zu sagen, was gehen mich die Kleinigkeiten an? Was sollen die Unfläterenen? Die Vorschlage, durch den Postillion oder Nachtwächter die Neujahrswünsche ablegen zu lassen, sind freylich sinnreich und neu; allein wir zweifeln, ob sie jemand klüger halten werde, als den Schluß des ganzen siebenden Stü-

ckes. Denn weil der Freydenker am neuen Jahrstage eine Predigt gehöret, worinn von dem Paradiese gedacht worden: so nimmt er daher Gelegenheit, seinen Lesern in folgenden Worten den Neujahrswunsch, oder vielmehr Neujahrsgeschenke, doch nur, weil es hypothetice unmöglich, vel quasi zu ertheilen: „Ach! möchte Eden noch stehen, ich wollte gehen, eilen, rennen, und aus solchen einige der besten Früchte holen, mein Herz zu einer Schaale nehmen, und in solche die gesammlete Früchte meinem allergnädigsten Könige, Ministern, der löblichen Universität, Einem Hochweisen Raht, der gesammten Bürgerschaft, und allen meinen Lesern, so viel ich derer wüßte, überreichen. O! stünde annoch dieser Garten Edens: so würde kein Neid, keine Schlange, ja nicht einmal ein Cherub vorhanden seyn, die da verwehren könnten, Aepfel von dem Baume des Lebens abzubrechen, und von denen übrigen unzähligen Arten Früchten eine Sammlung der vornehmsten Gattungen anzustellen, meine Schaale damit anzufüllen, und zu sagen: Hier überreiche ich ihnen, preiswürdigste Häupter, und auserwählte Freunde, etwas von denen Früchten der Unsterblichkeit! Sie gehören zwar nicht mir allein zu; aber doch

erlaubet die Herrlichkeit Edens, sie zu brechen, zu sammlen, und mit treuem Herzen aufzutragen!" welche tröstliche Worte er zu Anfange des Stücks in folgende Reimlein gezwungen:

Wenn ich an Edens Pracht und dessen Früchte denke:
Hol ich sehr gern daraus für jeden ein Geschenke!

In dem achten Stücke kommt nun eben, ausser denen Fabeln, deren Deutung Gott, und vielleicht dem Verfasser, bekannt, nichts vor: was aber bey dem neunten Stücke noch merkwürdig, versparen wir bis künftig anzumerken, weil der Herr Freydenker sein Urtheil über den darinn erzehlten Zufall auch bis in eines der nächstfolgenden Stücke versparet hat.

Ende des zweiten Theils.



